Wahl und Führung

oder

Religion und Fanatismus

in romantischer Darstellung.

1. Theil.

Leipzig, 1816.

In Commission bei H. L. Hechly.

Halle a. S.

Wahl und Führung

oder

Religion und Fanatismus

in

romantischer Darstellung.

Erster Theil.

Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geist. Wer darin Christus dienet, ist Gott gefällig und den Menschen werth.

Röm. 14. 17. 18.

1921 K 1204

Vorwort.

„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bey Gott, und Gott war das Wort.“

„Das war das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen. Es war in der Welt, und die Welt ist durch dasselbige gemacht, und die Welt kannte es nicht. Er kam in sein Eigenthum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf.“

Wahn und Sünde, Unglaube und Menschengebot hatte sich gelagert, wie

ein Gewölke der Finsterniß, zwischen sie und ihren Himmel. Sie kannten den Vater nicht: wie hätten sie sollen den Sohn kennen, welchen ihnen der Vater gesandt hat?

Aber der Mächtige sprach das Wort, und die Wolke schwand vor dem Hauche seines Mundes. Nun sahen sie ihn in seiner Herrlichkeit als den Eingeborenen des Vaters; neues Leben blühete auf um ihn; frey ward der Wille, der Geist licht, das Herz rein, der Mensch versöhnt in Liebe, ermuthigt in Himmelskraft und Hoffnung: die Heiligen und Freyen beteten an im Geist und in der Wahrheit.

Aber als er heim gegangen war und zuletzt in unendlicher Liebe auch sein theures Leben ausgeblutet hatte für seine Brüder, als sein Gottesreich anfing zu gedeihen und himmlische Blüthen zu bringen: da kamen Leute, welche die, so mit Christo abgestorben sind den Satzungen der

Welt, wieder fangen wollten mit Satzungen, als lebten sie noch in der Welt; die da sagen: du sollst das nicht angreifen, du sollst das nicht kosten, du sollst das nicht anrühren; welches alles soll Verderben bringen durch den Gebrauch, nach den Geboten und Lehren der Menschen; welche haben einen Schein der Weisheit, durch selbst erwählte Geistlichkeit und Demuth, und dadurch, daß sie des Leibes nicht verschonen, und dem Fleisch nicht seine Ehre thun zu seiner Nothdurft. Und sie fingen an, eine Mauer aufzuführen um den Gottesgarten; diese bauten sie immer höher, bis zuletzt ein stolzer Bau da stand, und sie stellten einen Schlüsselbewahrer an den Eingang der Kirche, der sprach: mir ist gegeben alle Macht zu bannen und zu lösen; da drinnen nur ist Heil und Gottes Reich; Fluch allen, die draußen sind!

Aber die stolze, hohe Kirche war Gottes freudiges Reich nicht mehr. Viele der

Eingeschlossenen sehnten sich nach dem Anblicke des freyen, seligen Himmels; aber sie sahen nur das Gewölbe des Baues, nicht den lichten himmlischen Bogen. Immer mächtiger ward das Sehnen, immer lauter der Ruf vieler Stimmen: warum werden wir in Banden und Fesseln gehalten? sind wir nicht die Befreyeten des Herrn? Endlich, da die Zeit erfüllet war, standen auf von Gott begeisterte Helden, die waren muthig und kühn, und das Wort Gottes ward wieder in ihrem Munde lebendig und kräftig und schärfer als ein zweyschneidiges Schwerdt. Mit der Lichtwasse des Glaubens durchschnitten sie die Fesseln der Kirche, und kehrten zu seligem, freyem Leben in Christus zurück.

Doch der Geist, der so mächtig in ihnen die Flügel schlug, lebte nicht fort in allen, die nach ihnen kamen und fortwirkten an ihrem Werke. Der Fesseln der Kirche sind wir ledig, aber auch von Chri-

ſtus ſind viele abgewichen, und ſtatt zu Chriſtus zurückzukehren, dem einigen Lebensquell, möchten ſie lieber eine Kirche wieder aufbauen, und wenn nicht mit einer Mauer, doch mit einem grünen, luſtigen Zaune umſchließen den Gottesgarten; wenn nicht ein ſteinernes Gewölbe, doch ein Netz über ihrem Haupte ausſpannen. Und wenn jetzt die hohen Helden und Kämpfer unſrer Chriſtlichen Freyheit aus ihren Gräbern herauf kämen, würden ſie nicht in heiligem Zürnen mitten unter die Wankenden treten und ihnen zurufen mit den Worten jener früher Erleuchteten:

„Die ihr längſt ſolltet Meiſter ſeyn, bedürfet ihr wiederum, daß man euch die erſten Buchſtaben der göttlichen Worte lehre, und daß man euch Milch gebe und nicht ſtarke Speiſe?“

„Seyd ihr ſo unverſtändig? Im Geiſte habt ihr angefangen, wollt ihr es

denn nun im Fleiſch vollenden? Habt ihr denn ſo viel umſonſt erlitten?“

Ja auch aus dem eigenen Herzen würde mancher noch weiter alſo ſprechen: Meinet ihr, wenn ihr dem Herrn ein Mäntlein umhänget, es würden mehr zu ſeinem Heiligthume wallen? Sind ſie euch auch einige Male um des Mantels willen gekommen, die Freude wird nicht lange währen, ihr verwöhnter Sinn wird nur immer neuen Putz fordern. Ihr aber ſündiget an dem Heiligen, daß ihr glaubt, durch einen Mantel müſſe man ſeiner himmliſchen Schöne noch einen Schmuck beyfügen. Zeigt nur wieder den Herrn in ſeiner ganzen Herrlichkeit, gebt nur wieder die lautere, reine Milch des Evangeliums; und einen andern Troſt findet ihr doch nicht, in dieſer Zeit ſo wenig, als in jeder andern, denn allein in Chriſtus und ſeinem Evangelium.

Doch von allem dieſem ſpricht aus-

führlicher das Buch, dem dieser Spruch voran tönt, und vielleicht daß die Wahrheit anschaulicher wird und allverständlicher, wenn zugleich das Wort Leben gewinnt in That und Handlung. Wenn aber die Laute, welche Ihr hier vernehmt, erst am Schlusse wiederklingen, so erwäget: die vor Euch nun erscheinen werden, können in keiner Sprache reden, als in der ihrigen. Alle sind sie Kinder dieser Zeit; nur in Einem, wünschte ich, möchtet Ihr das Bild einer bessern — einer vergangenen oder zukünftigen? — Zeit erblicken. Nochmals sollen vor Eurem Geiste die zuletzt entronnenen Jahre *) vorüber gehen; vieles, was wirklich geschehen; anderes im Geiste dessen, was geschah; nichts ärger, als es geschehen. Eines verzeiht:

*) Vom zwölften bis zum sechzehnten unsres Jahrhunderts. Besonders ist bei den verschiedenen Gesprächen der Zeitpunkt nicht zu übersehen, in welchem sie gehalten worden.

ſollte die Dichtung hier Tag und Stunde etwas näher zuſammen gerückt, dort weiter aus einander geſchoben haben.

Nehmet in Liebe, was ich darbringe; in Liebe und in der Überzeugung: daß an alle, die mit mir in Verehrung den Namen des Herrn ausſprechen, ein tieferes und unauflöslicheres Band mich bindet, als das einer ſichtbaren Kirche. Keine der Kirchen iſt die Kirche, außer der nicht auch noch Heil zu finden ſey. Jede Kirche iſt unſer, wir aber ſind Chriſti, in dem allein ſich aller Zwieſpalt löſet, und durch den wir alle den Eingang haben zu dem Vater. „Und daß nur Chriſtus verkündet werde, welcherley Weiſe es geſchehe, ſo freue ich mich deß und will mich auch freuen.“

Erſtes Buch.

Der Geiſt iſt es, der da lebendig machet;
das Fleiſch iſt kein nütze.

Joh. 6, 63.

Erſtes Kapitel.

Einige Male ſchon hatten die Wanderer, von der Gluth des Tages ermüdet, nach dem Ziele ihrer Reiſe ungeduldig umher geſpäht. Eben ſtiegen ſie den ſanften Abhang eines Hügels hinab, da hob ſich die ſtolze Kuppel der Peterskirche aus der Tiefe des Thales empor und verkündete ihnen die nahe Stadt. Rings umfing ſie in weiter Öde die ſtille Campagna von Rom, und über ihnen ſchoß die Sonne von dem unumwölkten Himmel verſengende Strahlen auf den dürren, ſpärlich mit Pflanzen bekleideten Boden, der überall reiche Spuren vergangener Jahrhunderte, aber nirgends Denkmahle eines

noch fort wirkenden, regsamen Geschlechtes zeig-
te. Den Blick auf den Dom des heiligen Pe-
trus hingewendet und bewältigt in ihrem Ge-
müthe von der Beteu'samkei' und der feyerlichen
Stille des Ortes, standen die drey Reisenden,
auf dem Wanderstab gestützt, lange schweigend
da, bis endlich Heinrich mit diesem Ausrufe ihr
Schweigen unterbrach und den abgerissenen Fa-
den der Rede wieder anknüpfte: O dieser öde,
unwirthbare Raum! Dieß der Ort, wo die welt-
berühmte Roma thront!

In der That, sagte Albert, der Anblick schie-
ne uns eher an Lybiens Wüsten zu erinnern,
wenn nicht von fern der stolze Bau die Stadt
bezeichnete, die sich uns noch in dem Liber-
Thale verbirgt!

Das eben, fiel Leopold begeistert ein, ist
die Macht des neuen Roms, daß sie des emsi-
gen Treibens menschlicher Geschäftigkeit und der
künstlichen Berechnung eines weltklugen Sin-
nes, selbst des Ertrages fruchtbarer Fluren
oder des Armes wild hinstürmender Krieges-
schaaren nicht bedarf; jene ewig unbesiegliche
Macht, die mit Geistesgewalt alle Herzen be-

wältigt, und die auch aus der Mitte der Lybischen Wüsten, weil doch unser Freund daran erinnert, eben so sicher die Welt beherrschen würde, als aus dem Schooße des gesegneten Italiens.

Wäre es die rechte Macht des Geistes, hielt ihm Albert entgegen, so würde sie nicht aus der Mitte einer Wüste herrschen wollen, sondern vor alle mein Paradies um sich her schaffen, oder vielmehr das Paradies eines einst thätigen, unternehmenden Volkes nicht zur Wüste werden lassen; und für diese Zeit wenigstens scheint die fromme Hand, die nur geübt ist, dem demüthig hingesunkenen Volke den Segen zu ertheilen, dem starken Arme der rüstigen Kriegsschaaren unterliegen zu müssen.

Es ist, versetzte Leopold, nur vorüber ziehendes Gewölk, was das Haupt der Erd- und Himmelskönigin umschleiert; aber bald wird der Schleier fallen und ihr Angesicht nur wieder um so heller und schöner leuchten.

Laßt uns nicht zuletzt noch streiten, unterbrach Heinrich die beyden, da wir nun dem Ziele unsrer Wanderung so nahe sind; laßt

uns einander die Hände reichen und um so fester zusammen halten in dem fremden Lande! Denn bey aller scheinbaren Verschiedenheit der Ansicht, sind wir am Ende dennoch über das Höchste und Beste einverstanden.

Er reichte den beyden Freunden seine Rechte entgegen und beyde schlugen über der seinigen ihre Hände in einander, die er mit gemeinsamen Drucke zugleich umfing. So hielt er sie eine Weile umfaßt und sie bekräftigten von neuem mit stillem Gelübde, im Angesichte des fernen Domes, den Bund ihrer Freundschaft. Dann erhoben sie wieder ihre Wanderstäbe. Die Nähe des Zieles ihrer Reise belebte neu ihre ermüdete Kraft. In dem Genusse vieler ernsten und bedeutsamen Erinnerungen, welche fast jeder Schritt in ihnen hervor rief, eilten sie durch die öde Campagna; über die Milvesche Brücke traten sie durch die Porta del Popolo in die Stadt ein.

Es war ein Festtag. Ein munteres Getümmel umrauschte sie von allen Seiten, während sie den langen Corso hin wandelten. Eine Reihe von prächtigen Staatswagen fuhr in

ſtolzem Zuge an den Seiten der Straße hin, und wechſelnd ergötzte ſie das rege Leben des in dem Spiele der Gebehrden und jeder ſinnlichen Bezeichnung ſo ausdrucksvollen Volkes; dann zog wieder manches holde Frauenbild aus den Carossen ihre Blicke auf ſich, und tauchte, wie ein aufſchimmerndes Geſtirn, in dem Getümmel auf und wieder unter. Nach allen Seiten liefen ihre Augen umher, unfähig, in dem auf und ab wogenden Strome einen Gegenſtand feſt zu halten, bis endlich Leopold ihre Aufmerkſamkeit auf einen prunkvollen blauen Wagen, der, von zwey ſtolzen Rappen gezogen, nun in der Reihe der andern feyerlich und langſam hin rollte, durch den Ausruf heftete: Seht da! welche Pracht und Eleganz! Und die Dame in dieſem Wagen! Madonna ſelbſt iſt nicht ſchöner und herrlicher als dieſe Römerin!

Du meinſt doch ohne Zweifel nicht die ältliche Dame in würdevollem Anſtande zur Rechten, ſondern das ſtolze und liebliche Bild zu ihrer Seite? entgegnete Albert. Das iſt kein Italiſches Bild, ſondern das einer Deutſchen!

Hat auch eine Deutſche, erwiederte Leopold, ſo feurig flammende, dunkle Augen?

Und hat, verſetzte Heinrich, eine Römerin ſo lichte braune Locken, und dieſe ganze Bildung des Geſichtes?

Der Wagen rollte vorüber und ihr Streit nahm ſo von ſelbſt ein Ende. Lange blickte Leopold dem Wagen nach, der ihm das holde Bild entführte. Gern hätte er die andern, welche ohne Halt die lange Straße fortwanderten, ermuntert, nochmals umzukehren, um von neuem dem Bilde ihres Streites zu begegnen; aber gerade das Gefühl, daß es einen tiefen Eindruck in ihm zurück gelaſſen hatte, erfüllte ihn um ſo mehr mit einer gewiſſen Scheu, als ſchon Heinrich, dem dieß nicht entgangen war, mit freundlichem Scherze und in Erinnerung früherer Geſpräche, die geheime Macht zu preiſen anfing, welche die wunderthätigen Madonnen-Bilder über die Herzen Gläubiger zu üben pflegen. Noch eine Weile wandelten die drey Freunde — Albert in der Mitte, in lebendigem Geſpräche mit Heinrich begriffen, Leopold, ſonſt der lauteſte von allen,

jetzt still und nachdenklich zu seiner andern Seite — durch das Getümmel hin, und wenn so mancher Anblick ihnen Verwunderung abnöthigte, so erregte wenigstens auch Albert Aufmerksamkeit, ja Schauder bey manchem an ihnen vorüber Streifenden. Die Dämmerung, welche immer dichter ihren Mantel hernieder senkte, erinnerte sie endlich, sich nach einer Herberge für die kommende Nacht und einer bequemen Wohnung zu ihrem längeren Aufenthalte umzusehen, die sie auch bald durch Hülfe eines Landsmannes fanden, an den sie angewiesen waren.

Denn alle drey waren Deutsche. Gleiche Absicht hatte alle nach Italien geführt, sich zu erfreuen des herrlichen Landes und ihre Kenntnisse durch das Beschauen der Werke alter und neuer Kunst zu bereichern, welche dasselbe so zahlreich jedem Fremden zur Betrachtung darbietet. Unmuth hatte den Mahler Albert aus seinem Preußischen Vaterlande verscheucht. In fröhlicher Lust der Jugend war Leopold, Baron von R., von den Ufern des Rheines fortgewandert. Heinrich Friedberg hatte den ern-

stern Wissenschaften von Gott und der Natur sein früheres Studium, besonders in einer freundlichen Stadt an der Neckar, gewidmet, wo er auch seine erste Erziehung genoß, alsdann seinen Vater, der sich in dem südlichen Frankreich große Güter erworben hatte, besucht. Zufällig war er in der Schweiz mit den beyden andern zusammen getroffen, in deren jedem er einen alten Freund wieder begrüßte, und die durch ihn bald selbst zu innigerem Bunde vereint wurden. Aber hierzu bedurfte es auch, bey der Ungleichheit ihrer Ansicht und Denkungsweise, nur zu sehr eines vermittelnden Freundes, ohne den ihre oft sich erneuenden Streitigkeiten nicht selten zu einem solchen Grad von Heftigkeit gediehen wären, daß sie nothwendig ohne einen so wohlwollenden Vermittler, der stets zu rechter Zeit dazwischen trat, und den beyde gleich liebten und verehrten, sich bald hätten trennen müssen.

Wie man aber gemeinsam die Reise gemacht hatte, so beschloß man auch, nun am Ziele derselben angelangt, gemeinsam und nach einem Plane, der allen bequem sey, die gro-

ßen Kunſtdenkmahle zu beſuchen und ſich gegenſeitig mit dem auszuhelfen, worin jeder vor dem andern ſich Kenntniß und Erfahrung geſammelt hatte. Um vor allem der Ungeduld zu begegnen, womit wir nur zu ſchnell von dem Genuſſe eines geringeren Gutes uns abwenden, wenn der des wichtigeren uns noch in ganzer Neuheit von ferne winkt, und ſo mit deſto mehr Ruhe und Muße der Betrachtung der großen Kunſtwerke ſich hinzugeben — war man übereingekommen, vorerſt die Stadt zu durchwandern, und ohne alles Urtheil rein den Eindruck in ſich zu beobachten, welche dieſe erſtaunlichen Werke durch Form und Maſſe hervorbringen. Dann erſt wollte man in Begleitung eines erfahrenen Wegweiſers, und die Schriften der Alterthumskundigen in der Hand, jeden einzelnen Ort beſuchen und alle Erinnerungen genießen, welche an demſelben angeknüpft ſind. So gingen die erſten Tage ſchnell in Beſuchung der merkwürdigſten Kunſtdenkmahle und Überreſte des Alterthums hin. Man ſah das Coliſeum, das Pantheon, die Bäder des Titus, die Klocken, Triumphbogen, Obelisken, die großen

Villen, die Springbrunnen und Treppen, die Engelsburg, die Peterskirche, das Lateran und die andern Kirchen, ohne von dem Eindrucke so mächtiger Gegenstände bewältigt, sogleich sich mit sich selbst verständigen und, wenn man es auch gewollt hätte, ein Urtheil fällen zu können. Nach einer Rast von einigen Tagen und nachdem man auch die Umgegend der Stadt ein wenig durchwandert hatte, fing man nun an, zur näheren Betrachtung der Merkwürdigkeiten im Einzelnen überzugehen; und wie glücklich fühlten sich die beyden andern in der Nähe solcher Schätze, von denen sie so viel geträumt hatten und die sie nun ruhig genießen konnten.

Aber in dem Geiste des Mahlers Albert erwachte, so wie es von außen um ihn stille ward und nicht mehr der Wechsel großer Gegenstände, wie übertäubend, auf ihn einwirkte, auch der alte Unmuth wieder. Allzu mächtig überwog alle andre Gefühle in ihm in dieser Gefahr drohenden Zeit seine Sorge um sein Vaterland. Selbst die Gesellschaft der beyden Freunde konnte ihm jetzt nicht genügen,

so wohlthuend ihm auch stets, besonders die Nähe Heinrichs war. — Freunde! bleibt, und gebt euch in ruhiger Freude den hohen Genüßen hin, welche diese Stadt jedem Kunst liebenden Gemüthe darbietet. Mir fehlt gänzlich die Ruhe und Stille hierzu. Unstät treibt es mich umher und wandern muß ich! — So redete er eines Morgens die beyden andern an, die gekommen waren, ihn zu dem Besuche eines alten Denkmahles abzuhohlen. Betroffen standen diese und sahen ihn verwundert an, da sie eher alles andre, als eine solche Anrede erwarteten. Ja es ist Ernst! sprach der Mahler, und langte nach dem Reisebündel, der schon gerüstet neben ihm lag. Sie kannten die unbesiegliche Starrheit seines Wesens, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte, und er sprach auch jetzt diesen mit so viel Ernst und Bestimmtheit aus, daß sie, weit entfernt etwas dagegen einzuwenden, selbst nach Hut und Stock griffen, um wenigstens den Freund eine Strecke zu begleiten. In ernster Stille gingen sie beysammen. Eine eigene Bangigkeit beengte allen beym Abschiede das Herz; es war ihnen,

als ob ſie ihren Freund nicht weder ſehen würden. Schon waren ſie eine Strecke von ihm entfernt; nochmals wandten ſe ſich um und ſchwenkten zum letzten Lebewohl die Hüte. Die beyden andern verſchwanden hinter einem Hügel; der Mahler aber wandete zurück nach den Gebirgen hin, welche Italien von unſerm deutſchen Vaterlande trennen.

Zweites Kapitel.

Wie ein Flüchtling durchſtrich Albert das Land; auch im Wandern fand er nicht Ruhe. Die Natur, ſo reich und kraftvoll, ſprach ihn nicht an, und von den Kunſtwerken und Denkmahlen der Vorzeit wandte er ſich oft mit Abſcheu zurück; denn überall traf er, auf den Straßen und in den Städten, in den Feldern und bey den Trümmern des Alterthums, auf Leute von jener ihm gehäſſigen Nation, die ſein edles Volk ſo niederdrückte; und auch hier rühmten ſie ſich, Herren des Landes zu ſeyn, und fällten über-

all mit Anmaßung abſprechende Urtheile, wie ſie ſeinem deutſchen Gemüthe ſo widerlich waren. Unſtät zog er von Stadt zu Stadt; kaum ſandte er zuweilen ſeinen Freunden, die ihn ſo dringend darum gebeten hatten, ein Paar flüchtige Zeilen als Wegzeichen auf ſeiner Wanderung. Er wollte nicht durch ſolche Mißtöne den ruhigen Einklang ihres Daſeyns ſtören, und ſelbſt hatte er ſie gebeten, nicht zu ſchreiben, bis er es verlangen würde; oder er wolle auch zu ſeiner Zeit ſchon zu ihnen zurückkehren, um dann mit ihnen die Früchte ihrer Forſchung zu genießen. Zuletzt kam er, ohne irgendwo lange zu verweilen, nach Como. Er wandelte an dem See fort; ein freundliches Landhaus an dem Ufer deſſelben zog ſeine Blicke auf ſich. Gleichgültig fragte er einige an dem Wege arbeitende Landleute aus dem nahen Dorfe, wem die Villa angehöre? Eine deutſche Familie, erzählten ſie ihm, habe ſich dort angeſiedelt; Flüchtlinge ſeyen es, harmloſe gute Menſchen, die in abgetrennter Stille für ſich ein friedliches Leben führten.

Das Wort Flüchtlinge wirkte wunderſam

auf den Flüchtigen. Er trat zu dem Hause hin, bey dessen Eingange ein Diener beschäftigt war. Er ließ um die Erlaubniß Besuche zum bitten und wurde um so begieriger, diese zu erhalten, als er durch den Bedienten vernahm, daß es nicht allein Deutsche, sondern auch Landsleute seyen.

Es war nämlich der Freyherr von Harder — wie wir statt mit seinem wahren Namen ihn benennen wollen — der hier mit den Seinigen eine Zuflucht gesucht und gefunden hatte. Er hatte in einer Provinz des Preußischen Staates lange Zeit die angesehensten Stellen bekleidet; aber mit seiner Jugend war allmälig das Glück und der Glanz seines Lebens erblichen. Nicht bloß aus seiner eigenen Familie hatte eine Reihe von Unfällen den frohen Frieden verscheucht und einen blühenden Zweig nach dem andern von seinem Lebensbaume losgetrennt; auch über seinem Vaterlande lastete ein schweres Verhängniß, und noch grauenvollere Uebel droheten ihm aus der Ferne entgegen. Wie freudig hätte er nicht jedes Schicksal mit demselben getheilt! Aber wie vermochte seine schwa-

che Hand das Verderben aufzuhalten, das immer finsterer sich gegen dasselbe heranwälzte; auch die Provinz, in welcher er lebte, war von demselben losgerissen worden. Der neuen Regierung wollte er seine Dienste nicht antragen; was blieb ihm übrig, als zu fliehen? Und mehr noch spornten ihn hierzu zwey theure Pfänder, die seiner Liebe anvertraut waren.

Konnte er dem allgemeinen Verderben nicht wehren, diese wenigstens wollte er retten aus den Stürmen der Zeit, und mit ihnen floh er nach dem gesegneten Lande, das in dieser Zeit auch dadurch vor unsern nordischen Landen beglückt war, daß daselbst die Wuth des Krieges noch ihre Schrecken nicht entfesselt hatte. Dort, wo in den Wellen des Comer-Sees die friedlichen Wohnungen von Bellagio sich spiegeln, erkaufte er sich den Besitz eines kleinen Landhauses, das aus der Mitte eines geräumigen Gartens die Aussicht auf den nahen See, das benachbarte Dorf und die ferne Bergwand gewährte. Hier lebte er mit jenen beyden, seiner Tochter Cäcilie und seinem Enkel Ludwig; in stiller Lorgeschiedenheit und außer ihnen bil-

deten die übrigen Glieder der Hausgenoſſenſchaft Eliſabeth, die ſorgſame Pflegerin des Fräuleins, und der alte Bernhard, der ſchon faſt ein Menſchenalter der Familie mit unveränderlicher Treue ſeine Dienſte widmete, und beyde hatten es ſich nicht nehmen laſſen, ihrer geliebten Herrſchaft auch nach dem fernen Lande zu folgen.

Und wie viele Schmerzen, welche die Vergangenheit ihm bereitete, und womit die Zukunft ihn bedrohete, hätte der Freyherr in dieſem friedlichen Aſyle vergeſſen, hätten nicht gerade dieſe beyden noch einzigen Zweige ſeiner einſt ſo blühenden Familie (denn einen Sohn, den er jenſeits der Berge zurückließ, achtete er ſich durch ein herberes Geſchick, als den Tod ſelbſt, entriſſen) auch die Gegenwart mit ſo mancher Sorge für ihn erfüllt. Denn wohl war Cäcilie eine Jungfrau in dem heiligſten Sinne des Wortes; ſie blühete in der ganzen Fülle der Jugend, und die Anmuth ihrer zarten Geſtalt und die himmliſchen Züge ihres milden, freundlichen Angeſichtes waren nur der Widerſchein der tiefern, in ihrem Gemüthe verborgenen Schönheit. Aber die gütige Macht, welche ſie mit

ſo mancher hohen Gabe ſchmückte, hatte ihr auch frühe ſchon der edelſten eine entzogen, ihre Augen des Lichtes beraubt. Langes Dulden und ein unbeſieglicher Glaube in ihrem Herzen, ſtets genährt durch den eigenen frommen Sinn und die Gottesfurcht des Vaters, hatte von dieſer Zeit an den milden Schein einer ſtillen Demuth und freudigen Ergebung über ihr ganzes Weſen verbreitet, der dem Reize ihrer Jugend und Schönheit eine wunderbar ergreifende Kraft verlieh — Ludwig aber, ein viel verſprechender Knabe, litt zuweilen an einem Übel, wovon ſonſt nur das ſchuldige Alter pflegt geängſtigt zu werden. Bisweilen ward er wie von einem Irrſinne befallen; es war als ob eine unſichtbare Gewalt mit feindlicher Macht ihm an das Herz griffe. Dann erloſch ihm alle Herrlichkeit des Lebens, das in dem Glanze der Jugend ſo hell leuchtet; in dunkler Trauer und mit ſchmerzhaftem, durchdringendem Geſchrey, das von den Lippen des Knaben um ſo fürchterlicher klang, ſtieß er unwillkürlich die Worte aus: Eitel, o eitel alles! Worte, deren Nachhall aus dem Munde ſeines ſterbenden Vaters ſpä-

tere Ereigniſſe unauslilgbar in ſein wundes Herz eingegraben hatten. Wie aus einem Traume erwachte er hierauf und gewann erſt ſeine ganze Beſinnung und die Ruhe des Gemüthes wieder, wenn ſeine Wehmuth ſich in Thränen aufgelöſt hatte.

Auf ihn ganz beſonders war die Sorge des Freyherrn gewendet. Der Erziehung des Enkels hatte er den Überreſt ſeines verödeten Lebens gewidmet, und mit dem Unterrichte deſſelben brachte er den beſten Theil des Tages hin. Gewöhnlich hörte dabey die blinde Edcilie zu, und wenn ſie dann, von der Hand des Vaters oder des dienſtwilligen Knaben geleitet, an dem Strande des kühlen Sees hinwandelte, dem Wellenſchlage lauſchte und von den linden Läſten umweht, von den Düften umhaucht wurde, die aus tauſend geöffneten Blüthenkelchen aufſtiegen: ſo fühlte ſie, auch ohne ſich mit ihrem Auge daran zu erlaben, daß ihr Fuß Italiens geſegneten Boden betrat. Willig ergab ſie ſich in ihr Geſchick, und manche erheiternde Stunde gewährte ſie dem Vater, wenn ſie außen an dem See, unter ei-

ner hochſchattigen Platane auf dem Raſen gelagert, ihre wohlklingende Stimme im Geſange erhob und das rührende Lied mit dem Spiele auf der Guitarre begleitete.

Mehr wieder ſchienen ſie verſöhnt mit dem Leben, und nach langen Stürmen in dem fernen, fremden Lande Erquickung gefunden zu haben. Ludwigs Anfälle wiederhohlten ſich minder häufig; auch ſein Herz ſchien allmälig zu heilen durch die wirkſame Kraft der Jugend und die helfende Sorge des Großvaters. Eine Reihe friedlicher Tage ging an den Entflohenen vorüber.

Drittes Kapitel.

Ludwig ſtand unter dem Geſträuche des Gartens, bemüht, für Cäcilien duftende Blüthen zu einem Strauße zu ſammeln. Da öffnete ſich die Gartenthür, und über das grüne Strauchwerk und die hohen, in den blendendſten Farben glühenden Blumen blickte ein bleiches Ge-

ſicht, mit tief eingefurchten, ſtarren Zügen. Dem Knaben trat das Bild ſeines entſeelten Vaters vor die Sinne; ein geheimes Grauen preßte ſein Herz zuſammen; voll Angſt entfloh er und der Fremde vernahm, ohne ihn zu gewahren, nur noch den Ausruf: Eitel, o eitel alles!

Albert war es, welchem jetzt, nachdem er die Erlaubniß zum Beſuche leicht erhalten hatte, ein ſo ſeltſamer Gruß bey ſeinem Eintritte entgegen tönte. Doch faßte er, beſonnen, ſich ſchnell wieder, und trat in den Gartenſaal, bey deſſen Eingange ihn der Freyherr begrüßte. Die ehrwürdige Geſtalt Harders, ſein einfaches, ſchlichtes, und doch Vertrauen erweckendes Weſen, das, ohne die Spuren des herannahenden Alters zu verläugnen, doch noch die ganze Kraft des Mannes verkündete, gewann ſogleich den Mahler, und auch der Freyherr fühlte ſich tief bewegt durch den Ton der vaterländiſchen Sprache, die er ſo lange nur aus dem Munde ſeiner Hausgenoſſen vernommen hatte. Den erſten befremdenden, faſt ſchreckhaften Eindruck des Fremden verwiſchte allmälig

das Feuer der Unterredung, die, auf das Vaterland sich wendend, bey der gemeinsamen Theilnahme beyder und mit ihrer steigenden innern Erwärmung bald innig und immer inniger wurde.

Wirklich aber war die Bildung des Mahlers so außerordentlich, daß er nicht leicht sich irgendwo zum ersten male zeigte, ohne daß sein Anblick einen schaudervollen Eindruck erregt hätte, und, wo er hintrat, der Schrecken an seine Schritte gefesselt zu seyn schien. Denn so zeigte sich noch nie in einem lebenden Wesen das Bild des Todes und seine ganze Erscheinung führte etwas Gespenstisches, Geisterähnliches mit sich. Er war von ausgezeichnet hohem Wuchse und starkem Gliederbaue; alle seine Bewegungen waren feyerlich und langsam, der Ernst des Grabes lag auf seinem todtenbleichen Angesichte, das, des Mienenspieles fast gänzlich beraubt, aufzuhören schien, der Spiegel eines durchschimmernden Geistes zu seyn, und dessen Blässe noch durch die dunklen Haare erhöhet wurde, die in reichen Locken das Gesicht umschatteten. Aber recht zum

Widerspiele mit seinem Äußern glühete ei
desto sprühenderes Leben in seinem Innern
Über der Regsamkeit des Geistes schien de
Leib alle Beweglichkeit verloren zu haben, ode
vielmehr sein äußeres Leben schien bereits scho
erstarrt zu seyn, als das innere bedeutsam er
wachte, und das Feuer desselben brannte, in
sich selbst genährt und von einer festen un
durchdringlichen Schaale umschlossen, in um so
mächtigerer Gluth, als alle Regungen desselben
nur mühsam nach außen einen Durchgang fanden,
und in Mienen und Gebehrden nur schwach, oft
kaum merklich sich kundgaben. Auch seine Zun
ge bewegte sich nur langsam, und völlig leg
te sich ein Band um dieselbe, wenn heftigere Af
fekte sein Gemüth aufregten. Dann war ihm
alle Mittheilung genommen, der Mund schloß
sich der Rede, und die Glieder gehorchten in
unbeweglicher Starrheit nicht länger dem Ge
bote des Willens. Sonst aber hatte seine
Sprache, obgleich nicht sehr laut, etwas un
gemein Geistiges und, so eintönig sie war, et
was Ergreifendes, und gar nicht das Hohle,
Klagende und Tiefstönende, das wir dem Rufe

eines Geistes beylegen. Man wollte behaupten, seine Mutter sey in dem Zustande, worin man gern die Frauen von jedem Grausen erweckenden Gegenstande ferne hält, bey dem Anblicke einer Leiche erbebt. Doch wer kann die Natur in ihrem geheimen Bilden ergründen? Und so gern wir auch das Unerklärliche, wohin keine Beobachtung dringt, mit gewissen äußern Ereignissen in Zusammenhang bringen, und es dadurch leichter zu fassen wähnen, so wird doch in der That damit nichts enthüllt.

Cäcilie war während der Unterredung in den Saal getreten, denn in dem wohlbekannten Hause bedurfte sie des Führers nicht. Der Fremde grüßte sie ehrerbietig, bemerkte aber kaum in dem Feuer der Unterredung, was ihren Augen mangelte. Dann als er von neuem seinen Blick auf sie wandte, ward er so betroffen über das holde Gesicht mit den geschlossenen Augen, daß er in der Rede stockte. Meine Tochter, sagte der Freyherr, seiner Verlegenheit begegnend, ist glücklicher als wir; sie lebt in ihrer innern bessern Welt; schon seit ihrem zehenten Jahre des Augenlichtes beraubt,

sah sie nicht die Schmach, die uns seitdem be-
gegnete.

Eine tiefe Wehmuth ergriff den bleichen
Mahler. Er, der aus Farben so anmuthige
Bilder schuf, sahe die herrliche Gestalt vor sich,
und in der Blüthe der Jugend, dachte er, der
köstlichsten Gottesgabe, des Augenlichtes, be-
raubt! in dem schönen Lande weilen, und es
nicht sehen!

Aber sie erbebte auch vor ihm nicht, denn
sie sahe auch seine Leichenblässe nicht; sie ver-
nahm nur den milden gefühlvollen Klang sei-
ner Stimme, in der die ganze Gluth einer
edlen Seele sich kund gab. Sie nahm allmä-
lig Antheil an dem Gespräche, das auf andre
Gegenstände sich hinwandte, und der Abend
war, ehe man sich dessen versah, herangekom-
men. Gern nahm Albert die Einladung sei-
ner freundlichen Wirthe an, mit einem Nacht-
lager, so bequem man in dem dürftig ausge-
rüsteten Hause es anbieten könne, vorlieb zu
nehmen und auch der kommende Tag trennte
ihn nicht von ihnen. Es that dem Mahler so
wohl, sich endlich wieder in einem Kreise von

Menſchen zu finden, vor denen er ſich ausſpre-
chen und ohne Scheu ſein Inneres enthüllen
konnte, ohne befürchten zu müſſen, mißverſtan-
den zu werden. Aber auch der lange abge-
trennt lebenden Familie war nicht minder an-
genehm der Eintritt eines geiſtreichen, wohl-
wollenden Mannes in ihre Mitte, welcher ih-
rer Unterhaltung neue intereſſante Stoffe zu-
führte und durch den der gewohnte Kreis ih-
rer Ideen, der in jeder Familie ſich um ſo
mehr beengt, je mehr dieſe auf ſich ſelbſt be-
ſchränkt iſt, neue Ausdehnung und Erweiterung
erhielt. Wie vieles hatte man nicht auch ge-
genſeitig zu beſprechen! Alle zogen die Er-
eigniſſe des Tages an und Albert hatte theils
auf ſeiner eigenen Reiſe manche nicht unwich-
tige Nachricht geſammelt, theils manchen Auf-
ſchluß über frühere Begebenheiten aus ſeinem
Vaterlande mitgebracht. Daneben, zu wie
vielen Unterhaltungen boten nicht die Itali-
ſchen Meiſter, Dichter ſowohl als Mahler, die
er ſorgfältig ſtudiert hatte, einen nerſchöpf-
lichen Stoff dar, und Cäcilie beſonders nahm
großen Antheil daran, da ſie ſchon ſeit gerau-

mer Zeit angefangen hatte, mit Ludwig
dem Vater die Sprache des Landes zu
lernen.

Wohin sollte sich Albert auch wenden?
le Wege waren streng bewacht und jeden Fre
den besonders schien man mit mißtrauischer B
sicht zu beobachten. Er beschloß, bey dies
edlen Menschen abzuwarten, bis eine gu
Gelegenheit zur Rückreise sich ihm darbiet
würde. Um sie in ihrer engen Wohnung nic
zu belästigen, miethete er sich in dem nah
Dorfe in einem Hause ein, dessen Fenster ger
de nach denen des Landhauses hinblickten; u
wenn er dann in der Frühe des Morgens
nen Ausflug gemacht und Blumen und Krä
ter gesammelt hatte, so kam er zu den Freu
den und brachte ihnen die gesammelten Schä
nahm an ihrem frugalen, auf vaterländisch
Weise zubereiteten Mahle Theil, oder
mahlte auch den Tag über oder entwarf i
Umrissen irgend ein Bild, worüber man sich b
sprochen hatte. Ludwig, der nach der Anle
tung des Großvaters schon einen guten Anfan
in dieser Kunst gemacht hatte, war dann ge

wöhnlich bey ihm, zeichnete die vorgelegten Bäume oder Figuren nach, und am Abend, wenn die Schwüle der heißen Sommertage, die nun mit ganzer Gluth brannten, nachließ, ging Albert mit der befreundeten Familie in den Garten oder fuhr sie in dem Kahne auf dem See. Bald war er, wie ein Glied des Hauses, schon in demselben unentbehrlich geworden. Cäcilien besonders schien eine stille Neigung an ihn, und ihn mehr als gewöhnliche Theilnahme an sie zu fesseln. Nicht bloß mit Farben, die sie nicht sah, auch mit Worten wußte er zu mahlen. Weite Reisen hatte er schon gemacht; es vergnügte ihn zu erzählen, und welche Freude gewährte es nicht Cäcilien zu hören, wenn er die Länder, die er schon durchreist, und die Sitten und eigenthümliche Art und Weise ihrer Bewohner, oder so manches berühmte Bild großer Meister in aller Anschaulichkeit seiner lebendigen Phantasie vor ihrer begeisterten Seele mit den hellsten Farben nachmahlte und so ihren Geist in eine fremde, unbekannte, wundersame Welt führte, in welche ihr Auge nicht blicken konnte. Ein eigenes Interesse band beyde an

einander. Auf ihren kleinen Wanderungen war Albert, so wie Ludwig gewöhnlich an dem Arme des Großvaters hing, allmälig Cäciliens Begleiter geworden, und wenn dort das Alter die Jugend leitete, so schien hier der bleiche Tod das blühende Leben zu führen, und wohl mußte das Leben erblindet seyn, daß es den Tod sich zum Führer wählte.

Viertes Kapitel.

Was war erträglicher, als daß man, je näher man einander kam, nun länger nicht mehr bloß von Dingen, die, so sehr sie auch unsre Theilnahme erwecken, doch außer uns liegen, daß man auch von den eigenen Schicksalen und Erfahrungen sich unterhielt. Wie oftmals, so saßen sie auch eines Abends auf einer Bank, die Albert an einem erhöheten Orte, von wo aus man den See überschauen konnte, aus Brettern zusammen gefügt hatte, Cäcilie in der Mitte, der Freund zu ihrer einen, der Vater zu ihrer an-

dern Seite. Während Ludwig in geschäftigem Triebe der Jugend auf der nahen Wiese Blumen sammelte, war ihr Gespräch ernster und bedeutender geworden, was es immer ward, so oft die Erinnerung der Vergangenheit ihren Blick von der lachenden, friedlichen Umgebung weg auf die Dornengewinde eines entschwundenen, verhängnißreichen Lebens zurückwandte.

O es war einst eine schöne Zeit! begann nach langer Stille der Freyherr. Alle meine Wünsche sah ich erfüllt, mich geehrt von meinem Fürsten, geliebt von allen Untergebenen; glücklich fühlte ich mich in einem nützlichen, meinen Kräften und Neigungen gleich angemessenen Berufe, aber glücklicher noch in dem Kreise einer liebenden Familie. Da kamen nach einander schwere Stürme. Erst starb Cäciliens Mutter; noch war diese Wunde offen, als auf die frohe Botschaft von Ludwigs Geburt schnell auch die traurige Kunde von dem Hinscheiden seiner Mutter folgte. Wenige Jahre darauf mußte meine Cäcilie erblinden. Dann stiegen die Ungewitter über unser Vaterland auf. Ein hoffnungsvoller Sohn fiel in dem Treffen, das nur

zu entſcheidend für den Stur, unſres Staates war. Mein älterer Sohn, Ludwigs Vater, der eben von einer Krankheit wieder genaß, ſank von neuem bey der Nachricht von dem Tode des heißgeliebten Bruders und der verlornen Schlacht in ſein altes Übel zurück und ſchnell raubten ihm Gram und Unmuth die wieder erſtarkte Kraft. Mit einer Innigkeit, die tiefer war, als ſie es insgemein bey einem Kinde zu ſeyn pflegt, hing Ludwig an ſeinem Vater; nur mit Mühe war er zu bereden, zuweilen deſſen Lager zu verlaſſen. Auch als ſeine letzten Kräfte ſchwanden, ſtand das Kind bey ihm. All ſein Hoffen war zu nichte geworden; das Beſte, woran ſein männlicher Geiſt ſich hielt, war untergegangen. Eitel, o eitel alles! mit dieſen Worten entſchwebte ſeine geängſtigte Seele, und tief drang dieſer Ausruf in das Innerſte des Knaben, ſetzte da ſich feſt und löſt nur dann ſich los, wenn die Erinnerung an ſeinen Vater lebendig in ihm erwacht oder ſonſt etwas ihn erſchreckt oder gewaltſam erſchüttert, und wie im Wahnſinn ſtößt er dann unwillkürlich dieſe Worte aus.

Dabey gedachte Albert, wie dieſer Ausruf bey ſeinem erſten Eintritt in den Garten ihn ſeltſam begrüßte, ohne daß er damals bemerken konnte, wer eine ſo ernſte Mahnung ihm entgegen rief und wie ihm ſeitdem oftmals dieſer Ruf in dem Ohre wiederklungen.

Wohl, fuhr der Freyherr fort, ſprach des Kindes unſchuldiger Mund in dieſen Worten nur den Inbegriff aller Erfahrung meines Daſeyns aus. Eitel, alles eitel! das iſt der Spruch meines Lebens geworden. Ein Flüchtling bin ich nun in fremdem Lande, und wo ſeyd ihr nun, meine Kinder, meine Hoffnungen, meine Freuden alle? Verlaſſen ſtehe ich nun, ich alter Mann, am dunklen Ziele!

Da wandte Cäcilie ihr Angeſicht, gleich als ob ſie ihn anblicke, auf den Vater, und zwey Perlen fielen unter ihren Augendeckeln hervor; aber dieſe öffneten ſich nicht. Denn hätten ſie ſich auch geöffnet, ſo ſahen keine lichte Sterne hervor, ſondern eine zweyte, undurchdringliche Hülle überdeckte dieſe. O Vater! ſprach ſie im Gefühle tiefſter Wehmuth, haſt du nicht auch noch eine Tochter, die dich lieb hat? Cä-

cilie iſt zwar eine arme Blinde, doch hat ſie dich ſehr lieb. Und Ludwig? Und lebt dir nicht noch ein Sohn jenſeits der Berge? Haſt du denn Roberts ganz vergeſſen?

Der Mahler war ſtumm geworden; eine tiefere Rührung hatte ein Band um ſeine Zunge gelegt.

Der Vater aber fuhr nach einer kurzen Pauſe, voll heiliger Liebe auf die Tochter blikkend, indem er ſegnend ſeine Hände auf ihr Haupt niederſenkte, alſo in dieſer Bewegung fort: Ja, du biſt mir noch, meine fromme Cäcilie, die letzte Freude in meinem Alter! Auch Roberts habe ich nicht vergeſſen; ich zürne ihm nicht, aber eben das thut mir wehe, daß ich ihn verloren achten muß, er mir verlockt ward in den Netzen der Täuſchung und er zu dem Feinde übertrat gegen ſeinen König und ſein Vaterland.

Aber doch nicht aus Feindſchaft, entgegnete Cäcilie; doch iſt er edel und gut!

Gott weiß es, daß er es iſt! entgegnete der Freyherr, und zu dem Mahler gewendet, ſprach er weiter: Jener Wahn, der ſo viele ſelbſt von den Edelſten aus unſerm Volke täuſch-

te, hat auch meinen Robert irre geführt. Frühe ſchon war das Studium der Geſchichte ſeine Lieblingsbeſchäftigung. Mancherley Ideen hatte ſein Lehrer auf der Akademie zu Berlin in ihm geweckt und da hier ſelbſt der große Geſchichtsforſcher der Täuſchung nicht entging, wie ſollte man dieſe dem Jünglinge nicht verzeihen? In allen Begegniſſen unſrer Zeit glaubte er nun die Zeichen zu leſen, die auf eine gewaltige Umwälzung unſrer gegenwärtigen Weltordnung hindeuteten. Auf den Fürchterlichen hinweiſend, in dem er nur den Diener des unbeſieglichen Schickſals erblickte, fragte er oft: Zeigt ſich nicht klar die Hand des Verhängniſſes in ihm? Muß nicht alles ſinken, was ihm in den Weg tritt? Und alle die großen Vorbereitungen, ſollten ſie zuletzt auf ein leeres Nichts hinauslaufen?

Wenn ich ihm dann ſo manches Schreckliche, was geſchah, und den Sturz unſrer eigenen Familie bemerklich machte, ſo bat er mich flehentlich, doch dem verhängnißvollen Rade nicht in den Lauf treten zu wollen, deſſen Umſchwung kein ſterblicher Arm zu hemmen vermöge. Zwey

theure Opfer habe dieſes Widerſtreben uns ſchon gekoſtet; ob wir nicht ſchmerzlich genug gewarnt ſeyen? Freylich unbequem müſſe es vielen ſeyn, aus ihren alten Verhältniſſen ſich aufgeſtört zu ſehen. Alles neu hervortretende Große ſey von je her für die Zeit, in welcher es kam, beläſtigend geweſen und müſſe es nothwendig ſeyn; die Saat und die Erndte lägen nicht unmittelbar neben einander; aber die Enkel würden einmal ſegnend die Früchte einſammeln. Da der Gewaltige zu Ausführung ſeiner weit umfaſſenden Plane gar verſchiedenartiger Werkzeuge bedürfe, ſo könne er die Hand eines jeden nicht ſo beſchränken, daß ſie nicht zuweilen über die Schranken hinausgriffe, und ſo vieles geſchehe auf keine Weiſe in ſeinem Plane und nach ſeinem Willen, ſey ihm daher nicht zuzurechnen, was viele kleinliche oder widerſtrebende Geiſter in ſeinem Namen und Befehle zu vollführen vorgäben. Aber es werde zuletzt alles herrlich enden und jetzt müſſe jeder mitwirken, herbeyzuführen die neue Zeit und dem ſeinen Dienſt widmen, durch den ſie allein kommen könne. Eben hierdurch heſſe

er einmal mir und uns allen am sicherſten zu nützen; weil er mich liebe, müſſe er, wenn auch mit blutendem Herzen, mich verlaſſen. So wich der Verblendete von mir; o daß er es einmal wird ſchwer bereuen müſſen!

Wohl, ſtimmte Albert ein, dieſe Verblendeten, die es nicht unredlich meinen, werden einmal den ganzen Schmerz der beſchämendſten Reue fühlen müſſen, wenn ſie zur Erkenntniß gelangen, wie ſie, ſtatt das erwartete Große herbeyzuziehen, hauptſächlich zum Sturze des Vaterlandes und zum Siege des Feindes wirkten. Aber verachten kann ich dieſe Menſchen nicht, die wenigſtens in einem höhern Sinne die Ereigniſſe der Zeit auffaſſen, und in ſolchen Gedanken mit Opferung des eigenen Wohles ſich dem hingeben, was ſie als Ruf des Schickſals und Rückkehr zum Beſſern betrachten.

Freylich, verſetzte der Freyherr, verächtlich machen ſich nur die, welche ohne Liebe zum Vaterlande, ohne Theilnahme an dem Wohle der Welt, alle Ereigniſſe der Zeit nur nach deren Einwirkung auf ihr eigenes Intereſſe beg-

nen oder verfluchen; oder die ohne Glauben und höhere Idee, dumpf und ſtumpfſinnig der Gewalt ſich beugen, der die eigene Kraft entgegen zu ſetzen ihnen der Muth mangelt. Aber mein Glaube ruhet feſt auf Gott; kann ich auch mit meinem ſchwachen Arme jetzt meinem Vaterlande nicht dienen, ſo will ich ihm wenigſtens meinen Ludwig für eine beſſere Zeit erziehen.

Fünftes Kapitel.

Hatte Albert früher ſchon ſeinen Freund verehrt, ſo ſchätzte er ihn nun doppelt, da er deſſen feſten Glauben erkannte, den alle Stürme nicht zu erſchüttern vermochten, und den hohen Muth, womit er in männlicher Ergebung alles trug. Aber auch dem bejahrtern Manne ſchien es wohlzuthun, ſein erkaltet Alter an dem Feuer des jungen Mahlers, deſſen bleiches Geſicht ihm nicht mehr auffiel, zu erwärmen. Albert ward immer mehr ein Sohn des Hauſes;

der Morgen führete ihn regelmäßig in daſſelbe und erſt der ſpäte Abend trennte ihn wieder. Cäcilie ſprach ſeit jenem Tage oft von dem fernen Bruder Robert mit ihm, nach dem in ſchweſterlicher Liebe ſehnend ihr Herz ſich hinneigte, und oft, während der Vater mit Ludwig ſich beſchäftigte, war ſie mit Albert in dem Garten und erzählte ihm, weil er das beſonders gern hörte, von ihrem frühern Leben und dem lichthellen Paradieſe ihrer Kindheit; wie ſie allmälig in eine Welt der Dunkelheit übergetreten, und was für eine Geſtalt alle Bilder, die ſie aus dem lichten Tage in dieſelbe mitnahm, nach und nach in ihr gewonnen. Dazwiſchen beſchäftigte ſich Albert, in dem Garten die Beete, welche ſich in wild verſchlungener Verwirrung befanden, zu ordnen, und der Freyherr freute ſich nicht wenig, zu beobachten, wie unter deſſen geſchickter Hand und mit Beyziehung einiger Leute aus dem Dorfe alles ein ganz anderes Anſehen gewann und ein anmuthiger Garten aus der verwachſenen Wildniß hervorſtieg. Aber er mochte nun durch das Gebüſch Gänge bahnen, Beete ordnen, Wege

von dem Grase reinigen, Blumen anbinden, mahlen oder umherwandeln, seine Gedanken wichen nicht von Cäcilien, die ihm schon mehr als Schwester war. Er nannte sie nur die stille, treue Magd des Herrn, aber innen vor seiner Seele stand sie wie das Bild einer bessern Welt, so groß und herrlich, und doch in demüthiger Magdgestalt; so hoch begeistert und doch so stille; so tiefen Gemüthes und doch so klaren Sinnes; so vieles entbehrend in der einen köstlichsten Gabe und doch so heiter duldend. Ja sie schien gar nichts zu entbehren und nur das Eine zu betrauern, daß mit dem Augenlichte ihr auch die Gelegenheit entzogen war, sich dem Vater auf so manche Weise dienstbar und dem Freunde gefällig zu beweisen.

Je mächtiger aber so immer mehr bisher ungekannte Regungen in dem Innern des Mahlers aufkeimten, um so mehr fühlte er das Bedürfniß der Mittheilung; und wenn ihm früher die Unruhe, die ihn ohne Rast von einem Orte zum andern trieb, kaum gestattete, mit wenigen flüchtigen Zeilen dem theilnehmenden Freunde die Richtung seines Weges zu bezeich-

nen, so trat er nun in einen fleißigen Briefwechsel mit demselben. Aber so unverhohlen er jedes Geheimniß seines Innern dem reinen und frommen Auge Heinrichs enthüllte, so sorgfältig verdeckte er vor Leopold die verborgene Gluth seiner Liebe, und er verlangte ausdrücklich von seinem Freunde, den Baron von seinem jetzigen Stillleben und der Familie, die in ihren Kreis ihn aufgenommen, so wenig als möglich wissen zu lassen, gleich als fürchtete er, dieser möchte einmal mit seinem Weltsinne ungeschickt hineingreifen und in den zarten Verhältnissen etwas erdrücken.

Die Briefe unsres Freundes aber möchten am besten geeignet seyn, uns den Zustand seines Innern und sein Verhältniß zu der Familie, so wie das stille unschuldige Leben derselben, anschaulich zu machen. Die folgenden sind ganz so, wie sie aus seiner Feder flossen.

Wenn du, geliebter Freund, nach mancher mühevollen Wanderung zu den Ruinen des Alterthums am Abend in deiner stillen Wohnung die Beobachtungen des Tages nieder-

ſchreibſt, und nach vollendetem Tagewerk nochmals über die ſtumme Stadt zu dem Himmel aufblickſt und dich labeſt an dem Glanze einer überirdiſchen Welt: ſo denkſt du wohl, bevor du dem Schlummer dich in die Arme giebſt, des wandernden Freundes und beteſt für die unruhige Seele, die ohne Raſt in der Welt umherirrt. Aber, du Lieber, ich bin kein Flüchtling mehr, jetzt wenigſtens bin ich es nicht; auch mich umwehet nun die Stille des Himmels mit ihren ſänftigenden Fittichen. Denke dir ein Elyſium, hell, ſonnenbeſchienen, eine reine milde Himmelsluft, welche das kranke Herz gern einathmet, einen See, zwanzig Stunden lang, aber alle ſechs oder drey Stunden von Bergen umſchloſſen, wie der Rhein bey Bingen, die Ufer beſäet mit den herrlichſten Landhäuſern und die Berge ſelbſt mit Lorbeer- und Oleander-Bäumen, die ewig grün ſind, dazwiſchen einen Reichthum der mannichfaltigſten Blumen auf dem Boden — die Sprache hat keinen Ausdruck, dieſe Natur zu beſchreiben. Dort ſtehet, fern von den ſtolzen Villen, unweit eines beſcheidenen Dörfleins, an dem

Ufer des Sees eine ſtille Wohnung, aber das Köſtlichſte ſchließt ſie in ſich. Eine heilige Familie wohnt hier und dieſes Heiligthum hat mir den Eintritt nicht verſagt. Ein Vater, eine Tochter, ein Enkel, eine treue Dienerin und ein alter Diener bilden die fromme Hausgenoſſenſchaft. Lieber Heinrich, ich habe nie des Glückes mich erfreut, eine Schweſter zu beſitzen; ach, wenn Cäcilie meine Schweſter wäre! Warum müſſen wir ſo oft in der Ferne ein ſchweſterliches oder brüderliches Gemüth ſuchen? Warum iſt es uns nicht durch das heilige Band der Natur ſchon nahe gerückt? Ach, eine ſolche Schweſter wie Cäcilie, um ſie in jeder Schickung des Lebens zur Vertrauten zu haben! Wie ſüß müßte an ihrem Buſen ſich jeder Schmerz verweinen laſſen! Was ſie billigt, was ſie preiſ't, welche Begeiſterung erweckte ein Wort von ihr! Und wenn ich oft zaudre und zaghaft bin in meinen Entſchlüſſen, wer könnte mir ſicherer überall das Rechte zeigen, als ihr reiner untrüglicher Sinn? — Aber, lieber Bruder, antworte auch du mir bald; nicht bloß wird des Freundes Wort mein Herz

erfreuen, auch alle zusammen werden wir freudig manche Mittheilung vernehmen, und deine Blätter sollen stets eine neue Würze unsrer Unterhaltung gewähren.

Ich war so erfüllt von dem Vollgefühle der Freude; diese Menschen in dieser Natur: gäbe es auch einen schönern Gruß? Ich habe dir nicht gesagt, daß Cäcilie blind ist? — Du liesest staunend dieß Wort; ja Freund, Cäcilie ist des Augenlichtes beraubt, schon seit ihrem zehnten Jahre ist ihr die von der Sonne beleuchtete Welt verdeckt. Welchen Jammer habe ich nicht empfunden, als ich zum ersten Male das holde blinde Bild sah. Diese Schönheit, diese Demuth! Aber nein, Freund, nun beklage ich sie nicht mehr, und wenn ich wohl grollend, in sündigem Widerstreben, bey mir selbst fragte: Du ewige Macht, die du mit deinem Lichte alles erhellest und jeden Strahl der Himmelssonne zu einem Freudenquell schufest für das Wesen, dessen Auge ihn einsaugt, warum hast du nur vor dem Blicke der Einen, Reinsten, deine wundervolle Welt verhüllt? — so

habe ich nun die Antwort gefunden: nur darum ward ihr Auge geschlossen, weil es zu rein ist, zu schauen diese versunkene Welt, und weil ihr Blick nur, indem er sich auf sie selbst zurückwendet, dem Besten begegnet. Ja, diese himmlische Güte und Reinheit konnte sich nur in einem Wesen erhalten, das von der frommen Huth eines hochherzigen Vaters umschirmt, nicht aufhörte in der innern Welt fortzuleben, aus welcher der Sinne gaukelnde Bilder nur zu bald uns hervorlocken, und nur so vermochte sie die ungetrübteste Kindesunschuld zu bewahren. Wohl, sie ist Jungfrau und ganz noch Kind. Wie tief mich oft die Schrift ihrer Hand rührt! So viel sie als Kind hat schreiben gelernt, hat sie durch fortgesetzte Übung erhalten. Wenn ich dann oft ein so recht einfältiges und doch tief bedeutendes Wort aus ihrem Munde vernehme, oder sie, wie sie gern pflegt, manchen schönen Spruch, eines Dichters, bey sich darbietendem Anlasse ausspricht, so bitte ich sie wohl, mir dieses Wort, diese Stelle auf einem Blättchen niederzuschreiben; und sie läßt sich nicht lange zu dem bitten, was irgend ein We-

ſen erfreuen kann. Solcher Blätlein habe ich nun ſchon viele. Wenn du ſie anſiehſt, ſo glaubſt du, die ungeſchickte Hand eines Kindes habe die Zeichen geſchrieben, und doch die tiefſte Weisheit vermöchte oft kaum etwas Köſtlicheres zu erſinnen, um es zum ewigen Denkmahle in Erz einzugraben.

„Die Welt iſt vollkommen überall, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual!“ Wie oft haben wir von den Bergen der Freyheit herab oder ſonſt an einem anmuthigen, das Herz erweiternden Orte uns dieſe Stelle meines Lieblingsdichters wiederhohlt; hier aber habe ich erſt recht den Sinn derſelben fühlen gelernt. Wo dieſe Menſchen wandeln, da bringen ſie die Qual nicht mit ſich hin, denn dieſe allein iſt die Schuld; da bleibt die Welt vollkommen. Und nun dieſe herrliche Natur! Wie fühle ich mich durch dieſelbe gelabt; mit reiner Luſt ſauge ich die Himmelsluft ein, das müde Herz ſcheint endlich den rechten Lebensbalſam gefunden zu haben.

Du betest noch, mein Heinrich. Wie oft habe ich gewünscht, wie du, so recht aus freudigem Herzen beten zu können; mein irrer, unmuthvoller Sinn hatte auch dieses Trostes mich beraubt; jetzt kann ich beten. Und wer vermöchte auch Cäcilien beten zu sehen, ohne in Andacht sein Haupt zu senken und mit ihr sein Herz dem Himmel zu öffnen? Und in welches Herz stiege nicht ein Himmel mit aller seiner Seligkeit nieder, das in ihrer Nähe schlägt? Wie einförmig ist das Tagewerk dieser Menschen. Frühe stehen alle auf, um die Kühle des Morgens zu genießen. Außen unter dem freyen Himmel bringen sie vor allem mit wenigen Worten, die der Vater spricht, dem Herrn, der sie von neuem zum Leben erweckte, ihren freudigen Dank dar. Das ist keine Gewohnheit, es ist keine auswendig gelernte Formel, wenige Worte sind es, die aus dem Herzen fließen. So hat mich noch kein Gebet gerühret! Und sie suchen nichts dabey; man fühlt, daß es bey diesen Menschen nicht anders seyn kann. Dann wird gefrühstückt und nun ein kleiner Spaziergang gemacht. Der größere Theil des

des Tages geht in Beschäftigung mit dem blonden Ludwig hin und der Abend fließt schnell unter freundlichen Gesprächen vorüber.

So ist ein Tag wie der andre, jeder gleich unschuldig. Ich bin nun schon der Hausgenosse und keine Stunde trennt mich von diesem Heiligthume. Wohin sollt' ich auch irren, um von neuem von peinigender Unruhe wie ein flüchtiges Wild, umhergetrieben zu werden? Wenn ich nur einige Stunden im Garten, den ich in Ordnung bringe, arbeite oder die Thätigkeit der Arbeiter ohne Cäciliens Gegenwart leite, so ist mir, als müsse ich sie bey jedem heran rauschenden Tritte mit den Augen suchen, als könne ich auch einen Augenblick nicht mehr ohne sie seyn.

Wie wohl in einem solchen Geiste, dem mit dem zehnten Jahre die Welt verhüllt ward, alle Bilder derselben sich spiegeln mögen? Mit welcher Rührung höre ich oft zu, wenn sie von der Zeit ihrer Kindheit erzählt und mit welcher hohen Freude gedenkt sie nicht stets der Ta-

Tage, da sie noch die Blumen um sich blühen, freundliche Menschengestalten neben sich wandeln, die Sterne über sich leuchten sahe, und in welcher kindlichen Ergebung danke sie nicht Gott, daß er sie doch in das Dunkel der Nacht den Genuß so froher Erinnerungen aus einer freudenreichen Welt mit hinüber nehmen ließ; und ja dadurch nur lebte sie auch jetzt in diesem Paradiese fort, daß sich ihr da, wo wir hinausgetrieben werden, ein dichtes Gewölk vor den Ausgang lagerte und der Heiligen, allein Reinen, den Austritt wehrte. Was muß das für ein Kind gewesen seyn!

Ich frage sie oft, wie sie diese oder jene Dinge sich vorstelle? Da sollteſt du hören, welche wunderliebliche Bilder, wie in zarten Hauche, aus ihrem Munde hervorwehen, und wie die ätherischen Gebilde einer durchsichtigern, geistigern Welt vor meinem entzückten Sinne sich gestalten. Ich habe lange nichts gemahlt, als diese Bilder, und die Himmelskönigin inmitten ihres wundersamen Reiches. Auch du, mein Freund, sollst sie sehen, aber auch nur vor deinem Auge werde ich die hehre Welt

enthüllen, welche die Reine im Herzen trägt. Der Vater ſteht oft ſtundenlang mit heiterm Blicke vor dieſen Bildern. Ach! und ich ſtehe vor dem Bilde und wandle neben ihm; in kindlicher Unbefangenheit reicht ſie mir die Hand; oft ſchon wollte ich einen Kuß darauf drücken, aber es iſt ja die Hand einer Heiligen; dürfen dieſe auch die Lippen eines ſündigen Menſchen berühren?

Ich habe ſie neulich gefragt, oder vielmehr ohne Frage — denn wie hätte ich dies vermocht? — hat ſie mir erzählt, wie ſie zuerſt zum vollen Bewußtſeyn der Dunkelheit gelangte, welche die Welt ihr verdeckt. Nach und nach erfolgte ihr Erblinden, wie man aus dem Tageslichte durch die Dämmerung allmälig in die Nacht übertritt. Als ein armes Kind von den Ältern bemitleidet, nur um ſo inniger von den mit ihr aufblühenden Geſchwiſtern und Geſpielen geliebt, entbehrte ſie in dieſer Zeit um ſo weniger irgend etwas, was von ferne ihre kindlichen Wünſche begehren

mochten. Alle bemühten ſich um ſie; gutmüthig brachten die Brüder der Schweſter all ihr Spielzeug, und als dieſes ſie nicht mehr zu erfreuen anfing, wußten ſie erfinderiſch die liebe Blinde in ſo manches erheiternde, anmuthige Spiel zu ziehen, wobey ſie, von den andern geleitet, des Lichtes der eigenen Augen nicht bedurfte. In dieſe Zeit fiel ein Beſuch bey Bruder Robert, der, ein Jahr älter als Cäcilie, ſich auf einer Erziehungsanſtalt befand. Die Reiſe dahin dauerte mehrere Tage, und die ſorgſamen Ältern wollten ſie ohne ihr liebes Kind nicht antreten. Da war es ihr ein eigenes, grauenvolles Gefühl, durch eine ferne fremde Welt hinzuziehen und ſie nicht zu ſehen. Sie fragte wohl öfter in kindlichem Unverſtande: aber, lieber Vater, wird es denn nicht Tag in dieſem Lande? iſt es denn immer noch Nacht und geht die Sonne gar nicht auf? An einem ſtillen, ländlichen Orte erzogen, hatte ſie das Geräuſch einer Stadt noch nicht gehört; die Erziehungsanſtalt aber befand ſich in einer ziemlich bedeutenden Feſtungsſtadt. Wie dumpf dröhnte da in ihr erſchrecktes Ohr das Rollen

des Wagens über die Zugbrücken, der Ruf der Wachen, das Raſſeln der Räder durch die hallenden Thorwege und über die gepflaſterten Straßen hin, und das Geräuſch einer laut wogenden Volksmenge. Und als nun der Wagen hielt, kam Robert ihr entgegen; er brachte ihr ſein beſtes Spielzeug, er wußte, welche Freude Cäcilchen an den Blumen hatte; ſelbſt war er auf den Markt gegangen und hatte die ſchönſten gekauft. Aber den Bruder konnte ſie nicht ſehen; ſie hörte nur ſeinen Freudenruf, dann ſein Weinen und ſeine Betrübniß, daß Cäcilchen keine Blumen mehr ſehen könne!

Von dieſem Tage an fühlte ſie ſich losgeſchieden von der äußern Welt, aber darum erſtarb die innere Freudigkeit nicht in ihr; das nur beklagt ſie, daß ſo manches liebe Bild nach und nach in ihrem Geiſte ſich verwiſchte. So kann ſie den Bruder Robert, da er jetzt erwachſen iſt, ſich nicht vorſtellen; des Vaters Bild iſt noch ganz lebendig in ihr; Ludwig hat ſie nie geſehen, und das, ſagte ſie, ſey ihr immer die herbſte Entbehrung, ſich von ſo manchen guten Menſchen, die ihr auf ihrem dun-

klen Pfade liebevoll begegnen, kein Bild machen zu können.

Aber ihr Bild ſtehet hell und unvergänglich vor meiner Seele, zu dieſem Bilde bete ich nur, das wird nie aus meinem Innern verſchwinden; auch wenn des Todes tiefe Dunkelheit mich umſchattet, wird doch dieſes Bild lichthell in der ewigen Nacht leuchten.

Sechſtes Kapitel.

Von ſolchem Hauche waren fortan alle Briefe Alberts durchweht, und mit banger Beſorgniß beobachtete Heinrich die ſteigende Leidenſchaft, die immer mehr über ſeinen Freund Macht gewann. Das war länger nicht die Stille des Himmels in ihm! An gar mancher liebevollen Warnung ließ der Freund es nicht fehlen; aber er erkannte auch, daß man den vergeblich zu halten ſucht, welchen eine ſolche Gewalt unaufhaltſam fortzieht. Sie ſchrieben ſich nun regelmäßig zu beſtimmter Zeit, und welcher Jubel war nicht im Hauſe, ſo oft ein

Brief von Heinrich anlangte, der mit Albert ganz einheimisch in der Familie geworden war. Dann eilte sogleich der Mahler hinüber, und von ferne hielt er oft schon triumphirend das Blatt in die Höhe; alle versammelten sich auf dieses Zeichen um ihn; gewöhnlich ward der Brief in einer Laube im Garten gelesen, und welchen Genuß gewährten diese Blätter! Denn sie enthielten, man konnte es wohl sagen, die Blüthe von allem dem, was Heinrich in Rom beobachtete, seine Wanderungen zu den Denkmählern der Stadt und eine sorgfältige Beschreibung dieser letztern. Hierdurch ward die kleine Hausgenossenschaft, ohne ihren stillen Aufenthalt zu verlassen, nach und nach in Rom so einheimisch, als ob sie mit dem Freunde selbst die Wanderung durch die Stadt täglich angetreten hätte.

Aber während so durch Heinrichs Briefe und Alberts Gegenwart das Stillleben in der Familie einen höhern Reiz gewonnen hatte, brannte immer versengender die Gluth in dem Innern des Mahlers. Bald zeichnete er selbst auch die Bilder nicht mehr, wie sie früher oft

in ſeinem phantaſiereichen Geiſte bey Cäciliens traulicher Mittheilung ſich geſtaltet hatten. Alle Bilder, die ſeine Hand ſchuf, dünkten ihm kalt und erſtorben gegen das leuchtende Bild, das er in ſeiner Seele trug. Oft, wenn er an ihrer Seite am Abend in den Gängen des Gartens wandelte, und der letzte Strahl der Sonne über den See hin glänzte und einen goldenen Schein über die ganze Umgegend ausgoß, war es ihm, als müſſe er vor ihr niederſinken und das himmliſche Bild in ſeine Arme ſchließen, um es nie wieder von dem Herzen zu laſſen, das ſo ganz damit erfüllt war.

So auch wandelten ſie eines Abends in dem fernſten ſchattigſten Gange des Gartens. Mit ſehnender Liebe hatte Cäcilie des Bruders gedacht, und auch Albert hatte theilnehmend von Robert, wie von einem fernen Bruder, geſprochen. Seine Innigkeit zog ſie ſelbſt inniger zu ihm hin; ſie wandte, als wolle ſie ihn anblicken, ihre Augen auf ihn. Er glaubte nun auch ſie erwärmt von der Flamme, die ihn ſo heiß durchglühete; er ſank vor ihr auf die Kniee nieder, und — du blindes Bild, riefſ'er aus, und doch ſo

lichthell in meinem Geiſte! Ja, du biſt meines Daſeyns höchſtes Gut, ohne dich iſt dunkel mein Pfad, und willſt du nicht ganz mir angehören? Er breitete die Arme nach ihr aus; da klang der Ruf ſchreyend und ſchneidend in ſein Ohr: Eitel, o eitel alles! und wie mit einer unſichtbaren Hand riß es ihn von ihr.

Ludwig war den langen Gang hergeſchritten, und da er Albert vor der Laute auf die Kniee hingeſunken ſah, bebte er, von dem Anblicke des bleichen Geſichts überraſcht, erſchrokken zuſammen, und, daß ſein Anfall ſich wiederholt hatte, bezeugte ſein Ausruf.

Wohl alles eitel! begann endlich, als er ſeine Sprache wiedergewann, der erſt verſtummende Mahler; nur Eines iſt es nicht, Cäcilie, die Liebe iſt nicht eitel. — Und auch der Glaube iſt es nicht, fuhr ſie beruhigt fort, und nicht die Hoffnung, wo dieſe zwey ſie geleiten. — Ja, Cäcilie, dich nur liebe ich; wenn alles trügt, ſo ruhet doch feſt mein Glaube auf dir, und was mag ich je noch hoffen, wenn ich von dir nichts hoffen darf! Er wollte weiter reden, in ganzer Gluth war ſeine geſtörte Empfin-

dung zurückgekehrt, aber Cäcilie unterbrach ihn. Was für ein verſengendes Feuer! rief ſie ängſtlich; ſo hat Robert nie zu ſeiner Schweſter geſprochen. O laſſen ſie uns dem armen Ludwig zu Hülfe eilen!

Und er wandte ſich von ihr. Er ſahe wohl, daß es nur die Schweſter war und in ihrem Herzen noch keine andere Liebe keimte, als die zu dem Vater und Bruder, und zu dem Vater oben. Vor ſich ſelbſt bebte er zurück; ſündhaft nannte er die Gewalt, welche ihn getrieben hatte, von den Lippen eines Engels die Gunſt irdiſcher Liebe zu fordern. Er verſchloß ſeine Flamme in ſeinem Herzen, aber weichen konnte er nicht von ihr; ſein ganzes Daſeyn war von nun an ein Ringen mit ſich ſelbſt und ſeinem Wunſche. Er fühlte wohl, am beſten ſey es zu fliehen; und wie oft nicht beſchloß er, ſich loszureißen. Nur heute noch ihre Nähe, ſagte er zu ſich ſelbſt, morgen, morgen willſt du deinem ſüßen Glücke den Rücken kehren. Aber ein Tag nach dem andern ging vorüber; er blieb. Schon war der Winter vor der Thür. Wiederholte Einladungen der Seinigen rie-

ſen ihn nach Hauſe, wo verſchiedene Vorfälle ſeine Anweſenheit nothwendig machten; und wollte er dieſem Rufe gehorchen, ſo war es jetzt hohe Zeit, bevor der Winter die Reiſe über das Gebirge außerordentlich erſchwerte, wo nicht unmöglich machte. Aber ſollte er die Freunde, die nun ſchon an ſeine Geſellſchaft ſich gewöhnt hatten, den Winter über ihrer Einſamkeit überlaſſen? — Allein, mußte er nicht fürchten, wenn er länger weilte, das himmliſch reine Weſen, welches er ſo hoch verehrte, zuletzt in das eigene Verderben mit hineinzuziehen? In dieſem Gedanken ermannte er ſich endlich; er riß ſich los und trat die Rückreiſe an, zu der eben eine Gelegenheit ſich darbot. Doch konnte er ſich nicht überwinden, nicht zu verſprechen, mit dem Frühlinge wieder zurückzukehren.

Bevor er ſich aber trennte, ſandte er noch zum Abſchiede dem Freunde dieſes Blatt.

Vergebens heiſchen ſchon drey Briefe Antwort von mir, und wohl, du treue Seele, ſind ſchon viele Tage vorübergegangen, ohne daß ich dir ſchrieb. O Gott, dahin iſt es gekommen,

daß mich vor dem Freunde eine Scheu befällt! Doch nein! habe ich die mein Herz geöffnet, als ich ſelbſt mit Freuden hineinſah, ſo will ich es jetzt vor deinem Auge nicht verſchließen, da mir ſelbſt graut hineinzublicken. Verwirf mich, wenn ich es verdiene; aber treu und wahrhaft will ich dem Freunde bleiben. Den Frieden des Himmels glaubte ich gefunden zu haben, aber die alte Quaal iſt wieder wach geworden, und eine ſchrecklichere Unruhe, als je, treibt mich in die ungewiſſe Weite. Die Welt habe ich ſo oft angeſchuldigt, nun muß ich gegen mich ſelbſt zeugen. Oder ſoll darum immer wieder das Heil uns in die Ferne hinausgerückt werden, damit nie das Sehnen darnach in uns erſterbe? In ein Heiligthum war ich getreten, freudig haben die Guten in ihrem Kreiſe eine Stelle mir eingeräumt; nun ſtößt mich die Schuld hinaus. Ob ich auch zaudre, der Engel mit dem Flammenſchwerdte dräuet, weil ich mit ſündiger Luſt die heilige Stätte entweihet habe. Von der Heiligen, der bloß darum die Welt verhüllt ward, damit durch den weltlichen Schein ja die verborgene Herrlichkeit in ihr nicht ge-

trübt werde, habe ich wie von einem irdiſchen Frauenbilde Liebe begehrt. Die himmliſch reine Magd verſtand gar nicht den weltlichen Klang! Ein Entweiheter, ſtehe ich nun vor ihr, ferner ihrer Nähe nicht werth; und nun iſt es mir, wenn ich das engelſchöne Angeſicht ſchaue, als ob es nur vor mir die Himmelslichter ſchlöſſe, und ein Grauen faßt mich in dem Gedanken der eigenen Schuld. Ja, wandern muß ich wieder, irren ohne Raſt. Auch ruft mich meine Familie, ſie bedarf jetzt meiner; nicht auch an ihr will ich ſündigen. Und ſo gehe ich denn und laſſe dahinten mein holdes Glück. Mein Glück? Wer gibt mir ein Recht darauf? — Und doch, o Freund, kann ich nicht auf einmal ganz entſagen. Noch einmal muß ich das Bild ſehen meiner Freude und meiner Qual. So Gott will, kehre ich mit dem erſten Hauche des Frühlings zurück, dann reiße ich auf immer mich los und wir treten zuſammen die oft beſprochene Reiſe an.

Bete für mich, Freund, wie ich für dich bete. Ach, für dich kann ich noch beten, für mich jetzt nicht, und ſie bedarf keines Gebetes. Auch

um deinetwillen gehe ich in Sorgen; eine ſchwere Ahnung nehme ich mit. Leopold iſt um dich; den lebendigen Tod hat er mich wohl ſcherzweiſe genannt; meide den, es iſt etwas Sataniſches in dieſem Menſchen.

Siebentes Kapitel.

Nach der Abreiſe des Mahlers ſchloſſen ſich wieder die Glieder der kleinen Familie näher an einander, und der herannahende Winter beſchränkte ſie mehr auf den Raum des engen Hauſes. Der Freyherr beſchäftigte ſich fortdauernd mit dem Unterrichte des Enkels. Mit erneutem Eifer ergriffen ſie das Studium der Italieniſchen Sprache, worin es Cäcilie ſchon ſo weit gebracht hatte, daß ſie dem Vater, wenn er aus einem Dichter oder Geſchichtſchreiber vorlas, mit ziemlicher Leichtigkeit folgen konnte. Nebenbey verwandte Ludwig vielen Fleiß darauf, die ihm von Albert zurückgelaſſenen Blätter nachzuzeichnen. Auch bis in die Einſamkeit

unſrer Freunde drang der Ruf von den unerhörten Schrecknissen des Krieges und den neuen gleich ungeheuern Rüſtungen, und wie das ferne Morgenroth eines beſſern Tages, fiel der blutig rothe Schein von dem Brande in Oſten in das innere Leben des Freyherrn. Wie wohl hätte es ihm gethan, ſich einem gleichgeſinnten Freunde, wie Albert, mittheilen zu können, und wie oft gedachten ſie nicht ſeiner, wenn ſie am Abend um das Feuer des Kamins zuſammen ſaßen. Denn daß er um ihretwillen geflohen war, ahneten die guten Menſchen nicht, am wenigſten Cäcilie, die noch gar die Gluth nicht kannte, die erſt ihren Freund ſo verzehrend zu ihr hingezogen und dann von ihr geſtoßen hatte. Ihr Geſang und Guitarren-Spiel trug nicht wenig bey, die langen Abende zu verkürzen, wobey dann Ludwig mit ſeiner Stimme ſie begleitete und bey mancher ernſten, feyerlichen Weiſe wohl der Vater ſelbſt mit einſtimmte.

So ging unter vielfältigen Studien, Beſchäftigungen und Unterhaltungen der Winter um ſo ſchneller hin, je einförmiger er geweſen war. Der Frühling erſchien mit ſeinem friſchen

Schmucke. Schon ſtand mit der Nähe des milden Aprils die Natur neu verjüngt in ihrer ſchönſten Pracht da; die Veilchen hatten unter den immer grünen Lebensbäumen und Oleandern der Berge einen blauen Teppich hingewoben, und der Garten blühete, nach dem Plane geordnet, den der Mahler noch vor ſeiner Abreiſe entworfen hatte; aber er ſelbſt zeigte ſich nicht in ſeiner blühenden Schöpfung. Statt ſeiner erſchien unerwartet ein anderer Beſuch, durch den erſt dieſer Frühling für unſre Freunde recht zu einer Lenz- und Freudenzeit werden ſollte.

Es war ein herrlicher Tag; zwiſchen Blüthen und Düften ſtand ſchon an dem See das bereitete Mittagsmahl auf dem gedeckten Tiſche, um den man ſich eben niederlaſſen wollte, als ein Fremder dem Ufer ſich nahete. Seine Kleidung und ganze Weiſe verrieth ſogleich einen Deutſchen in ihm. Eine lange hagere Geſtalt war es, einfach gekleidet in einem dunklen Überrock. Den abgenommenen Hut trug er nebſt dem Stocke in ſeiner Linken, während die müßige Rechte ſie begrüßte. Seine greiſen Lok-

ken ließen, ſo reich ſie noch auf der Seite des Hauptes herabfielen, doch den Scheitel unbedeckt, und der dadurch verlängerte Bogen der Stirne verlieh dem ohnehin ſchon geiſtigen Geſichte etwas ungemein feines und Ehrfurcht gebietendes. Der Freyherr lud den Herbeytretenden auf das freundlichſte ein, ſich bey ihnen an dem mäßigen Mahle genügen zu laſſen und dem Genuſſe deſſelben durch ſeine Theilnahme erſt die beſte Würze zu verleihen. Der Fremde ließ ſich nicht lange bitten, und ohne ſeinen Wirth auch nur einen Augenblick über ſeine Perſon im Zweifel zu laſſen, ſtellte er ſich ihm als einen Arzt dar, und zwar in doppeltem Sinne, als einen Mann, der ſein Leben dazu gewidmet hatte, nicht minder die Gebrechen der Seele als die des Leibes zu heilen.

Man ließ ſich nieder und bald ward die Unterredung, ohne eigentlich bedeutende Gegenſtände zu berühren, anziehend. Aber ſichtbar beſchäftigte während der ganzen Mahlzeit etwas anderes den Deutſchen Arzt. Als man ſich endlich erhob und nach einem kleinen Spaziergange an dem See den Gaſt einlud, in die

Wohnung zu folgen, bat dieſer: man möge ihm vor allem geſtatten, die Augen des Fräuleins näher zu betrachten, damit er entweder dankbar erwünſchte Hülfe in die Wohnung ſeiner gütigen Wirthe bringe; oder ohne zu weilen, ſeinen Wanderſtab weiter fortſetze. Aber bedenklich ſchüttelte er das Haupt, als er das Übel anſah. Verſchiedene Ärzte ſchon hatten, zu Hülfe gerufen, die Operation als allzu gefahrvoll abgelehnt. Heilung, erklärten ſie ſey nicht unmöglich, aber der Verſuch mißlich, und wenn er mißlinge, alle Hoffnung für immer entnommen; und der Freyherr hatte dieſe letzte Hoffnung nicht in die ſchwankende Hand eines ſich ſelbſt mißtrauenden Arztes legen wollen. Auch der geiſtliche Arzt erklärte den Verſuch für gewagt; aber es ſey gewagt, ſetzte er in feſter Zuverſicht hinzu, es wird nicht mißlingen. Als ich von Padua herkam, wo ich einen alten Freund beſuchte, da war mir es, als vernähme ich einen Ruf in meinem Innern: gehe hin nach dem Comer-See. Die herrliche Gegend führet mich immer weiter, da finde ich Sie. Ja, Gott ſchickt mich Ihnen; nicht auf meine ſchwache

Kunſt vertraue ich, aber er iſt mächtig in dem Schwachen.

Auch dem Freyherrn war es bey dieſen Worten klar, daß, wenn für ſeine Tochter durch dieſen Mann keine Hülfe käme, ſie dieſe niemals finden werde. Man kehrte nach Hauſe zurück und die Vorbereitungen wurden für den folgenden Tag getroffen, dem alle mit freudig banger Erwartung entgegen ſahen. Die treue Eliſabeth und der alte Bernhard vereinigten ihre Gebete mit denen ihrer lieben Herrſchaft; es war der Vorabend eines heiligen Tages und der Himmel ließ ihn zu einem frohen Feſte werden. Von Cäciliens Auge ſank die Hülle unter der ſichern Hand des erfahrenen Mannes. Sie ſah nun wieder ihren Vater, deſſen Antlitz nur einmal noch zu ſchauen, ſie ſo oft in heißer Sehnſucht geflehet hatte; ſie ſah die Thränen der Freude über ſeine Wangen herabrinnen und den frommen Arzt mit gefalteten Händen dem Himmel ſeinen Dank bringen, und es war ein Jubel ohne Ende in dem ganzen Hauſe. Selbſt die Nachbarn kamen und wünſchten Glück in theilnehmender Freude;

denn jedes Herz hatte die ſchöne blinde Jungfrau gerührt und zu ſich hingezogen.

Doch durfte ſie ihre Augen nicht mit einem Male dem lichten Scheine des Tages öffnen, der ſie von neuem würde geblendet haben. Der Medicus legte einen Verband um dieſelben und die Fenſter ihres Gemaches blieben verdeckt. Allein mit wie ganz andern Gefühlen weilte ſie jetzt in dieſer Dunkelheit! Die Arme war mit einem Male ſo überſchwenglich reich geworden, und in ſeligem Hoffen ſahe ſie dem Tage entgegen, da die ihr ſo lange verborgene Herrlichkeit der Welt und die ganze Pracht, womit der Himmel das ſchönſte Land der Erde ſchmückt, vor ihrem trunkenen Blicke ſich enthüllen ſollte. Der Vater und ärztliche Freund aber waren darauf bedacht, ihr dieſen Moment recht werth und feyerlich zu machen, und ſie mit einem großen und erhebenden Schauſpiele zu überraſchen. Noch waren ihre Augen nicht ſtark genug, den vollen Glanz der Königin des Tages zu ertragen; in dem mildern Scheine des Lichtes der Nacht ſollte

ſich zuerſt vor ihr die Größe des Weltalls enthüllen.

Sie beſtiegen zuſammen an einem Abend eine Barke, und glitten in dem ſtillen Dämmerlichte über die ruhig wogende Fläche hin. Als ſie die Mitte des Sees erreicht hatten, hielten die Ruderer inne; der Vater ſtellte ſeine Tochter an den Rand des Fahrzeugs und der Freund nahm die Binde von ihren Augen. Und ſie ſchaute und ſchaute, und konnte es nicht faſſen; ſie wähnte zu träumen, aber es war alles wirklich, wie ſie es ſchaute. Über ihr ſtand der Mond mit voll leuchtender Scheibe, und blickte von unten zu ihr herauf aus dem klaren See, in dem der ganze Himmelsbogen mit allen ſeinen Sternen, die in dem mittäglichern Lande größer und heller funkeln, ſich ſpiegelte. Und rings um den erleuchteten See ſtanden die dunklen Berge, große Maſſen von Licht und Schatten wechſelten mit einander, und über der hinterſten Bergwand glänzten hervor die höchſten weißlichen Häupter. Mächtige Gefühle bewältigten das Herz der Jungfrau; ſie ſank auf ihre Kniee nieder, und pries

in ſtummen Gebete den Herrn, der ihr ſo hohe Huld erwieſen. Stille die Augen niederſenkend, aus denen Thränen hervorquollen, ſtand Ludwig neben ihr, zu ihrer Rechten der Vater, zur Linken der helfende Mann, etwas weiter zurück der alte Bernhard, der es ſich als beſondre Gunſt von ſeinem Herrn erbeten hatte, ihre Freude theilen zu dürfen, wenn das liebe Fräulein zum erſten Male ſeine Augen wieder eröffnen würde. Alle neigten in Demuth das entblößte Haupt, ſogar die Schiffer waren tief betroffen; die Ruder ruhten, unbewegt ſtand das Schiff auf dem ſtillen See. — Warum war Albert nicht zugegen, in einem rührenden Bilde dieſe Scene zu verewigen? — Stille und in ernſter Freude kehrten ſie dann zurück, brachten ihren feurigſten Dank dem Arzte dar, den ſie wie einen Boten des Himmels verehrten, und er ſelbſt geſtand, noch nie einer ſchönern Belohnung für ſeine ſtets zu jeder Hülfe willige Dienſtfertigkeit ſich erfreut zu haben.

Bald konnten Cäciliens Augen auch den blendendern Glanz der Sonne ertragen, und zu

welch einem herrlichen Feſte ward nicht dieſer Frühling für ſie. Die kleinſte Blume ſprach ſie eben ſo ſehr an, wie der mit Blüthen überſchüttete Baum, der ſelbſt nur ſchien eine einzige Blume geworden zu ſeyn. Sie konnte nicht fertig werden, zu ſtaunen und die Pracht der Gegend, das friſche Leben der Pflanzen und das vielfach wechſelnde Grün zu bewundern, womit dieſe Landſchaft von dem dunklen Lorbeer bis zu dem hellen Blatte der Olive bekleidet iſt. Es war ihr, als ſey die innere Welt ihrer Phantaſie aus ihr herausgetreten, und umfinge ſie, zur Wirklichkeit geworden, nun ſelbſt von außen in ſchönerer Verklärung. Die lange Entbehrung ſchien ihr vielfach belohnt durch deſto reichern Genuß.

Achtes Kapitel.

Wie aber der Schmerz und die Freude, ein eben ſo unzertrennliches Geſchwiſterpaar, als Tag und Nacht, nie ferne von einander ſtehen,

und wenn uns die lichte Schweſter mit dem Tranke aus kryſtallheller Schale berauſcht, auch ſogleich der dunkle Bruder herbeytritt, und uns den Becher ernſter Beſonnenheit hinreicht: ſo ſollen die heitern Tage unſrer Freunde bald durch einen ſchmerzlichen Verluſt getrübt werden. Schon wollte der geiſtliche Arzt aus dem dankbaren, durch ihn beglückten Hauſe ſeine Wanderung weiter fortſetzen, als man ſich genöthigt ſah, ſeine Hülfe von neuem anzuſprechen, und er Gelegenheit erhielt, auch in der Kunſt ſeines andern Berufs ſeine Erfahrenheit zu zeigen. Die Geſundheit des alten Bernhard hatte lange ſchon gelitten, und ſo ſehr auch der Freyherr des treuen Dieners zu ſchonen ſuchte, ſo wenig that es dieſer ſelbſt, und er meinte, es in etwas fehlen zu laſſen, wenn er in ſeinem Dienſte ſich nicht abmühte. Ein bedeutendes Übel warf ihn nun nieder; alle Kunſt des erfahrenen Arztes war fruchtlos, und nach kurzem Leiden ſchlummerte der fromme Diener in freudigem Danke ein, daß er noch an dem Abend ſeiner Tage die Sonne der Freude hatte das düſtere Leben ſeiner Herrſchaft erhellen ſehen.

Cäcilie, der in dem herrlichen Frühlinge überall die Bilder des reichſten Lebens begegneten, ſollte nun auch zuerſt das Bild des Todes erblicken. Schon hallten die Trauerglocken aus dem nahen Dorfe herüber; mit theilnehmender Wehmuth ſtanden alle Hausgenoſſen um den Entſchlummerten, der auch recht wie in ruhigem Schlafe vor ihnen lag, und aus deſſen Zügen im Tode noch Treue und Gutmüthigkeit hervorſchimmerten. Da nahm der geiſtliche Arzt, wie im Dienſte ſeines frühern Berufs, das Wort und ſprach mit zum Himmel gewendetem Blicke.

Ein Augenpaar haſt du, o Herr, geöffnet, und ein Augenpaar haſt du geſchloſſen in dieſem Hauſe. — Und gäbe es auch etwas Erfreulicheres, als ſeine Augen zu öffnen, und anzuſchauen alle die Werke, welche deine Liebe gegründet hat? Denn wo wir auch hinblicken, erzählen ſie uns, du Herrlicher, deine Wunder. Wie aus dem Sternenlichte des Himmelsgewölbes, ſo aus dem flammenden Farbenlichte des blühenden Bodens — wie aus dem Glanze der Sonne,

ne, ſo aus dem milden Scheine eines frommen Augenpaares, blickeſt du uns entgegen, der du alles in allem erfülleſt, und nicht ferne biſt von einem jeden, der dich ſuchet. Aus der heiligen Tiefe unſrer innern Welt ſchauſt du zu uns herauf, und die Außenwelt iſt uns der Abglanz deiner Herrlichkeit. Darum iſt es ſo reizend, die Welt zu ſchauen und dich in ihr. So blicket dich die an, deren fromme Augen zu eröffnen du deinen Knecht gewürdiget haſt; darum iſt ſie ſo ſelig im Schauen. Aber nicht alle Augen, die du erſchloſſeſt, blicken ſo zu dir. Sie ſehen in allem nicht dich, ſondern nur ſich ſelbſt, und täuſchen ſich und nehmen den Schein für die Wahrheit. Auch in deinem Lichte wandeln ſie in Finſterniß; ſie haben Augen und ſehen nicht, denn dich, o Herr, ſehen ſie nicht. Ihnen wäre beſſer, ſie ſähen gar nicht; und ob ſie auch an dieſe flimmernden Schätze ihre Blicke feſſeln, ob ſie vor ihren Augen feſthalten möchten dieſe ſchwankenden Bilder: ſo muß ihnen doch alles ſinken und entweichen, weil ſie nur dich nicht ſchauen, der du allein feſtiglich hinter dem Wandel der Din-

ge. Aber wer an dich ſich hält, dem entſchwin
det nie das herrlichſte Gut vor ſeinem Auge
ſichte.

Darum iſt es auch erfreulich, zu ſchließen
dieſe Augen; denn damit thut ſich uns erſ
recht auf der innere Blick, und dich, den wi
hier nur ſchauen in einem Spiegel, ſehen wi
dann in Klarheit und von Angeſicht zu Ange
ſicht. So ſiehet dich nur der, welcher hie
ſchlummert von der Erdenmühe, und dem du
die Augen geſchloſſen in dieſer Welt. Übe
weniges hatteſt du ihn geſetzt; er hat ſich di
treu erwieſen. So nimm ihn denn, o Herr
zu dir und führe ihn ein in deine Herrlichkeit!

Noch ſprach er dieſe letzten Worte, als der
Geiſtliche aus dem Dorfe mit ſeiner Begleitung
herannahete, den Entſchlummerten zu empfan
gen; und alle folgten ihm nach der Ruheſtätte.

Am folgenden Morgen ſchied auch der
geiſtliche Arzt von ihnen. Sie waren nun wie
der allein, und ſtatt des verſtorbenen bedurfte
es eines andern Dieners. Man wählte dazu
einen Mann aus dem Dorfe, der früher (wie

denn dies Gewerbe recht eigentlich in dieser Gegend zu Hause ist) mit seinem Bilderkrame auf dem Rücken, einen Theil von Deutschland durchwandert hatte, weil er neben seiner Muttersprache auch die Deutsche ziemlich fertig redete, und früher Albert schon, während seines Aufenthaltes in dem Dorfe, dessen Treue und Dienstwilligkeit erprobt hatte.

Aber mit welchem Verlangen sah man nicht der Ankunft des letztern entgegen, um mit dem Freunde seine Freude zu theilen und bey seiner Freude erst recht zu fühlen, wie glücklich man geworden war. Schon neigte sich der April zu Ende; da eilte eines Morgens Joseph (so hieß der neue Diener) Cäcilien, die eben im Garten beschäftigt war, Blumen zu begießen, mit der Nachricht entgegen: ein Herr kommt über den See gefahren, gerade auf den Garten zu, gewiß Herr Albert! — Wer sollte es anders seyn? Freudig eilte ihm Cäcilie nach dem Eingange des Gartens entgegen, und begrüßte den Eintretenden auf das herzlichste, wie nach langer Trennung eine Schwester den rückkehrenden Bruder bewillkommt.

Doch bevor wir weiter dem Gange der Geſchichte folgen, wenden wir von dem Stillleben an dem See den Blick nach der geräuſchvollern Weltſtadt Rom zurück, wo unſern Freunden nicht in gleicher Ruhe der Winter vorüberfloß.

Neuntes Kapitel.

Sogleich nach Alberts Entfernung hatten Heinrich und Leopold gemeinſam mit einander in einer ſtillen, entlegenen und zugleich einer der angenehmſten Gegenden der Stadt eine Wohnung bezogen, die zwar eng, aber für zwey einzelne Männer, die außer dem Bedienten des Barons keine Dienerſchaft hatten, hinlänglich bequem war. Durch ihre hohe luſtige Lage gewährte ſie nicht bloß einen der Geſundheit ſehr zuträglichen Aufenthalt, ſondern auch den freyen Anblick zu dem in dem reinſten Blau glänzenden Himmel, und eine weite Ausſicht über einen großen Theil der tiefer liegenden Häuſer, Kirchen und Denkmähler bis zu dem fer-

nen Dome von Sanct Peter hin. Hier beſchloſſen ſie, ſich in der abgetrennteſten Zurückgezogenheit vorerſt gänzlich dem Studium alter und neuer Kunſt und Wiſſenſchaft hinzugeben, und Leopold, der bisher gewohnt war, in den glänzendſten Zirkeln und zahlreichſten Geſellſchaften ſeine Unterhaltung zu ſuchen, fühlte ſich ganz entzückt in dem Gedanken, nun ausſchließlich nur ſich ſelbſt, dem treuen Freunde, der Wiſſenſchaft und dem Alterthume zu leben. Und wirklich ſah man ſie beyde eine Zeit lang, unzertrennlich auf allen Pfaden, zwiſchen den Ruinen des Alterthums umherwandeln und die berühmteſten Kunſtſammlungen beſuchen, wobey es einem Beobachter hätte auffallen müſſen, was für ein ſonderbares Spiel des Zufalls doch dem hohen, ſchlanken, freundlich ernſten Heinrich, deſſen ganzes Äußere ein ruhiges, ſich in ſtiller Betrachtung wohl fühlendes Gemüth verkündete, den kleinern, lebendigern, wohlgenährten, gewandten, mit allem Anſtande höfiſcher Sitte gezierten Leopold vereinte, den man eher bey den Beluſtigungen der Großen, als auf ſo einſamer Wanderung hätte ſu-

chen ſollen. Oft geſellte ſich ihnen noch ein dritter bey, der Abbate Caſtialiano, der beſonders mit der Geſchichte, allen Denkmählern und Merkwürdigkeiten ſeiner Vaterſtadt wohl vertraut war, daneben ein Mann, der viel in der großen Welt gelebt hatte und ein ſehr unterhaltender Geſellſchafter. Leopold war ihm eben darum von einem Freunde empfohlen worden, und ſie fanden in ihm einen gar vortrefflichen Wegweiſer. Wenn aber den beyden Freunden die große Erfahrung und Vertrautheit des Römers mit allen Örtlichkeiten der Stadt ſehr zu ſtatten kam, ſo hatte nicht weniger der Abbate eine große Freude an den tiefen und gründlichen Kenntniſſen, welche der in Deutſcher Schule gebildete Heinrich in der Kunde des Alterthums beſaß, und ein gemeinſames Intereſſe knüpfte bald dieſen und ſeinen Führer näher an einander. Bey ſolchen Geſprächen und Unterhaltungen war dann häufig der minder erfahrene Leopold nur ein ſtummer Zuhörer oder gelehriger Schüler, der durch ſeine geiſtreichen Fragen und große Theilnahme die andern nur noch mehr anfeuerte.

Deſto mehr war der Baron in ſeinem Elemente, wenn ſie an manchem geräuſchvollen oder glänzenden Feſte von ihrer ſtillen Warte (wie er nur ihre Wohnung zu nennen pflegte) in das Volksgetümmel hinabſtiegen, und die Stillen des Landes (welchen Namen er ſich ſelbſt und ſeinem Freunde beylegte), die beyden einzigen, welche einander kannten, unter lauter fremden Geſtalten umher wandelten, oder wenn ſie die Kirchen der Stadt beſuchten; und es verging faſt kein Tag, an welchem man nicht entweder vor der Wanderung zu den Alterthümern, oder nach der Rückkehr von denſelben, ſich an dem Anblicke eines dieſer herrlichen Bauwerke ergötzt hätte. Wenn aber Heinrich mehr die Wunder der Kunſt anzogen, ſo ſchien ſein Freund beſonders von dem Gefühle religiöſer Begeiſterung erfüllt, ſeit er den prunkvollen Dienſt ſeiner Kirche mit allem, was nur die Sinne reizen und das Gemüth erheben kann, in dieſer Stadt vor Augen ſah. Zugleich zog ihn, vielleicht ihm ſelbſt unbewußt, ein anderes Verlangen nach den Kirchen, der Wunſch, dem Bilde des Corſo, das gleich an dem Ta-

ge seiner Ankunft einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und das er indessen noch einmal, aber auch nur von ferne und wie ein Brustbild aus dem Galla-Wagen gesehen hatte, in einem dieser Gottestempel zu begegnen. Und es schien, als ob ihn auch bald das Glück zugleich seine ganze Gunst und seinen Neid wolle erfahren lassen, als sie eines Tages der herrlichen Treppe nahten, die in hundert und vier und zwanzig Stufen von dem köstlichsten weißen Marmor zu der Kirche Santa Maria Araceli hinanführt. Unten hielt ein Staatswagen; zwey hohe Gestalten in weißem Gewande stiegen, wie es schien, nachdem sie in der Kirche ihre Andacht verrichtet, die Treppe herab. Was das für zwey Frauen sind! Das sind keine irdische Wesen, so schweben die Heiligen des Himmels zu den Kindern der Erde hernieder! schrie Leopold entzückt auf. Aber statt seine Schritte zu beflügeln, um näher zu kommen, hemmte er betroffen dieselben. Indessen hatten die beyden Damen die untersten Stufen erreicht. Ihr stolzer, würdevoller Gang erinnerte ganz an die Matronen des alten Roms, be-

sonders der der einen, ältlichen Dame, deren Schönheit selbst die Jahre vergeblich schienen den Sieg abringen zu wollen; die andere jüngere Dame zu ihrer Seite war von gleich majestätischem Gange und Wuchse, aber wenn die Züge ihrer Begleiterin unverkennbar eine Römerin andeuteten, so erinnerte die Schönheit der jüngern, welche ihre Tochter zu seyn schien, mit einem gewissen milden, lieblichen Scheine und den lichtern Locken, mehr an die Züge nordischer Frauenbilder. Es waren die beyden Damen des Corso. Nun erkannte sie auch Leopold wieder; aber bevor er näher herankam, hatte auch schon der Wagen die Damen aufgenommen, und von den stolzen Rappen gezogen, rasselte er schnell an den beyden Freunden vorüber, deren Blicke denen der Damen im Vorüberfahren begegneten.

Leopold segnete und verwünschte sein Geschick, das ihm das holde Bild so nahe geführt und so schnell wieder entrückt hatte. Mit welchen Gefühlen schritt er nicht die Stufen hinan, die sie herabgestiegen war; mit welchem Entzücken trat er in die Kirche hinein. Da hat sie ge-

betet! ſagte er. Wer dieſes Bild hätte können beten ſehen, wer die Laute dieſer Lippen hätte vernehmen können! O dieſe Stadt ſoll alles Herrlichſte beſitzen: ſie zeigt allein die ſchönſten Gottestempel, die ſchönſten Madonnenbilder und auch die lieblichſten Töchter der Erde!

Wunderlicher Menſch! redete ihn Heinrich an. Wie du hinſtürmſt, ſogleich von jedem Eindrucke dich bewältigen läſſeſt! Wie viele Frauen haſt du mir, ſeit ich dich kenne, ſchon geprieſen und von jeder betheuert, daß ſie nicht ihres gleichen habe unter der Sonne?

Wer vermöchte auch, entgegnete Leopold, dieſe holden Weſen anzuſehen, ohne ſie mit Wohlgefallen zu betrachten und ein Wort zu ihrem Preiſe zu ſprechen! Wohl, ich läugne es nicht, ſchon manches Frauenbild hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht; aber dieſe nur iſt die Königin von allen, ſie nur hat bey dem erſten Anblicke mich ganz beſiegt.

Zehntes Kapitel.

Dem Geiſte des Barons war von dieſem Tage an die ruhige Stille, welche das Studium der Wiſſenſchaft ſo nothwendig erfordert, genommen. Noch folgte er unzertrennlich dem Freunde bey den täglichen Wanderungen; ja durch das Bedürfniß der Mittheilung fühlte er in einer unbekannten Welt, unter lauter fremden Menſchen, ſich um ſo mehr zu dem einzigen Vertrauten hingezogen, vor dem er unverholen ſein Herz aufſchloß. Aber wenn Heinrich ſich mit dem Abbate unterhielt, war er ſichtbar Stunden lang in ſich ſelbſt vertieft, ſo daß Caſtigliano ihn auch oft deßwegen mit ſcherzender Rede durchzog; und auf den Wanderungen ſchien er unruhig nur das Bild ſeiner Liebe zu ſuchen; aber aller Nachforſchungen ungeachtet, wußte ihm niemand etwas näheres über die Dame zu berichten.

Auch auf Heinrich hatte der würdevolle Anſtand und die große Schönheit der Unbekannten einen gewiſſen Eindruck nicht verfehlt, ſo wie

denn alles Schöne, besonders wo es uns unerwartet überrascht, nie ermangelt, eine gewisse Gewalt über uns auszuüben. Doch hatte er sie mit keinem andern als dem Wohlgefallen angesehen, womit er so manches hohe und liebliche Bild in den Kirchen und Gallerieen betrachtete; und auch wenn ähnliche Gefühle, wie in Leopold, durch ihre vorüberschwebende Erscheinung in ihm wären geweckt worden, eben damit, daß sie der Gegenstand der glühendsten Leidenschaft seines Freundes geworden, war sie außerhalb des Kreises seiner Wünsche getreten; so wie denn nichts wirksamer ist, in einem edlen Herzen die Liebe gar nicht aufkeimen zu lassen, als daß es das Wesen, welches wohl seiner Wünsche werth wäre, sogleich als den Besitz eines Freundes erkennt, es ihm so ein heiliges unantastbares Gut wird und dem Verlangen bereits das Entsagen zuvorgekommen ist.

In Leopold aber hatte das feurigste Liebessehnen, suchend nach einem unsichern, in der Ferne schweifenden Gute, von dem es ungewiß war, ob er es je finden werde, oder ob es nicht schon, wenn er es fand, einem andern angehörte,

und religiöse Begeisterung, noch heftiger entzündet durch seine Liebe, alle Gefühle bis zur Überspannung gesteigert. In solchem Entzücken konnte er oft nicht begreifen, wie Heinrich, der doch, wenn er ein schönes Kunstwerk ansah oder von einer hohen That der Helden des Alterthums sprach, sichtbar von solcher Begeisterung ergriffen wurde, so kalt durch die herrlichen Kirchen hin zu wandeln oder zu den Bildern der Heiligen aufzublicken vermochte, ohne, wie er, Thränen zu vergießen oder Stunden lang, auf die Knice gesunken, vor so manchem Bilde in tiefer Betrachtung da zu liegen. Kam gar die Rede auf die große Verschiedenheit religiöser Verehrung, mit wie feurigem Lobe pries er nicht den Vorzug eines Cultus, wie der seiner Kirche, besonders der römische, sey.

So redete er auch einst, als sie an einem Feste aus der Peterskirche heraustraten, mit diesen Worten seinen Begleiter an: Und ist dir nicht auch, Freund, als ob du herausträtest aus der Wohnung der Seligen? In solcher Stunde ist mein ganzer Mensch befriedigt, es gebricht mir nichts mehr, und ich möchte die

Erde nicht gegen den Himmel vertauſchen. Wie kalt und trocken ſpricht doch eure Religion zu euch. Man tritt in eure Kirchen ein, wie in einen Gerichtsſaal oder eine Werkſtätte. Nicht einmal der Schmuck findet ſich darin, wie in euern großen Geſellſchaftsſälen, die doch jeder mit köſtlichen Möbeln, Teppichen, Uhren, Spiegeln, mit Büſten oder Gemählden zu ſchmücken und ſich ſo an dem Orte, wo er in reicherem Maaße die Heiterkeit des Lebens in der Geſellſchaft verehrter oder geliebter Menſchen genießt, auch eine freundliche, anſtändige Umgebung zu ſchaffen ſucht. Selbſt dieſer Schmuck fehlt euern Kirchen, und nur zu oft hört man die Rede des gewerbſamen Lebens auch da fort tönen, wo das Wort des Herrn alle Geiſter zur Buße oder Beſchauung wecken ſollte. Noch erinnere ich mich recht gut, einmal in Schwaben eine Predigt von der Arbeitſamkeit, eine andere von der Sparſamkeit gehört zu haben, und es fehlte wenig, daß der Redner nicht alle Regeln der Ökonomie entwickelt und ſeine Zuhörer die Kunſt der Rechnungsführung gelehrt hätte.

Aber trete in die Himmels- und Gotteshäuſer des Laterans, von Sanct Peter, der Maria Maggiore und andere, reden nicht ſchon die Steine und Säulen zu dir? Und wenn du anſiehſt die frommen Märtyrer unſres Glaubens, den am Kreuze blutenden Erlöſer, oder die Scenen aus dem Leben heiliger, von Gott mit beſondrer Gnade erhöheter Menſchen, und ihr Anblick ſo manche rührende Geſchichte in deine Erinnerung zurückruft: kannſt du dann den Strom von Thränen hemmen, der aus deinen Augen hervorbricht, und reden dieſe ſtummen Zeugen nicht beweglicher zu dir, als irgend eines Menſchen Worte es vermögen? Wenn dann die herrliche Muſik beginnt, dazwiſchen der Geſang der Andächtigen tönt, ſind dann nicht mit dem Herzen Aug und Ohr und alle Sinne befriedigt, ja vergeiſtigt, alles Sinnliche zu einem geiſtigen Vollgenuſſe emporgehoben und das Geiſtige zu einem Göttlichen hinaufgeſteigert? Dann fällt jede Feſſel, jedes Band bricht, alles erweitert ſich in uns; jede Trennung zwiſchen der ſichtbaren und unſichtbaren Welt hört auf; der ganze Menſch

wird zumal erhöht, geheiligt und beſeligt; wie mit verklärtem Leibe ſteigen wir zum Himmel auf! Können zu ſolcher Auffahrt auch die todten Worte eurer Prediger die Fittiche verleihen?

O Freund, fuhr er unter Thränen fort, ich habe dich ſo recht von Herzen lieb; daß ich dich doch überzeugen, daß ich dieſe Gefühle dir beſchreiben könnte, damit auch du von ihnen ergriffen und in die ſchirmende Huth unſeres beſeligenden Glaubens herübergetragen würdeſt. Siehe, in ſolchen Momenten iſt nur Gott in mir und ich fühle ſo recht ſeine Nähe; ich bin verſöhnt mit ihm, er hält mich in ſeinen Armen und ich liege an ſeinem Herzen. Oder wenn ich dann meiner Sünden gedenke, und in dem Lichte des Herrn die Nichtigkeit aller Erdenluſt in mir zu heller Überzeugung hervorleuchtet, ja dann fühle ich in mir die ganze Zerknirſchung alles Irdiſchen, alles deſſen, was ſündhaft in mir iſt und um mich; dann rinnen meine Thränen; an dem Fuße der Bilder der Heiligen, die für mich zu Gott flehen und ſelbſt die Erdenluſt überwunden haben,

ſinke ich nieder und thue Buße von ganzem Herzen.

Das Sündigen könnt ihr einmal ſo wenig laſſen, als wir; aber wir nur genießen des vollen Troſtes; die gütige Mutter verdeckt mit ihrem Liebesmantel unſere Gebrechen, und aus ihrem Gnadenſchatze reicht ſie Vergebung dar für begangene und zukünftige Fehler. —

So glaubte oft Leopold recht eindringlich zu ſeinem Freunde zu reden; aber Heinrich hörte mit tiefer Ruhe und ängſtlicher Beſorgniß dieſe und ähnliche Reden an, da ſie ihm immer mehr das Gefährliche des Zuſtandes enthüllten, in dem ſein Freund ſich befand. Weit entfernt, davon überzeugt zu werden, fühlte er ſich nur immer mehr von einem Glauben zurückgeſchreckt, den er hier an ſeinem Hauptſitze, in dem Leben der Gläubigen zu beobachten hinlängliche Gelegenheit hatte. Dieſe Miſchung des Höchſten und Niedrigſten, von Himmelsſeligkeit und ſchwelgender Erdenluſt, dieſes Schwanken zwiſchen Gott und der Hölle, dieſer Glaube und Unglaube wollte ihm nicht anſprechen. Er kannte die Heftigkeit, womit Leo-

pold allen Eindrücken ſich hingab; jetzt ſahe er ihn auf der Höhe des Himmels, er fürchtete, ihn, wenn nicht gütige Mächte über ihm wachten, bald wieder eben ſo tief ſinken zu ſehen; und eine rechte Trauer konnte ihn oft befallen, wenn er ſahe, wie dieſe edle, mit den herrlichſten Talenten ausgeſtattete Natur, ſo ganz ohne eigenen Halt, hin und her ſchwankte. Um durch ein ernſtes Wort den Schlummernden aufzuſtören, ſagte er dann wohl zu ihm:

Es entgehet meinem Blicke ſo wenig, als dem deiniger, daß man in proteſtantiſchen Kirchen nur zu oft den Anſtand vernachläſſigt, der einem ſolchen Verſammlungshauſe gebührt und die weltliche Rede da forttönt, wo der Ruf des Herrn die Schlummernden zur Auferſtehung wecken ſollte. Doch das liegt gar nicht in dem Weſen des Proteſtantismus und davon wollen wir jetzt ſo wenig reden, als ich dich an den polternden Lärm eurer Mönche und überhaupt an dieſe ſchwächſte Seite eurer Kirche erinnern will, wo der Prieſter nicht mehr durch die imponirende Würde des Prie-

ſterthums, ſondern durch die Individualität ſeiner Perſon wirken ſoll. Auf dich ſelbſt möchte ich dich hinweiſen. Denke doch, wie nach und nach alle dieſe Regungen in dir entſtanden, wie du allmälig zu einem ſolchen Zuſtande der Überſpannung gelangt biſt. Nenne ja nicht die geiſtige Unwürdigkeit, worin ſo viele Bewohner dieſer Stadt durch die Übermacht eines glänzenden Cultus niedergehalten werden, religiöſe Erhebung, oder das, was du in dir ſelbſt fühlſt, wahre Begeiſterung. Der höchſten Verblendung ſteht es näher als dieſer. Wenn du in das Licht der Sonne ſiehſt, wird dein Auge, das den Glanz derſelben nicht ertragen kann, geblendet, und in dem Augenblicke der Blendung iſt dein Geiſt zugleich verwirrt; du ſchließeſt dein Auge, und in dir ſelbſt ſcheint ſich alles zu drehen und nichts mehr feſt auf ſeiner Stelle zu ſtehen. So geht dir es hier bey den Feſten und in den Kirchen. Alle deine Sinne werden zugleich geblendet, eine Verwirrung, eine Betäubung kommt in dein ganzes Weſen; das nennſt du nun Begeiſterung; Taumel, augenblickliche Raſerey, Wahnſinn ſollteſt du es nen-

nen. Was haben die Sinne für einen Antheil an der Begeiſterung? Und wo iſt denn der Heilige, der als Gottes Sohn ſich uns kund gab, in ſolchem Taumel befangen geweſen? Ausdrücklich ſagt er: das Himmelreich kommt nicht mit äußerlicher Gebehrde; es iſt inwendig in euch. Und vollends nun, in welcher Gemeinſchaft ſteht die Sünde mit den Gläubigen? Sind ſie ihr nicht abgeſtorben und dadurch frei geworden? Wenn ſie deſſen unerachtet in unglücklicher Stunde davon überraſcht den, ſo iſt das nur ein augenblickliches Schwanken; aber ſie ſind wiedergeboren und ſelig, weil ſie reines Herzens ſind. Für euch Sinnenmenſchen iſt das freylich keine Religion; da iſt die eurige weit bequemer; denn dieſe läßt euch, wenigſtens wie ihr ſie anſeht, Gott dienen, ohne daß ſie euch zwänge, dem eigenen Willen und verkehrten Triebe zu entſagen. Ihr wißt, eure gute, nachſichtige Mutter wird ihren verwöhnten Kindern ihre Fehler verzeihen, und ſo ſündigt ihr denn wacker darauf los, getröſtet im voraus, daß ihr mit körperlicher Sühne, des Herzens Unreinigkeit abbü-

ßen könnt. Aber der Schalk weicht darum nicht aus euch; das Himmelreich iſt nicht in euch. Von innen muß durch geiſtige Wiedergeburt das Heil errungen werden. Chriſtus in euch, nicht der Beichtvater, muß die Verſöhnung gewähren.

So redeten ſie oft Stunden lang gegen einander, wie zwey Kämpfer, welche auf einander zielen, ohne ſich mit ihren Streichen je zu erreichen; nur mit dem Unterſchiede, daß wenn Leopold gewöhnlich zuletzt ungeduldig ward und ſeinen Freund nicht begriff, dieſer nie ſeine Ruhe verlor und er vollkommen den Zuſtand des Barons durchſchaute. Auch hatte er nie die Abſicht, ſeinen Freund, wie dieſer es oft verſuchte, zu ſeinem Glauben herüber zu ziehen, ſondern er entgegnete ihm nur, um deſſen unnatürliche Gluth etwas zu mäßigen und ihr zu zeigen, wie auch noch eine ganz andere Anſicht ſtatt finden könne.

Eilftes Kapitel.

Heinrich und der Abbate waren von einer der Wanderungen, bey denen schon zuweilen Leopold zu fehlen anfing, zurückgekehrt, als dieser mit Heftigkeit in das Zimmer hereinstürzte, und in seiner Freude jetzt auch die Gegenwart des Abbate nicht beachtete.

Ein guter Genius hat mir es eingegeben, rief er aus, daß ich heute zu den Wohnungen der Todten nicht mit euch hinabstieg, statt dessen sollte ich aller Holdseligkeit des blühendsten Lebens begegnen.

Nun, erwiederte der Abbate, man sollte wirklich glauben, Sie seyen heute von dem Tode wieder aufgelebt, der Sie lange Zeit schon zu drücken scheint.

Wie wir doch thöricht sind! fuhr der Baron fort, ohne sich an Castigliano's Rede zu kehren. Wir mühen uns ab und suchen in der Ferne, was uns oft so nahe steht, und das wir nicht eher gewahren, bis ein glücklicher Zufall uns die Augen öffnet. Du weißt, Freund, ich

hatte heute keine Luſt, mit euch die Wanderung zu den alten Grabmählern zu machen. Bloß um mich mit mir ſelbſt zu beſchäftigen, lief ich mein Portefeuille durch. Da finde ich eine Menge Empfehlungsſchreiben, zum Theil an die erſten Häuſer, die ich nicht abgegeben, um nicht aus meiner Einſamkeit in allerley Geſellſchaften gezogen zu werden. Aus langer Weile leſe ich die Adreſſen durch; ich finde darunter die einer gewiſſen Gräfin. Wie, ſchoß mir der Gedanke durch die Sinne, wenn du hier vielleicht Aufſchluß finden könnteſt über die Unbekannte, deren Vorüberſchweben und Verſchwinden dich ſchon ſeit dem Tage deiner Ankunft in der Irre umherführt. Schnell, wie der Gedanke kam, ward er zur That. Auf meine Nachfrage wieß man mich zu einem herrlichen Palaſte. Ich laſſe mich anmelden; durch eine Reihe der prächtigſten Säle werde ich in das Cabinet der Frau von Hauſe geführt. Die Thüre öffnet ſich, und denke dir mein Erſtaunen: die ältere Dame, die Begleiterin der jüngern, ſteht vor mir! Ja, was noch mehr iſt, in der Entzückung der Rede ergiebt es

ſich, daß ich eine nicht ganz ferne Verwandte vor mir hatte. Gern hätte ich auch nach ihrer Begleiterin gefragt, aber eine gewiſſe Scheu hielt mich zurück; doch das Glück, das einmal an dieſem Tage mir ſeine Gunſt zugewandt hatte, leitete alles ein. Schon wollte ich mich empfehlen, mir die Erkundigung für einen andern Beſuch vorbehaltend, als die Gräfin beym Abſchiede ſagte: doch ich muß Ihnen Ihre Verwandte, meine Tochter, noch vorſtellen; ſie liebt ſehr die ſchattigen Gänge des Gartens; unten werden wir ſie treffen, wenn es ihnen beliebt, mir hinunter zu folgen. Wie freudig ich ihren Schritten folge, brauche ich dir nicht zu ſagen; wir gehen durch einige duftige Gänge, da tritt uns Clorinde, ihre Tochter, aus einer Laube entgegen. Sie war es wirklich, die herrliche Geſtalt, aber noch viel lieblicher, als wir ſie von der Kirche die Stufen herabſteigen ſahen. Und nun ſteht mir, als einem Verwandten, jeden Tag der Zutritt zum Hauſe offen.

Es iſt die Comteſſa Calina mit ihrer ſchönen Tochter, ſagte der Abbate. Da hätte ich Ih-

Ihnen leicht Auskunft geben und Sie des langen Suchens überheben können. hätten Sie, mein Freund, mir nur ihr Vertrauen schenken wollen, denn in diesem Hause bin ich wohl bekannt.

Nun so haben Sie es denn jetzt! versetzte noch in lebhafter Freude der Baron. Ja, auch das andre Räthsel ist gelöst, fügte er hinzu, sich zu Heinrich wendend. Ihr wolltet eine Nordländerin in ihr erblicken, ich wollte es nicht gelten lassen; wir haben beyde Recht. Sie vereint die Anmuth beyder Völker in ihrem schönen Bilde. Ihr Vater ist nämlich der Baron von F., ein Verwandter unsrer Familie, der ihre Mutter, als den besten Schatz von seiner Reise nach dem Südlande, zu uns an den Rhein mitbrachte. Jetzt erinnere ich mich wieder der Erzählung von der schönen Römerin, die ich oft bey uns hörte. Allzu früh ward er seiner Gattin entrissen, und diese kehrte nun, da sie länger kein Band der Liebe an das nördliche Land fesselte, mit ihrer einzigen Tochter nach ihrer Vaterstadt zurück, wo sie wieder den Namen ihrer Familie, einer Comtessa Calina, annahm.

Nun, ich ſehe, ſagte der Abbate, Sie haben heute bey den Lebenden wenigſtens eben ſo viel gelernt, als wir bey den Todten.

Und Ihnen mein Geheimniß verrathen, entgegnete Leopold. Sie ſind, wie Sie ſagen, im Hauſe der Comteſſa wohl bekannt?

Das laſſen Sie ſich nicht kümmern, verſetzte Caſtigliano; wo es gegen eine Dame geht, haben alle Männer zuſammen gemeinſame Sache.

Wirklich knüpfte von jetzt an die beyden ein engeres Band an einander, ſo wie überhaupt mit dieſem Tage eine bedeutende Veränderung in dem Verhältniſſe unſerer beyden Deutſchen, und ein gänzlicher Wechſel in dem Leben des Barons vorging. Seine fromme Begeiſterung machte allmälig allerley weltlichem Verlangen Raum, und die Schätze des Himmels ſchienen ihn weniger zu reizen, ſeit die Erde ein ſo koſtbares Gut ihm nahe gerückt hatte. Sein Studium des Alterthums war mit einem Male geſchloſſen. Thöricht, ſagte er, wäre es auch, ſich unter die Ruinen der

Vorwelt zu begraben, wo eine so lachende Gegenwart uns lockt. In dem Hause der Grä-fin ward er bald mit andern angesehenen Familien bekannt, und nachdem ihn einmal das erste unbeachtete Blatt einem solchen Glücke entgegen geführt hatte, so machte er nun auch von den andern Empfehlungsschreiben Gebrauch; nach und nach ward er immer mehr in das Geräusch und die Vergnügungen der großen Welt hineingezogen. Damit aber vertrug sich länger der Aufenthalt auf seiner stillen Warte nicht. Er miethete sich unten an einem der besuchtesten und lebhaftesten Plätze der Stadt in einem großen Pallaste ein, kaufte sich Pferde und Wagen, und gesellte seinem alten Diener, den er aus Deutschland mitgebracht hatte, einige Italiänische Bedienten bey. Nachdem er sich in seiner neuen Wohnung auf das prunkvollste eingerichtet hatte, so lud er beym Abschiede seinen Freund ein.—Kehre mit mir, Freund, aus der Einsamkeit in das muntre Leben zurück. Oder bleibt es fest dabey, auf der stillen Warte dein einsiedlerisches Treiben fortzuführen?

Heinrich sah ihn mit stiller Wehmuth zie-

hen. Deine glücklichſten Tage, erwiederte er, ſind, fürchte ich, in dieſer Stadt vorübergeſchwunden. Statt mit dir hinunter zu ſteigen, möchte ich dich lieber oben behalten. Möge nur nicht irgend ein dräuendes Geſchick dich am Ende wieder zu deinem Freunde nach der friedlichen Warte zurückſchrecken. —

Auch Leopold trennte ſich nicht ohne Rührung. Es war eine ſo ſtille, unſchuldige Zeit, die er in der Zurückgezogenheit hingebracht hatte. Aber, ſagte er beym Scheiden, ich tauge einmal für ſolches Leben nicht. Du kennſt mich lange, und nur deine Gutmüthigkeit konnte deinen ſonſt ſo hell ſehenden Geiſt täuſchen, in dem, was bloß vorübergehender Einfall bey mir war, einen feſten Entſchluß zu erblicken. Laß es mich nur geſtehen, es war eine Thorheit von mir, daß ich Weltmenſch, wie du mich oft genannt haſt, glaubte, an euren gelehrten Studien je Geſchmack finden zu können.

Um ſo ſchmerzlicher aber war Heinrich die Trennung von Leopold, als um dieſe Zeit auch die Briefe Alberts, die eine immer ſteigende Leidenſchaft verriethen, ihn zu beunruhigen anfin-

gen. — Da reißen ſie ſich nun gewaltſam von mir, rief er aus, die beyden wunderlichen Freunde! Den einen treibt ſeine Unruhe in die Weite, bis er anbetend vor einem blinden Bilde niederſinkt und dort die Stille des Himmels wähnt gefunden zu haben. Der andere kann erſt nicht genug hinſtürmen in dem Entzücken himmliſcher Gefühle; dann ſinkt er mit einem Male aus der Höhe in die alltägliche Welt hinab, und jagt einem ungewiſſen Ziele nach, das er vielleicht nie erreichen wird!

Zwölftes Kapitel.

So war nun Heinrich ganz ſich ſelbſt und ſeinen Studien überlaſſen. Die erſten Tage kam öfter Leopold auf eine flüchtige Stunde zu ihm herauf. Bey der Leere der ihn umgebenden Welt fühlte er erſt recht die Tiefe in dem Gemüthe ſeines Freundes, und wenn er dann mit ihm aus ſeiner ſtillen Warte über die große Stadt

hinsah, so fiel er ihm wohl um den Hals, und — du bist doch die reinste Seele in dieser Stadt, rief er aus. Wenn auch noch die Glorie unseres heiligen Glaubens dich umleuchtete, dann fürwahr! würde ich bald als einen Heiligen des Himmels dich anbeten. — Welche Übertreibung wieder! sagte Heinrich unmuthig. Laß doch einem jeden seinen Glauben, und laß uns, ehe wir zur Heiligkeit aufstreben, vorerst uns bemühen, in Demuth die Reinheit des Herzens zu bewahren. — Leopold fühlte recht gut den Ernst einer solchen Warnung, aber allerley Zerstreuung und ein fast abgöttischer Dienst, den er der Königin seines Herzens weihte, zog ihn nach und nach immer mehr von seinem Freunde ab.

Desto häufiger fand sich bey diesem der Abbate Castigliano ein. Dieser hatte aus den Bemerkungen, die Heinrich bey Besuchung der Kirchen machte, und mehr noch aus seinen Unterredungen mit Leopold bald abgenommen, daß Heinrich ein Protestant sey, und unser Freund hatte nie ein Geheimniß daraus gemacht. Erst betroffen und zurückgestoßen über

dieſe Entdeckung, fühlte er ſich zuletzt durch ſeinen Bekehrungseifer nur um ſo mehr an den Deutſchen Jüngling gefeſſelt. Denn obgleich Caſtigliano ein Mann war von vielem Wiſſen und gründlicher Kenntniß in der alten claſſiſchen Literatur, und mit ſcharfem Blicke alle Verhältniſſe des Lebens durchſchaute, ſo ſchien doch von Einer Seite ſein ſonſt freier Geiſt in Schranken eingeengt, über die hinaus ihm kein Blick gegönnt war. Es fehlte ihm jene freiere religiöſe Anſicht, und alle ſeine Kenntniſſe, ſeine Weltklugheit und überhaupt den Schmuck ſeiner Bildung ſchätzte er nur als Mittel zur Verherrlichung ſeiner Kirche, der er fanatiſch zugethan war. Einen deſto herrlichern Triumph aber hoffte er dieſer zu bereiten, wenn er in ihren Schooß einen Mann zurückführte, den er keineswegs als einen Laien betrachtete, da er ihn in jede Wiſſenſchaft ſeines Glaubens eingeweiht ſah. Auf das redlichſte unterſtützte ihn in dieſem Bemühen ein anderer Geiſtlicher, der Pater Anſelmo. Die beyden Stillen des Landes hatten dieſen früher ſchon bey einem Beſuche in dem Dominicaner-

Kloſter kennen lernen, und man hatte ſie auf ihn aufmerkſam gemacht, weil er in dem Rufe einer beſonderen Heiligkeit ſtand. Er hatte einen groſſen Theil der Erde durchwandert und lange Zeit in den Indiſchen Miſſionen gearbeitet. Von ſeinen Reiſen hatte er eine groſſe Lebenserfahrung und Kunſt, die Menſchen zu behandeln, mit zurükgebracht, ohne doch im geringſten etwas in ſeiner religiöſen Anſicht und ſeinem kirchlichen Glauben geändert zu haben.

Dieſe beyden Männer waren nun die faſt täglichen Geſellſchafter unſres Freundes. Mit der gröſten Dienſtfertigkeit führten ſie ihn an alle heilige und merkwürdige Orte, und mit dem Scheine der Erhebung über jeden Glauben, der ausſchließlich einer beſonderen Secte angehörte, und mit der leutſeligſten Duldung jeder Meinung, warfen ſie dabey zuweilen, wie durch die Gelegenheit des Augenblickes veranlaßt, manche Bemerkung hin, theils ihren Begleiter auszuforſchen, theils um zugleich den ganzen Cultus ihrer Kirche ihn in recht anziehendem Lichte erblicken zu laſſen.

Ich habe viele Völker kennen lernen, be-

merkte einſt der Pater, als er den Deutſchen von dem Anblicke der Peterskirche tief ergriffen ſah; ich bin bey den Indiern geweſen und bis nach China gekommen; überall habe ich den Menſchen als ein geiſtig ſinnliches Weſen gefunden und ihn auch da nur recht von dem Dienſte religiöſer Verehrung ergriffen geſehen, wo dieſer, indem er dem Geiſte Erhebung gewährte, zugleich ſeine Sinne nicht unbefriedigt ließ. Aber freylich dieſem Baue muß jeder andere Erdentempel weichen; die einzigen, die ihm vielleicht den Vorrang an Größe und Erhabenheit ſtreitig machen könnten, die berühmten unterirdiſchen Pagoden und in den Fels der Berge eingehauenen Hallen und Säle mit ihren gigantiſchen Bildern aus der Indiſchen Vorwelt, liegen nun in Trümmern und verfallen immer mehr.

Und auch dem Schönheitsſinne des Menſchen, fügte der Abbate bey, könnte kaum ein anderer Bau mehr genügen.

Dennoch, entgegnete Heinrich, hat die hohe, einfache Rotunde des Pantheons, dem Gewölbe des Himmels an Größe und Einfachheit

des Baues vergleichbar, ſtets einen noch tiefern Eindruck auf mich gemacht. Sie wiſſen, ich bin Proteſtant, und möge es Ihnen nicht mißfallen, mein offenes Bekenntniß anzuhören. Es iſt wahr, ein Bau wie der des Panthrons oder des Domes des heiligen Petrus iſt etwas Großes und Herzerhebendes. Es iſt ein kühner Gedanke in einem Menſchengeiſte, nur den Plan zu ſolch einem Werke zu entwerfen, und von welcher Beharrlichkeit, von welchem Feſthalten der einmal erfaßten Idee zeigt es nicht, denſelben auszuführen und nicht abzulaſſen, bis der große Bau in hoher Vollendung daſteht. Und wer vermöchte hineinzutreten, ohne von der Größe deſſelben ſich bewältigt zu fühlen! Muſik, Mahlerey und Baukunſt, und alle Künſte vereint, löſen gleichſam die Feſſeln, welche unſer Herz umengen, und wenn in ſolcher Stimmung der Ruf Gottes und der Religion zu uns dringt, ſo ſind wir empfänglicher dafür. Allein eine ſolche Bewältigung des Gemüthes durch ein übermächtiges Werk der Kunſt kann ich unmöglich ſchon Frömmigkeit nennen, und, ſollte ich glauben, man müſſe Gott, auch

ohne eines ſolchen Tempels zu bedürfen, im Geiſt und in der Wahrheit verehren können. Auch iſt er ja der einzige auf der Erde; alle Völker können nicht in demſelben zu Gott ſich verſammeln, und ſo müßten ſie der rechten Andacht entbehren, wenn ſie nicht auch eines ſolchen Erweckungsmittels ſich erfreuten.

Auch dafür iſt geſorgt, fiel der Pater ein; Gott führet jeden ſeinen eigenen Weg, wen er aber hierher führt und wem das Glück zu Theil wird, an ſo heiliger Stätte beſonders nahe und mächtig die Stimme des Herrn zu vernehmen, für den, ſollte ich denken, läge auch ein Beruf darin, auf dieſelbe zu hören und ihr ſein Herz nicht zu verſchließen.

Aber, hochwürdiger Vater, entgegnete Heinrich, wohl merkend, wohin des Paters Rede ziele: es ſollte mich dünken, Gottes Stimme ertönte überall gleich nahe zu uns, am allernächſten aus dem eigenen Herzen. Wenn aber ſchon ein Menſchenwerk, wie die Peterskirche, uns ſo tief ergreift, wie ſollte nicht Gottes Werk eine noch gewaltigere und dauerndere

Macht über unſer Gemüth üben! Und das brauchen wir nicht etwa bloß in Rom zu ſuchen. Wer ſo recht Gott und Chriſtum in ſich trägt und überall von der unendlichen Rotunde ſich umſchloſſen ſieht, deren azurner Bogen über alle Völker der Erde und ihre Werke ſich hinwölbt: wie ſollte er nicht in der innern Stimme überall einen Ruf Gottes und in jedem Blicke auf den Weltenbau eine Erweckung ſeiner Andacht finden? Sagt doch unſer hochgefeyerter Meiſter: nicht auf dieſem Berge, nicht in dem Tempel werden die rechten Verehrer zu dem Vater beten. War doch der große und hochgeprieſene Tempel zu Jeruſalem, mit allen ſeinen Hallen, Säulen, Kleinodien, und geheimnißreichen Orten für den Sinn der damaligen Iſraeliten gewiß eben das und mehr, als nur die Peterskirche für einen Römer ſeyn kann; und wo hätte er je eine beſondere Wichtigkeit darauf gelegt, den Herrn im Tempel anzubeten? oder wo hat er an gewiſſe Ceremonieen ſeinen Dienſt geknüpft?

Sehr wohl! erwiederte der Abbate; es war ein ſinnliches Volk, das noch erſt zur Erkennt-

niß geführt werden sollte, das über den Buchstaben des Gesetzes den Sinn desselben verloren hatte; dieses mußte erst von der Fessel der Ceremonie frey gemacht werden. Aber nun, da die himmlische Wahrheit den Herzen der Gläubigen sich aufgeschlossen hat, ist eine bedeutungsvolle Handlung, ein heiliger Gebrauch sehr förderlich, um durch dieselben die Wahrheit in den Herzen festzuhalten, und an den Anblick der Handlung, des Bildes, so wie es vor die Sinne tritt, auch in dem Innern so manche liebe, fromme und freudige Erinnerungen oder erhebende Gedanken anzuknüpfen.

In diesem Sinne aufgefaßt, versetzte Heinrich, war es gewiß eine recht schöne, fromme Sitte, allenthalben an Straßen und Wegen ein Crucifix aufzupflanzen, damit der Mensch, wo er auch wandle, überall durch das Bild seines Erlösers zu dem rechten Ernst und der Freudigkeit des Lebens erweckt, und ein gewisser erhöheter Zustand seines Gemüthes in ihm erhalten werde. Allein ich glaube, wo einmal dieser in einem Menschen statt hat, da wird er

auch in der ganzen Natur dieſe Erweckung finden. Und um von dieſem einzelnen Gegenſtande abzuſehen, wie verſchieden ſind nicht die Anſichten der Menſchen über ſolche Dinge! Der eine fühlt ſich durch ein zufälliges Bild, eine Handlung, dieſes oder jenes Zeichen beſonders angeregt, eine Idee erſcheint ihm beſonders klar, gleichſam auch verkörpert, in dieſem Bilde, dieſer Handlung, und nun will er ſie zu einem Symbol religiöſer Verehrung für die ganze Chriſtenheit erheben; aber ein anderer findet eine ſolche Andeutung, wenigſtens in gleicher Anſchaulichkeit nicht darin. Überhaupt kann ein ſolches Symbol — um bey dieſem Ausdrucke ſtehen zu bleiben — nur auf das Gemüth deſſen wirken, welcher das Geheimniß der Wahrheit durchſchaut hat, die ihm damit vorgebildet werden ſoll. Findet aber der Menſch von früh an überall das Bild um ſich, ehe er zur Erkenntniß der Bedeutung deſſelben gelangt iſt, ſo wird er ſich allmälig ſo an deſſen Geſellſchaft gewöhnen, daß er am Ende gar nichts mehr darin ſucht. So geht es insgemein der großen Maſſe des Volkes mit allen ſym-

bolischen Handlungen, und sollen sie einmal Mittel zu Erweckung religiöser Betrachtung werden, so müssen sie vor allem auf das Volk, nicht auf die Zahl der Einsichtsvollern berechnet seyn. Aber nur wenige sind es überall, die bis zu dem rechten Verständnisse sich erheben und das Symbol in dem rechten Sinne auffassen. Für den gemeinen Verstand bleibt es ein Gaukelspiel der Sinne, es kann nicht wekken und erheben, höchstens nur durch die Macht der Gewohnheit und die daran geknüpfte Rückkehr gewisser früher feiergewordener Gefühle eine augenblickliche Stille und Betroffenheit hervorbringen, der ähnlich, wie sie in dem Menschen bey dem Eintritt in einen herrlichen Tempel erregt wird, die aber von selbst sich verliert, so wie er den Tempel verläßt. Soll die Erhebung in dem Menschen rechter Art seyn, in ihm selbst muß sie dauernd, ein freudiges Emporstreben von innen, aber nicht ein Erdrücktwerden von außen oder der augenblickliche Reiz einer in ihm schlummernden Kraft seyn. Dazu kommt noch eine sehr verderbliche Verirrung, wozu ein solches Symbol

nur zu leicht führen kann. Ein Mensch, den man frühe gewöhnt hat, von der Beobachtung gewisser Gebräuche — wo er also selbst die symbolische Handlung verrichtet — eine gewisse Heiligkeit zu erwarten, wird nur zu geneigt, die Handlung selbst zu einem Heilsmittel zu machen, sich von der treuen Übung derselben die Beseligung zu versprechen, welche nur der in derselben vorgebildete Glaube und die Kraft der Wahrheit in dem Herzen wirken kann; ja er kommt in Gefahr, da er die rechte Bedeutung des Symbols nicht kennt, ganz andere irrige Vorstellungen damit zu verbinden.

Beliebe es Ihnen doch, sagte der Abbate, dieses letztere, besonders was Sie von symbolischen Handlungen sagen, die jeder Gläubige selbst verrichtet, etwas weiter auszuführen.

Ich dächte doch, entgegnete Heinrich, alles äussere Leben des Christen soll nur ein Bild seyn seines innern Lebens in Gott. Ich fürchtete Sie durch allzu weite Ausführlichkeit zu ermüden, doch da Sie selbst mich hierzu auffordern, so ist dieß meine Ansicht. Nicht bloß der Geistliche verrichtet vor der Gemeinde symbo-

liſche Handlungen zum Zeugniſſe ihres gemeinſamen Lebens in Gott, auch jeder Gläubige ſelbſt verrichtet dieſe, um damit anzudeuten, daß auch er ſelbſt ganz insbeſondre ein lebendiges Glied ſey an dem Leibe des Herrn. Denn ſo wenig das Brodt oder der Wein bey dem Abendmahle im geringſten für das leibliche Bedürfniß zulänglich iſt, eben ſo wenig hilft Faſten, Wachen oder irgend eine Bußübung dem zeitlichen Leben; im Gegentheile, ſie thun demſelben Zwang an und wirken auf die Zerſtörung deſſelben, und wären zu nichts nütze, wenn ſie nicht in einem höheren Sinne vollbracht würden. Es ſind nicht bloß aſcetiſche Übungen, um dem Geiſtigen in dem Menſchen die Übermacht über das Sinnliche zu verleihen, es ſind zugleich ſymboliſche Handlungen, womit jeder, welcher ſie verrichtet, andeutet: daß die geiſtige Kraft in ihm auch über die Macht Gewalt habe, womit das natürliche Bedürfniß den Menſchen bewältigt, ja daß ſie, um das ewige Leben zu retten, geradehin das zeitliche zerſtören könne. Die geiſtige Macht, der Glaube in dem Menſchen, nicht die Handlung, iſt

es, wodurch er ſich heiligt und dem Reiche Gottes angehört. Verrichtet darum der Menſch die Handlung bloß aus herkömmlicher Sitte oder aus Furcht vor Übeln, mit denen er ſich bey Unterlaſſung derſelben bedroht glaubt, alſo aus Zwang, nicht in des Herzens Freudigkeit und der Erleuchtung des Geiſtes: ſo kann ſie ihm zu nichts nützen, ſie hört für ihn auf, Symbol zu ſeyn. Koſtet es ihn zugleich Mühe und manche Entſagung, dieſe Handlung zu verrichten, ſo ſondert er ſie um ſo mehr aus dem Leben aus, und glaubt auf der andern Seite wieder ſich um ſo mehr erlauben zu dürfen, wenn er nur das treulich übt, was ihm ſchon frühe, als zu ſeiner Beſeligung unentbehrlich, an das Herz gelegt ward.

Wundern Sie ſich über meine Anſicht nicht, fuhr Heinrich nach einer Pauſe fort, während der die beyden andern mit ſtummen Staunen ihn angeſehen hatten; ſuchen Sie die Belege dazu in dieſer Stadt, welche der glänzendſten, an ſinnbildlicher Verkörperung reichſten Gottesverehrung ſich erfreut. Wie viele habe ich oft fragen müſſen, bis mir einer auch nur die Ver-

deutung von Gebräuchen, die jeden Tag in der Kirche wiederholt werden, von Feſten, die jedes Jahr wiederkehren, anzugeben vermochte. Ja, andere verirren ſich ſo weit, daß ſie völlig den Menſchen von dem Chriſten trennen und des Glaubens leben, als ob ſie recht treue Chriſten ſeyn könnten, ohne gerade edle und treffliche Menſchen zu ſeyn. Denn Chriſten ſind ſie in ihrer Meinung nicht durch ihre geiſtige Wiedergeburt, ſondern durch die gewiſſenhafte Beobachtung beſtimmter Gebräuche; ſo wie ſie denn auch jeden als aus der Kirche ausgeſchloſſen betrachten, der dieſe Gebräuche nicht verrichtet. Darum, um dem Gläubigen ſeine geiſtige Freyheit zu ſichern, und weil es oft bequemer iſt, dem Buchſtaben als dem Geiſte nachzuleben, dieſen nicht über jenen zu verlieren, nicht die Kraft und Wahrheit über den Gebrauch einzubüßen, erkennen wir Proteſtanten keine andere ſymboliſche Handlungen an, als die beyden von dem Erlöſer ſelbſt angeordneten Sacramente. Dazu tritt noch ein Grund mehr: iſt es einmal vergönnt, dem uranfänglichen Worte des Herrn, ſey es in Lehre oder in ſymboliſcher Darſtellung

des innern Lebens in Gott, eine Erweiterung, einen Schmuck beyzufügen, wie weit dürfen wir dann greifen, und wo ist die Schranke, die wir nicht überschreiten dürfen? Dann, zum Beyspiele, kann es so gut zwölf als sieben Sacramente geben, und der Willkür ist freyer Spielraum verliehen. Und so verwerfen wir denn auch alles, was wir ansehen als durch Tradition oder Menschensatzung zu dem uranfänglichen Worte hinzugekommen. —

Ein Fremder, welcher zu den beyden Geistlichen hinzutrat, unterbrach die Unterredung.

Dreyzehntes Kapitel.

Ihr habt uns neulich, begann der Pater, als sie nach einigen Tagen auf das frühere Gespräch zurückkamen, die Tradition so ganz verworfen und scheint als ächter Protestant alles zu verwerfen, was nicht in euern heiligen Büchern aufgezeichnet ist. Aber, wenn Ihr es recht betrachtet, ist nicht — verstehet mich

nicht falsch — schon ein groſser Theil des Neuen Testamentes Tradition, alles, was nicht Johannes und Petrus und die andern als Augenzeugen niederschrieben? Ja, geben, uns nicht selbst diese bloſs wieder, was sie empfangen haben? Und vollends Paulus, und Marcus und Lucas? Denn der Erlöser selbst hat nichts aufgezeichnet; und so sind unsre heiligen Bücher nur der Anfang einer Tradition, die durch mündliche Überlieferung der in der Erinnerung heiliger und wahrhafter Menschen unvergeſslich aufbewahrten Begebenheiten und Lehren ihre weitere Ausführung erhielt, und als ein Quell des Heils aus jener hochgefeyerten Zeit, da der Gottessohn selbst es nicht verschmähte, in Knechtsgestalt zu uns hernieder zu steigen, durch alle folgende Jahrhunderte fortrann, damit alle daraus den Trank des Lebens schöpfen sollen.

Und sollten nicht, fügte der Abbate, diesen Gedanken weiter ausführend, hinzu — Anstalten, die von treuen, frommen Menschen, welche des Glückes genoſsen, sich des Anblicks ihres Erlösers zu erfreuen, die ihm wenigstens

näher standen als wir, und gar manches Wort, das uns nicht aufgezeichnet ward, durch unmittelbare, frische Überlieferung überkamen — sollten nicht Anstalten, die von diesen Menschen in einfältigem Glauben und in dem Sinne ihres angebeteten Meisters gegründet wurden, eben so anzusehen seyn, als ob er sie selbst gestiftet hätte? Verdient denn bloß das auf das Papier niedergeschriebene, verdient nicht auch das in gleichem Grade unsern Glauben, was sicher und unverfälscht in dem reinen Sinne der Gläubigen sich erhalten hat? was Väter ihren Kindern in hoher Freude und ängstlicher Gewissenhaftigkeit als ihr bestes Erbe hinterließen, und was so durch alle Zeiten von einem auf den andern übergetragen wurde? Ja, haben nicht die Häretiker selbst unsere heiligen Urkunden durch absichtliche Entstellung zu verfälschen gesucht?

Es liegt viel Erbauliches in dem, entgegnete Heinrich, was Sie, Monsignor, und was der hochwürdige Pater sagten. Aber wenn doch immer nur die heilige Einfalt den lautern Glauben der Vorwelt überliefert, und in dem Sinne

des Heilandes mit mancher Heilsanstalt die Christenheit bedacht, wenn doch nicht auch der Stolz und die Herrschsucht, und mit dieser der Trug sich zuweilen eingedrängt hätte! Und da Sie doch einmal das Bild von einem Quell brauchen, wer wird, um an dem reinen Labetranke sich zu erquicken, zu der trüben sumpfigen Mündung des Stromes hinab, und nicht lieber in das Hochland hinaufsteigen wollen, wo unter dem unwandelbaren Felsen krystallhell das Bächlein hervorsprudelt? Der Strom, dessen unlauteres Wasser wir zum Trunke verschmähen, rinnt in demselben Flußbette hin; es sind dieselben Wasser, die hell und rein aus dem Berge hervorquellen, und fort und fort fließen, bis sie das Weltmeer erreichen. Aber hundert Bäche haben indessen ihr Wasser damit vermischt, der Regen hat allerley Schlamm und Erde hinein gespült. Als ein stolzer gewaltiger Strom fließt nun das Bächlein hin, vielleicht mächtig genug, um schwer befrachtete Schiffe zu tragen; aber den rechten Labetrank vermag er nicht mehr zu gewähren. So will mich oft der Glaube bedünken, der sich so gern

vorzugsweise der katholische nennt. In dem Strome desselben möchtet ihr gern alle Herzen hinziehen, und euer Cultus ist das Schifflein zugleich, in dessen Raume ihr die ganze Christenheit versammeln möchtet, und eure Priester stehen an dem Ruder und leiten das Schifflein, um es dem alles verschlingenden Weltmeere, Rom, zuzuführen. Allein weil etliche Christenseelen nach dem lautern Bergquell durstete, so sind sie dem Schifflein entsprungen. Den Quell aber verschließt ihr, und das heilige Wort unsers großen Meisters soll nur demjenigen seiner Verehrer geöffnet seyn, dem ihr es aufschließt.

Ich bewundre die Kühnheit eures Gleichnisses, erwiederte Anselmo, vergeblich bemüht, eine gewisse Empfindlichkeit in sich zu unterdrücken; aber erlaubt mir, eurem Bilde mit einem andern zu begegnen. Gesetzt, ein sorgsamer Vater besäße ein Arcanum gegen alle Übel, so ein rechtes Lebens-Elixier: wird er ohne weiteres dem Unverstande seiner Kinder die Flasche mit dem köstlichen Getränke überlassen? Sie würden es entweder zur Unzeit

oder

oder im Übermaaße genießen, oder gar die Flasche zerbrechen, und das Getränk, nur halb genossen, zu Grunde gehen, oder das Gefäß offen stehen und die beste Kraft des Trankes verdusten lassen. Darum nimmt er selbst den Lebenstrank in sichern Verwahr und reicht ihnen jedesmal nur so viel davon, als sie bedürfen. Auf eine ähnliche Weise macht es die Kirche mit der heiligen Schrift. Über den Buchstaben derselben sind wir alle einverstanden; aber weil sie uns in menschlicher Sprache die Geheimnisse einer unaussprechlichen Welt offenbaret, weil der Vater mit den Worten seiner Kinder zu diesen redet, so findet jeder nur zu oft in diesen Worten seinen eigenen Sinn, oder legt ihnen denselben unter. Gelang es doch den größten Weisen und tiefsinnigsten Gelehrten erst nach langer Forschung, das Geheimniß so manches Spruches zu enthüllen; wie könnte der gemeine Verstand sich das Recht der Auslegung der Schrift anmaßen? Wie müßte ihm nicht so manches Wort, durch falsche Deutung in seinem Sinne entstellt, statt zum Heile, zu ewigem Verderben gereichen?

Darum verſchließt ihm ſeine ſorgſame Mutter das geheimnißvolle Buch. Aber dabey entzieht ſie ihm nichts. Wiſſen er zu ſeinem Heile bedarf, das gibt ſie ihm und zugleich mit das rechte Verſtändniß deſſelben; und iſt er genug heran gereift, ſo legt ſie ihm ja ohnehin das ganze Buch in ſeine Hände.

Wie wenige, ſetzte der Abbate hinzu, vermögen doch in dem gemeinen Leben ſogleich den rechten Weg zu finden und ihn beharrlich zu behaupten, geſchweige denn in geiſtlichen Dingen. Darum ſucht ſie die Kirche durch allerley bedeutungsvolle Hinweiſungen, Gebräuche und Anſtalten zu führen, und wacht über ſie, damit ſie den Troſt des Glaubens in ſich bewahren und ſich nicht ſelbſt durch eigene falſch geleitete Forſchung den Frieden des Lebens rauben. Was beglückt auch in der That den Menſchen mehr, ein freudiger Gehorſam, oder eine ſtets wählende, zweifelnde, nie mit ſich ſelbſt einverſtandene Freyheit?

O, entgegnete Heinrich, ihr möchtet uns gar gern als Unmündige betrachten, damit wir eurer Führung ſtets bedürfen ſollen. In eu-

rer Kirche ſteht der Stand der Prieſter und der der Laien in ſtrenger Sonderung, wie Hirten und Heerde, neben einander; und die Prieſter wahren das Geheimniß Gottes, und leiten und führen das Volk, dem ſie nur ſo viel davon mittheilen, als ſie für daſſelbe nüzlich erachten, und welches ſie überhaupt nicht als gleichgeborene Brüder, ſondern eben nur als eine anvertraute Heerde betrachten, die man zu gewiſſen Zwecken bilden und erziehen muß. Aber ſoll ſtatt deſſen nicht vielmehr die ganze Chriſtenheit eine einzige Gemeinde Gottes darſtellen, alle erregt und belebt von Chriſtus, der in ihnen wohnet? Und wenn vorzugsweiſe der Geiſtliche unter ihnen das Wort führt, ſo geſchieht es, weil er, frey von den Sorgen und Beſchäftigungen des Lebens und ausſchließlich ſich der Betrachtung des Wortes Gottes widmend, auch in reicherm Maaße von dem Lichte deſſelben erleuchtet und mit allen Tugenden geſchmückt, und ſo am geſchickteſten iſt, in ſeinem Leben die Hoheit des Glaubens darzuſtellen, von dem alle ihre Beſeligung erwarten, und der Gemeinde das Wort des Heils mit

Mund und That laut zu verkünden, damit es in keinem Herzen ruhe oder gar erſterbe. Und dieß eben iſt die Milde und Freundlichkeit unſeres Glaubens, daß keiner ſich vor den andern das Recht über das göttliche Geheimniß anmaßt, daß alle einander als Brüder betrachten, jeder allen freudig das Beſte, was er hat, in ganzer Fülle darbietet, und einer den andern ermuntert, mitzuſchöpfen aus dem Borne des Heils, den Gott allen ſeinen Kindern in der heiligen Schrift eröffnet hat. Außer dieſem göttlichen Geſetze, oder auch nur neben ihm erkennen wir kein anderes an, das ihm gleichkomme. Wer mag aber behaupten, daß nur den Gelehrten und Weiſen die Tiefe des Geheimniſſes ſich erſchließe? O, dieſe haben mit ihrem Übermuthe immer das allermeiſte verdorben! Daß dieſer Born des Heils dem Menſchen fließe, dazu bedarf es mehr nicht, als eines reinen Herzens, eines einfältigen, nicht in ſich ſelbſt befangenen Sinnes und eines aufrichtigen Verlangens nach dem himmliſchen Gute. Wer mit ſolcher Sehnſucht in der Schrift forſchet, dem wird Chriſtus den verheißenen

Geiſt nicht verſagen, und der Geiſt der Wahrheit wird ihn in alle Wahrheit leiten. Und iſt nur einmal ein Menſch wiedergeboren und hat er Chriſtum in ſich aufgenommen, wer mag es wagen, dieſem ſich zum Führer aufwerfen zu wollen? Wird aber der Wiedergeborene zweifeln und wählen in ſeinem Thun? Iſt nicht ſein ganzes Leben eben der freudigſte Gehorſam, den er, freywillig dem eigenen Willen entſagend, dem leiſtet, der ihn frey gemacht hat und deſſen Stimme lind und milde zu ihm ſpricht?

Das klingt alles recht ſchön, ſagte der Abbate, aber ich fürchte, mein Lieber, viel ſchöner, als es in der That iſt. Denn woher haben Sie die Gewißheit, daß der Chriſtus in Ihnen nicht ein Gebilde Ihrer eigenen Phantaſie, daß wirklich des Herrn Geiſt in Ihnen iſt, und daß Sie ſich nicht um ſo mehr täuſchen, je ſicherer Sie ſolcher eigenen Eingebung ſich überlaſſen? Aber die Kirche kann ſich nicht täuſchen; auf ihr hat von je her geruhet die Gabe des Geiſtes. Nur, wen ſie führet, der gehet ſicher; wem ſie verzeiht, kann der Vergebung gewiß ſeyn und

braucht nicht mit eigenem Zweifel ſich zu beunruhigen. Aber woher wiſſen Sie, mein Freund, daß Sie nicht in der Irre wandeln?

Wer das nicht wiſſen ſollte! entgegnete Heinrich mit tiefem Gefühle. Kann die rechte Freudigkeit anders woher kommen als von dem, welcher uns frey macht von allen Zweifeln? der den Frieden giebt, nicht wie die Welt ihn giebt, ſondern ſeinen Frieden? —

Er brach das Geſpräch ab und ſuchte von nun an jeder ähnlichen Unterredung ſo viel als möglich auszuweichen.

Aber ſeltſam möchte es uns vielleicht dünken, wie überhaupt unſer Freund die Geſellſchaft dieſer beyden Männer ſo lange dulden konnte, wenn wir nicht eben in ſeinem Character die Löſung dieſes Räthſels fänden. Wie jede lautre treue Seele, in ſich ſelbſt ohne alles Falſch, auch bey andern den Trug nicht ſucht, ſo hatte er wirklich die beyden anfangs für ſo uneigennützige, über alle Vorurtheile eines beſondern Glaubens erhabene Männer genommen, als ſie gern den Schein haben mochten. Dabey kamen ihm die ausgezeichneten Kennt-

niſſe des Abbate bey ſeinen Studien vortreffl. lich zu ſtatten, und der Pater, der ſehr wohl zu reden wußte, unterhielt ihn nicht ſelten auf die angenehmſte Weiſe mit der Erzählung ſo manches Merkwürdigen und Außerordentlichen, was ihm auf ſeinen weiten Reiſen begegnet war. Als er anfing, ihren verborgenen Plan zu durchſchauen, war er ſchon durch ein gewiſſes Band der Gewohnheit an den Abbate gebunden, und ſein zarter Sinn erlaubte ihm nicht, auf eine ferne Weiſe etwas zu thun, was wie eine Unfreundlichkeit oder Undankbarkeit gegen einen Mann ſcheinen konnte, der ſich ihm ſo gefällig gezeigt und ihm ſo weſentliche Dienſte geleiſtet hatte. So ließ er denn die beyden gewähren; ſie waren ihm eine merkwürdige Erſcheinung mit ihrem ſonſt ſo geübten Blicke, und der großen Beſchränktheit von der einen Seite. Er machte ſie ſelbſt zum Gegenſtande ſeines Studiums, und alle ihre weltliche Klugheit und die Macht ihrer geiſtlichen Waffen mußte an der Einfalt ſeines reinen Herzens den Sieg verlieren. Sie aber ſchloſſen um ſo unzertrennlicher ſich an ihn, als ſie im voraus ih-

res Triumphes genoſſen. Sein Widerſtand erhöhete ihren Eifer. Wie rechte Zionswächter hielten ſie Wache um ſeine ſtille Warte — denn dieſen Namen behielt nun einmal die hoch gelegene Wohnung — und ſuchten um ſo mehr durch ihre Geſellſchaft ihm den Mangel jeder andern zu erſetzen, als ſie in dieſer Einſamkeit, wenn es ihnen gelang, alle ſtörende Einwirkung ferne zu halten, doch am Ende ſeinen Widerſtand zu ermüden hofften.

Vierzehntes Kapitel.

Um dieſe Zeit ereignete ſich ein Vorfall, welcher die Aufmerkſamkeit der ganzen Stadt beſchäftigte und manche fromme Seele mit nicht geringem Entſetzen erfüllte, unſerm Freunde aber in dem grellſten Lichte die ganze Macht zeigte, welche ein ungeläuterter Glaube und die zügelloſeſte Leidenſchaft über den Charakter dieſes Volkes behaupten. — Ein Winzer, mit Namen Samarello, der unweit der Porta del

Popolo in einem kleinen Hauſe wohnte, hatte mehrere Jahre hindurch ſeine Familie von dem Ertrage eines Weinberges und ſeiner Hände Arbeit redlich ernähret; dann aber war er durch allzu ausſchweifende Neigung zum Spiele, und durch eine lange dauernde Krankheit ſeiner Frau in ſeinen häuslichen Verhältniſſen ſo zurückgekommen, daß er die Zinſen von einem kleinen, doch für ſeine Glücksumſtände nicht unbedeutenden Capitale, welches er einem Geiſtlichen ſchuldig war, nicht mehr zu entrichten vermochte. Der Geiſtliche, hierüber aufgebracht, forderte die geliehene Summe zurück, und trieb, ohne auf die wirklich beklagenswerthe Lage des Mannes Rückſicht zu nehmen, die Sache ſo weit, daß dem Winzer nicht bloß ſein Weinberg genommen wurde, ſondern er, da ſein Gut nicht zur Bezahlung der Schuld hinreichte, auch noch ſeine kleine Wohnung verlieren ſollte. Gamarello bat, ihn wenigſtens nicht aus dem Hauſe mit ſeinen Kindern und ſeinem noch kranken Weibe zu vertreiben; dieſe ſelbſt fielen jammernd dem Geiſtlichen zu Füßen, und flehten ihn bey dem Gotte um Erbarmen an,

deſſen heiligem Dienſte er ſich geweihet habe. Das harte Herz des Mannes blieb ungerührt. Nun machte der geängſtigte Winzer den letzten Verſuch, durch Drohung ſeinen unbarmherzigen Gläubiger zu dem zu vermögen, was Bitten und Thränen zu erlangen nicht vermocht hatten. Er mahlte inwendig an das Thor, wodurch man in die Wohnung des Geiſtlichen eintritt, einen ermordeten Geiſtlichen und nebenbey einen Galgen, an dem der Mörder aufgeknüpft war. Auch dieſe Mahnung fruchtete nicht; der Geiſtliche ſpottete nur der Drohung ſeines ohnmächtigen Feindes, der beſſer thun würde, mit klingender Münze, als mit ſo ungültigem Wechſel zu bezahlen. Schon ſieht der Verſpottete den Tag nahe, da er mit Weib und Kindern aus dem eigenen Hauſe ſoll geſtoßen werden. Grenzenloſe Wuth und Verzweifelung erfaßt ſein Gemüth. An einem Morgen, an dem der Geiſtliche, wie er wußte, die Meſſe leſen werde, geht er mit dem wohlgeladenen Gewehre unter dem Mantel in die Kirche. Sein Feind trat hervor und verrichtete nach der Sitte die Gebräuche ſeiner Kirche;

eben will er den Entsündigungskelch zum Munde führen; aber bevor dieser die Lippen erreicht, sinkt er, von dem Schusse seines Gegners durch die Brust getroffen, entseelt vor dem Altar nieder. Während Schrecken und starres Entsetzen alle Anwesende fesseln, ersieht Camarello den Augenblick, aus der Kirche zu entfliehen, fest überzeugt, durch die fürchterlichste Rache den unerbittlichen Mann der ewigen Seligkeit' beraubt zu haben, indem er ohne Sacrament, ja noch in seinem Hintritte das Heiligste entweihend, aus der Welt gegangen. Der Mörder flüchtete sich in eine Kirche in der Nähe seines Hauses und würde auch hier eine Zuflucht gefunden haben, hätte nicht die fremde Polizey ins Mittel gegriffen, und denselben mit Gewalt von seiner Freystätte weggeführt.

Wenn aber schon die That dieses Menschen alle Herzen mit Entsetzen erfüllte, so that es noch weit mehr die große Verstocktheit, womit er hartnäckig alle Mahnung zur Reue und Buße von sich wieß. Mehrere Geistliche hatten umsonst alle ihre Kunst und Beredsamkeit aufgeboten, den unbußfertigen Sünder noch

vor seiner Hinrichtung zu bekehren. Endlich, rief man den Pater Anselmo zu Hülfe, da man sich von diesem, wegen des besondern Rufes von Heiligkeit, worin er stand, nicht geringe Wunder versprach. Heinrich hörte hiervon, und neugierig, ein solches Bekehrungsgeschäft mit anzusehen, bat er den Pater, wenn es mit seinem heiligen Berufe sich vereinbare, ihn bey seinen Besuchen mitzunehmen. Anselmo willigte mit großer Freude ein, indem er sich auch auf das widerstrebende Gemüth des jungen Deutschen keine geringe Einwirkung von der Bekehrung des verhärteten Sünders versprach.

Sie fanden den Verbrecher in einem der unterirdischen Gefängnisse der Engelsburg. Der Mann, in dessen ganzem Wesen sich eine dumpfe Ergebung aussprach, erhob sich von seinem Sitze, als der Geistliche hereintrat, und küßte ihm ehrerbietig die Hand. — Es ist schön, daß ihr kommt, hochwürdiger Herr, begann er, bevor noch sein geistlicher Helfer das Wort genommen, ich danke euch; aber bemüht euch nicht um mich, ich bin allzu weit vom Heile, als daß eure Hülfe mir frommen könne. — Und

mochte nun der Pater ſo gewaltig reden, als er wollte, Samarello hörte ſtumm zu, aber ohne das geringſte Zeichen der Reue zu verrathen. Bey dem zweyten Beſuche langte der Pater ein Cruzifix unter dem Gewande hervor und hielt es dem Unbußfertigen vor. Wenn denn meine Stimme zu ſchwach iſt, ſagte er zu ihm, ſo höre den Ruf deſſen, der am Kreuze für dich geblutet! Fliehe endlich zu ſeiner ewigen Huld und Gnade, die auch dem Schächer noch verzieh, der neben ihm an dem Pfahl erhöhet ward. — Demüthig ſank Samarello vor dem Bilde des Gekreuzigten auf die Kniee, aber er blieb in ſich verſchloſſen, wie zuvor.

Hat er, ſagte der Pater zu ſeinem Begleiter bey dem dritten Beſuche, dem milden Liebesrufe ſeiner gnadenreichen Mutter nicht gehorcht, ſo laßt uns verſuchen, ob der Widerſpenſtige auch dem Dräuen der Hölle widerſtehen wird. Er mahlte ihm nun in den ſchauerlichſten Farben alle Quaalen der ewigen Pein vor, ſo daß ſich kaum ein Bild in Dante's Hölle finden möchte, das er nicht erſchöpft, ja in gräßlich lebendiger Schilderung übertroffen hätte.

Zuletzt, da alle flammende Worte, wie spitze Pfeile an einem stählernen Schilde, an der grosen Herzenshärtigkeit des zu Bekehrenden abprallten, ließ der Pater Pech schmelzen und goß es ihm über die Fingerspitzen. So habe denn, rief er ihm zu, jetzt schon einen Vorgeschmack der ewigen Quaalen, aber wisse, wie die milde Wärme der Wintersonne gegen diesen Schmerz ist, so linde ist diese Quaal gegen die ewige Pein des Abgrundes, und kehre noch zur Buße zurück, so lange es Zeit ist — Krampfhaft zogen sich alle Muskeln in dem Gesichte des Mannes zusammen, aber es war nicht ein Zucken des Schmerzes, sondern der gräßlichsten Freude. Er stöhnte tief auf, und — ist es gewiß, hochwürdiger Vater fragte er, brennt so gewaltig die Höllenflamme? — Mit stummen Neigen des Hauptes bejahete es der Pater, in gespannter Erwartung, daß endlich die harte Rinde um das Herz des Verstockten bersten werde; aber bevor er noch das Wort ergriffen, hatte auch Samarello schon fortgefahren: Ha, da muß Lorenzo — so hieß der Geistliche — schwere Quaal leiden! Wie will ich ihn

verhöhnen, an ſeiner Pein mich laben, und ihn in den Flammen noch verfolgen! —

Ein kaltes Entſetzen faßte Heinrich. Dieſe Wuth der Rache, die ſich nicht bekehrt, nur um in den ewigen Qualen dem verhaßten Feinde zu begegnen! Der Pater bebte zuſammen in eigenem Grimme. Dräuend hob ſich die lange hagere Geſtalt, um die in ſchwankender Bewegung das weite Gewand wogte, und der Mönch mit dem kahlen Scheitel, der hohen Stirn, der gebogenen zugeſpitzten Naſe und den eingefallenen Wangen, mit einem Geſichte, in dem alles Feuer irdiſcher Leidenſchaft erſtorben ſchien, hätte es nicht, zu erhöheter Gluth geſammelt, aus dem flammenden Auge hervorgeblizt, reckte die Hand aus, und mit den langen dürren Fingern ergriff er den verſtockten Sünder an der Bruſt und ſchüttelte ihn, daß die Ketten an ihm klirrten, und es wirklich ſchien, als ob ſchon die unterirdiſche Macht mit ihren Krallen ihn packe. — So fahre denn in die Tiefe des Abgrunds, wenn du nicht hören willſt! ſchrie er mit gräßlicher Stimme, daß das Gewölbe des Kerkers widerhallte. Noch gebe ich

dir zwey Tage Zeit, dann ſchließt ſich der Born der Gnade, und wenn du in den ewigen Quaalen winſelſt, wird dein Hohn von ſelbſt verſtummen!

Zweytes Buch.

Wachet, stehet im Glauben, seyd männlich und seyd stark.

1 Cor. 16. 13.

Erſtes Kapitel.

Heinrich fühlte kein Verlangen, den Pater auf ſeinem letzten Gange zu Samarello zu begleiten. Er bebte zurück vor der Keckheit, womit ein Menſch ſich erdreiſtet, das Urtheil der ſchrecklichſten Verdammung über einen andern auszuſprechen. Biſt du nicht auch ein ſündiger Menſch, ſprach er bey ſich ſelbſt, und ſtehſt in dem Augenblicke, während du ſo unbarmherzig richteſt, vor dem ewigen Rächer?

Von dieſer Stunde an faßte ihn ein Grauen vor dem Mönch, und er fühlte zum erſten Male die ganze Unheimlichkeit einer Lage, die ihn, ohne andere Geſellſchaft, zwey ſo fana-

tischen Männern in die Hände gab. O, dachte er, entzöget ihr den Menschen das rechte Licht des Geistes nicht, lehrtet ihr sie von früh an Liebe üben, und wäret ihr selbst in Liebe und versöhnlicher Duldsamkeit dem großen Meister ähnlicher, so bedürfte es eurer Schrecken und des Gerichtes der Verdammung nicht! — Albert erregte immer mehr bange Besorgnisse in seinem Geiste, den Baron sah er nur wenig. Er fühlte in ganzer Innigkeit wieder die Sehnsucht nach einem Herzen, mit dem er die Gefühle des seinigen theilen konnte. In dieser Zeit kam ihm zufällig ein Brief in die Hände, den er vernachlässigt hatte abzugeben und wodurch er von einem Freunde einem Deutschen Bankier empfohlen ward, der sich schon mehrere Jahre in Rom aufhalten und ein sehr angenehmes Haus bilden sollte. Er fragte bey dem Vater, der in vielen Familien sehr vertraut schien, nach Füllemann (so hieß der Bankier). Anselmo schien etwas betroffen bey dieser Frage und suchte auf jede Weise unsern Freund von der neuen Bekanntschaft abzuhalten. Es sey wahr, bemerkte er, der Bankier lebe mit

ſeiner Familie in recht heitern Verhältniſſen, aber in dem Umgange mit ſo weltlich geſinnten Leuten, die nur ihrem Vergnügen nachlebten, würde ein ſo ſtilles Gemüth und ein ſo wiſſenſchaftlicher Sinn, wie der Heinrichs ſey, ſich nur geſtört fühlen. Aber eben die unverkennbare Abſicht von Seiten des Abbate nicht minder als von der des Vaters, ihn von dieſer Familie fern zu halten, beſtärkte in Heinrich um ſo mehr den Vorſatz, ihre Bekanntſchaft zu ſuchen. Bey ſeiner Nachfrage wieß man ihn nach einer Villa hin, die nicht ſehr weit von ſeiner Warte, gleich frey und hoch gelegen war und deren geſchmackvollen Bau er ſchon früher oft mit Wohlgefallen angeſehen hatte. Die Reinlichkeit, Ordnung, und Bequemlichkeit, welche Wohnung und Garten dem erſten Blicke des Auges ſchon verriethen, zogen ihn ſogleich bey ſeinem Eintritte an. Nicht weniger fühlte er ſich angeſprochen durch das beſcheidene, geſittete Betragen eines Dieners, der ihm auf dem Flur des Hauſes entgegen kam, und ihn auf ſeine Erkundigung nach dem Herrn deſſelben, ohne langes Anmelden, durch das

Haus in den hintern Theil des Gartens führte, wo er Füllemann in der Mitte seiner zahlreichen Familie antraf. Der Bankier saß, mit einem Buche in der Hand, aus dem er den andern vorzulesen schien, an einem steinernen Tische in dem Schatten einer dichten Taxus-Laube, seine Gattin ihm zur Seite, um beyde ihre drey ältern Töchter, Mädchen von dreyzehn bis siebenzehn Jahren, und der ältere Knabe. Ein andres Mädchen zog einen dicken freundlichen Jungen in einem kleinen Wagen. Eben hatten sie das Ende des Ganges erreicht — jetzt, Victor, mußt du mich zurück fahren, sagte das Mädchen; und der Bruder stieg gutwillig herab und half der Schwester auf den Wagen, den er, so sehr er sich auch beeilte, doch kaum mit Mühe von der Stelle brachte. Zwey noch jüngere Knaben, die so wenig an Größe verschieden waren, daß man sie hätte für Zwillinge halten sollen, spielten unter den nahen Orangenbäumen, indem sie die herabgefallenen Früchte einander zurollten; und von dem Schooße der Mutter lachte ihm das jüngste Kind entgegen. Alle waren vor dem Eintritt des Fremden so

wenig ſchen, daß ihr kindiſches Spiel und Scherzen ganz ſo fortging, als ob ſie für ſich allein wären.

Füllemann empfing Heinrich mit all der gewandten Sitte eines Mannes, der oft Fremde bey ſich zu ſehen pflegt, und zugleich mit der freundlichen Zutraulichkeit, wie dieſe dem Deutſchen Character eigen iſt. Nachdem er nur einige flüchtige Blicke auf das ihm überreichte Blatt geworfen, ſo dankte Heinrich ihm auf das verbindlichſte, daß er mit dieſen Zeilen wieder in ganzer Lebendigkeit die Erinnerung eines ſehr werthen Freundes in ihm hervorrufe. Heinrich mußte ſich ſogleich in der Mitte zwiſchen dem Hausherrn und deſſen Gattin an dem Steintiſche niederlaſſen. Füllemann erkundigte ſich ſehr angelegentlich nach dem Freunde, von dem der Brief war, an deſſen Schickſal er großen Antheil nahm, und den auch Heinrich genau kannte. Er freute ſich durch dieſen manches Angenehme über die gegenwärtige Lage deſſelben zu vernehmen. Wie leicht und ſchnell aber floß nicht Heinrich in der Mitte dieſer verſtändigen und gutmüthigen Menſchen der Abend hin, die alle in

ihrem Äußern so wohlanständig waren und doch im Innern so natürlich und ganz ohne Ziererey. Beym Abschiede lud man ihn ein, bald wiederzukommen, und die Art, wie dieß geschah, zeigte unverkennbar, daß es nicht leere Höflichkeit war, und daß, wenn er sich sehr wohl unterhalten, man auch in seiner Gesellschaft sich nicht übel befunden hatte. Er selbst aber sagte ihnen nur die strengste Wahrheit, wenn er beym Weggehen nicht unbemerkt ließ, daß dieß die ersten recht erlabenden Stunden gewesen, deren er sich in Rom erfreute. Denn wenn auch Kunst und Alterthum ihm viele hohe Genüsse gewährt hatten, so waren dieß doch die ersten befreundeten Menschen, mit denen er zusammentraf. Er selbst aber besaß einen hohen Grad von Offenheit und Zutraulichkeit des Gemüthes, und kam er mit solchen Menschen zusammen, denen er sich durch innere Stimmung verwandt fühlte, so konnte er sich ihnen ohne Rückhalt ganz so hingeben, wie er war, und man konnte wohl sagen, daß dann das ganze Geheimniß seines Innern offen auf seiner Stirn lag.

Die September-Regen fingen an nachzulassen.

laſſen. Es war die Zeit, mit welcher für dieſe Gegend ein zweyter Frühling beginnt, und wo mit dem October alles, was ſich losreißen kann, auf das Land hinauszieht. Leopold kam, um Abſchied zu nehmen; er hatte mit einem Markeſe gemeinſame Sache gemacht, und der Abbate wollte mit der gräflichen Familie die Villeggiatura halten. So blieb unſerm Freunde allein der Pater zur Geſellſchaft zurück, und nur mit innerm Grimme ſah dieſer das ſich neu bildende Verhältniß an, worein Heinrich mit Füllemann und deſſen Familie trat. Der Bankier nämlich war einer von den wenigen Menſchen, über die niemals Anſelmo eine gewiſſe geiſtige Macht hatte gewinnen können; er fühlte ſtets nur zu ſehr in deſſen Gegenwart den Schein von Heiligkeit verwiſcht, den er vor andern künſtlich um ſich zu verbreiten wußte; und er befürchtete von dieſer Seite große Hinderung für das Gelingen ſeiner Plane. Deſto mehr wünſchte er Heinrich äußerlich zu ſeiner neuen Bekanntſchaft Glück. Sein früheres Urtheil nahm er zurück; aus einer Verwechſelung der Namen ſey es bey ihm hervorge-

gangen und gehe auf eine andere Familie. Er selbst bemühte sich um so mehr, alles aufzubieten, was nur Heinrich seine Gesellschaft angenehm, ja unentbehrlich machen konnte.

Aber nie fand dieser weniger Geschmack daran, als eben in dieser Zeit. Der letzte Brief, worin Albert seinem Freunde seine endliche Lossagung und Rückreise kund thut, war angelangt, und mit wie tiefem Schmerze blickte Heinrich dem Rückkehrenden nach, der nun abermals in ungewisser Flucht die Weite suchte. Du edler Freund, rief er aus, nachdem er dessen Brief gelesen, mit welchen Vorwürfen quält dein großes Herz dein leicht verletzliches Gewissen. Ja, fliehen mußtest du und lieber dich allein dem Verderben weihen, als ein schuldloses heißgeliebtes Wesen mit in den Untergang ziehen. Aber lässest du nicht dein bestes Lebensglück dahinten? Vermehrest nicht auch du durch ein verfehltes Daseyn die Zahl der Unglücklichen, die in eigener Qual versiegen, weil sie nicht stark genug sind, sich selbst zu ermannen und den verwundenden Pfeil muthig aus der Brust zu ziehen? Doch nein, du wirst nicht

gleiches Schickſal mit dieſen Feigen theilen; du wirſt Herr werden über die feindlich-freundliche Macht, welche dich nur in dieſem Augenblicke überraſcht, nicht aber beſiegt hat.

Sein eigenes verwundetes Gemüth ſuchte Beruhigung in dem Umgange mit gleichgeſtimmten Menſchen, und wo hätte er dieſe beſſer finden können, als bey Füllemann. Es verging bald kaum ein Abend mehr, den er nicht dort zubrachte, und eine gleiche, ſich begegnende Offenheit, gleiches gegenſeitiges Wohlgefallen an einander und gleiche Übereinſtimmung des Charakters knüpften bald zwiſchen ihm und dieſer Familie ein engeres Band der Freundſchaft, als es ſonſt leicht unter ähnlichen Verhältniſſen in ſo kurzer Zeit geſchehen möchte.

Zweytes Kapitel.

Urſprünglich für die Wiſſenſchaften erzogen, hatte Füllemann ſeine Studien der Theologie gewidmet. Nachdem er die hohe Schule ver-

lassen, war er als Erzieher des Bruders seiner Gattin in das Haus ihrer Eltern getreten und hatte sich in so hohem Grade die Liebe und das Vertrauen derselben gewonnen, daß, als der allzu frühe Tod seines Zöglings, ihres einzigen Sohnes, ihre freudigsten Hoffnungen täuschte, sie ihm die Führung zweyer jüngeren Töchter übertrugen, ja ihn freudig zu ihrem Sohne aufnahmen, als ihm Auguste, ihre ältere Tochter, ihre Liebe schenkte. Dabey hatte man auf das lebhafteste den Wunsch geäußert, er möge, da er ohnehin durch seinen mehrjährigen Aufenthalt in dem Hause in mancher Beziehung mit den Geschäften desselben bekannt geworden, unter der Leitung seines Schwiegervaters sich völlig damit vertraut machen, um einmal in der Folge ganz dessen Stelle zu vertreten. Um so williger aber stimmte er in diese Veränderung seines Berufes ein, als auch eigene innere Neigung ihm diese wünschenswerth machte.

Ich weiß wohl, sagte er zu Heinrich, daß alle die, welche ihr Nachdenken darauf wenden, die innere geistige Kraft in dem Menschen immer mehr jeder Fessel zu entledigen, und de-

ren Beruf es ist, zur Veredelung des innern Menschen zu wirken, mit einer gewissen Verachtung auf den Kaufmann, als auf einen Menschen herabsehen, der seine Sorge einzig nur dem Bedürfnisse der Außenseite und dem Erwerbe von Schätzen widmet, die mit Vernachlässigung des Bessern in dem Menschen nur allzu theuer erkauft werden. Aber ich hatte in dem Hause, worin ich lebte, die höhere Bedeutung dieses Standes zu erkennen vielfältige Gelegenheit, wenn der Beruf desselben in dem rechten Sinne aufgefaßt wird und weniger auf den Umtrieb von allerley Erzeugnissen im Kleinen, als auf den Absatz der eigenen Fabrication im Großen geht. Bey den weitläuftigen Geschäften, die unser Haus gegründet hatte, waren mehrere hundert Familien thätig, deren Glück und Lebenszufriedenheit auf dem Umsatze der von ihnen an den Tag geförderten Erzeugnisse und auf der klugen Umsicht und Berechnung meines Schwiegervaters beruhete, und strenge sahe dieser Mann darauf, daß jeder in seinem Dienste stehende Arbeiter nicht weniger durch Reinheit der Sitten, als durch Fleiß und Thätig-

keit sich empfahl. Aber auch mein eifrigstes Bestreben ging von je her darauf, für meine Mitbürger zu wirken, und mich ihnen nützlich zu machen. Wo bot sich mir hierzu eine bessere Gelegenheit dar, als in dem Wirkungskreise, der sich mir eröffnete. Ich kannte einen grossen Theil der in unsern Geschäften arbeitenden Leute als sehr thätige, ordnungsliebende, geschickte und auch sittlich gute Menschen. Von mir also hing es ab, ihren und ihrer Familien fortdauernden Wohlstand zu erhalten, und mir einmal eben so ihre Liebe und ihren Segen zu gewinnen, wie mein Schwiegervater; ich fühlte mich ganz begeistert in diesem Gedanken.

Dazu kam bey mir eine andere Rücksicht. Meine Erziehung und gelehrte Bildung war in die Zeit gefallen, wo unter den Gelehrten allmälig der Glaube an Offenbarung und positive Religion zu wanken anfing. Auch in mir wurde nach und nach ein gewisser Unglaube mächtig, und ich gestehe es gern, noch fasse ich nicht, wie Gott in der Zeit, zu einer besondern Stunde, sich einem Menschen offenbaren

kann, so daß diese Offenbarung eine andere wäre, als wie sie jedem Menschen in jedem Gedanken, der Licht in sein Inneres bringt, zu Theil wird. Ich verehre gewiß den Göttlichsten von allen, die je in menschlicher Gestalt erschienen, so hoch, als irgend ein Mensch es vermag; aber wie er, der Mensch, zugleich Gott und mit Gott Eines, also der auf die Erde hernieder gekommene, von der Jungfrau geborene Gott seyn kann, begreife ich nicht. Ich sehe nur den erhabensten Menschenfreund in ihm, der durch das Licht seiner Weisheit die Welt erlöst und durch einen neuen reinigenden Glauben mit Gott versöhnet hat. Daß eine solche Überzeugung nicht vollkommen genügt, habe ich in mancher Stunde gar lebendig gefühlt, und wie freudig hätte ich oft all' mein Wissen und Klugseyn für einen recht einfältigen, zweifellosen Glauben an den Erlöser und seinen Versöhnungstod hingegeben; aber die Zweifel, die damals schon in mir mächtig geworden, habe ich noch nicht zu besiegen vermocht.

Ich versuchte es einige Male zu predigen.

O daß ich es beschreiben könnte, mit welchen peinigenden Gefühlen ich vor die Gemeinde hintrat. Was ich sagte, war gewiß sehr gut gemeint und recht nützlich; die Leute schienen sich auch ganz wohl daran zu erbauen; mir selbst genügte es nicht. Ich sollte der Welt den Heiland verkünden, sie den Gottessohn in seiner Herrlichkeit erblicken lassen, ihr den Glauben geben; und ich selbst sah nur den Menschensohn, mir selbst fehlte der Glaube, der ich die Verkündigung aussprach. Wie freudig überließ ich Würdigern ein Geschäft, zu dem ich nicht die rechte Fülle und göttliche Gewißheit in mir trug, und das mich so oft würde genöthigt haben, Worte auszusprechen, die nicht aus der Wahrheit des Herzens flossen. Gutes konnte ich ohnehin wirken und vielleicht mehr, als ich je in dem engen Kreise einer ländlichen Gemeinde vermochte. Und bis auf diesen Tag habe ich auch nicht einen Augenblick den Wechsel meines Standes bereut.

Wenige Jahre nach uns verheirathete sich auch die zweite Schwester an einen sehr würdigen, in unsern Geschäften wohl erfahrenen

Mann. Beyde Familien lebten in den glücklichſten und freundlichſten Verhältniſſen mehrere Jahre zuſammen, als der alte Vater mit einem Male zu erkranken und über eine merkliche Abnahme der Kräfte zu klagen anfing. Er hatte früher Italien bereiſt und hoffte unter dem mildern Himmel dieſes Landes den Abend ſeines Lebens leichter hinzubringen; nur that es ihm wehe, von ſeinen Kindern und Enkeln ſich loszuſagen. Auch ich hatte frühe nach dieſem Lande mich geſehnt, und ſo kamen wir überein, uns zu trennen. Die beyden Schwäger (denn auch die jüngſte Schweſter hatte ſich verheirathet) übernahmen die Leitung der Geſchäfte im Vaterlande; ich folgte mit meiner Familie dem Vater nach dem mittlern Italien, wo er in dem Schooße der Seinen ruhig und heiter ſein thätiges Leben beſchloß. Während dem bin ich hier ſo heimiſch geworden, wir fühlen uns alle ſo wohl, daß ich mich noch nicht habe entſchließen können, das ſchöne Land zu verlaſſen. —

Nun aber, indem wir ſo mit dieſem Manne die Schickſale ſeines Lebens überſchauen,

wird es uns nicht befremden, in ſeinem Character Elemente gemiſcht zu ſehen, die dem erſten Anblicke nach ſich zu widerſtreiten ſcheinen. Sah man ihn in den Zirkeln der großen Welt, ſo hätte man ihn für einen vollkommenen Weltmann halten ſollen; und wer hätte auch in der Geſellſchaft dieſes klaren Verſtandes, dieſer Geſchmeidigkeit, ſein Betragen allen Formen der Convenienz anzupaſſen, dieſes leichten Witzes, der, alles belächelnd, auch mit dem Heiligſten nur ein tändelndes Spiel zu treiben und kein Geſetz, als das des Geziemenden und der geſelligen Sitte anzuerkennen ſcheint, — doch auch wieder die große Zartheit, womit er alles unberührt ließ, was irgend einem Menſchen heilig war und deſſen Betaſtung ihn hätte verwunden können, die Tiefe des Gemüthes und den hohen Sinn für die Freuden der Familie ſuchen ſollen, wie er dieſen in den reinſten häuslichen Verhältniſſen bewahrt hatte? Wenn ihm das Bewußtſeyn der reichen Mittel, die ihm zu Gebote ſtanden, jene Keckheit des Lebens verlieh, wie dieſe nur ein lange begünſtigter Sohn des Glückes beſitzt: ſo

hatte ihn zugleich sein früheres Studium mit den tiefern Bedürfnissen der Menschennatur vertraut gemacht. Er war ein Mann in der besten Kraft, offnen Angesichtes, mit freundlichem Blicke, mit großen blauen Augen und braunem Haare, das in schlichten Locken herabfiel. Der Zug eines immer währenden Lächelns um den Mund, der zuweilen den Schein einer ungemeinen Schalkheit gewann, verkündete jene Heiterkeit, wie nur lange Lebensbehaglichkeit sie zu erzeugen vermag; dabey lag zuweilen ein Ernst auf seinem Gesichte, wie nur die Tiefe des Gemüthes ihn gewährt, und sein Auge leuchtete nicht selten von dem Glanze, in welchem der Geist heller durchzuschimmern scheint, wenn irgend ein großer Gedanke ihn erhebt.

Sein Anzug war stets einfach, gewöhnlich nur von einer oder zwey Farben, aber alles von den feinsten und kostbarsten Stoffen, und dieser Character von Einfachheit, Heiterkeit und Gediegenheit sprach sich auch überall in seiner Familie, in der Wohnung und dem Garten, ja in seiner Dienerschaft aus. Man sahe,

alles zuſammen bildete nur Ein Ganzes, es war nur Ein Geiſt, der alles erregte und der von dem Haupte des Ganzen ausfloß. Die Wohnung, die von ihrem flachen Dache eine herrliche Ausſicht über die Stadt gewährte, bot, ohne allzu geräumig zu ſeyn, dem Bedürfniſſe einer ſo zahlreichen Familie alle Bequemlichkeit dar. Alles darinnen war, wie das Gebäude ſelbſt, einfach, geſchmackvoll, ja koſtbar, ohne prunkend zu ſeyn. Man ſahe nichts, das nicht auch ſogleich ſeine Beſtimmung ankündigte, und kaum konnte man es mit etwas anderm erſetzen, das zu dieſem Gebrauche geſchickter geweſen wäre. Durch ein hohes zierliches Gitter von Eiſen trat man von der Straße in den geräumigen Hofraum ein, den, während von vorn das anmuthige Landhaus dem Blicke begegnete, von den Seiten Reihen von Citronen-, Pomeranzen- und Granatbäumen umkränzten. Dieſe liefen zugleich in weitem Kreiſe um den ganzen Garten fort, der an das Haus ſich anſchloß und bloß für das Bedürfniß angelegt ſchien, nur daß die herrlichſten Blumen die Rabatten ſchmückten. Hin-

ter den Orangen erhoben ſich wieder höhere Bäume, die in dem bunteſten Wechſel von Grün ihr Laubwerk durch einander miſchten. Zwiſchen dieſen liefen anmuthige Pfade und ſchattige Gänge von dem dichteſten Taxus hin. Alle führten, wie zu ihrem gemeinſamen Ziele, in eine groſſe Laube zuſammen, welche geräumig genug war, auch die zahlreichſte Geſellſchaft aufzunehmen. Rankengewächſe verſchiedener Art ſtiegen, mit ihren Blättern und Zweigen ſich dicht in einander ſchlingend, bis zu einer ungewöhnlichen Höhe hinan, und bildeten, indem ſie ſich mit ihren Wipfeln zuſammenneigten, das herrlichſte Laubgewölbe, in deſſen luftiger grüner Kuppel oben ein runder Raum offen blieb, durch den das blaue Auge des Himmels in die kühle ſchattige Rotunde heiter herab blickte. Denn, pflegte Küllemann zu ſagen, auch wenn wir im Freyen ſind, ſollten wir nie in dem Dickicht des Laubwerks uns ſo begraben, daß wir dem Blicke des Himmels uns entziehen. Von kleinen Tempeln, künſtlich angebrachten Ruinen und ähnlichen Verzierungen der Gärten war er ein abgeſagter Feind; zu-

mal in diesem Lande, äußerte er, mag ich dergleichen nicht, wo uns die großen Originale aus dem Alterthume selbst täglich vor Augen stehen.

Wenn aber den Hausherrn seine Geschäfte öfter nach außen riefen, so stand Auguste, die Frau des Hauses, recht als die Wahrerin des innern Heiligthums im Kreise ihrer Familie. Sie war eben so verständige Mutter als thätige Hausfrau, und bewahrte bey einer hohen Bildung des Geistes den Sinn für das Kleinste und Geringfügigste, was nur in den Geschäften des Hauses vorkommen mag. Ohne selbst an den minder edlen Beschäftigungen mit Theil zu nehmen, wirkte ihr gewandter Geist doch überall so, daß alles nur durch sie selbst zu geschehen schien; und überall wußte sie dem Nützlichen das Angenehme beyzugesellen. Sie war eine von den Frauen, bey denen hohe innere Anmuth den Mangel äußerer Reize kaum bemerken läßt, und so lebenskräftig und von so unverwelklicher Gestalt, daß man sie, wenn sie sich im Kreise ihrer neun Kinder zeigte, eher für die ältere Schwester, als für die Mutter

derſelben hätte halten ſollen; ihrem Gatten aber wußte ſie die Rückkehr in den Schooß ſeiner Familie ſtets als die ſüßeſte von ſeinen Freuden zu erhalten.

In Erziehung ihrer Kinder ſtand ihr ein ſchon ältlicher Mann zur Seite; Arnold hieß dieſer. Er hatte früh viel Mißgeſchick und manche Täuſchung erfahren; hierdurch war eine gewiſſe Scheu und Zaghaftigkeit vor Fremden in ſeinem Character herrſchend geblieben. Deſto zutraulicher war er in dem Hauſe ſelbſt. Er gehörte unter die Menſchen, welche, ſtill und unſcheinbar von außen, jenen Gehäuſen der Götterbilder im Alterthume ähnlich, dem eine große Herrlichkeit zeigen, dem es gelingt, den Schlüſſel zu ihrem Innern zu finden und die Hülle zu eröffnen. Für das Haus beſonders, in welchem ſie wirken, ſind ſolche ſtille Naturen ein rechter Segen des Himmels, und bey der großen Sanftmuth ihres Weſens, ihrer ſtätigen Thätigkeit, dem ruhig forſchenden Blicke und ihrer unermüdlichen Geduld ſind ſie vorzüglich zur Erziehung der zartern Jugend geſchickt. Wo der Fleiß eines ſolchen Mannes

auch von den Ältern gehörig geschätzt und, wie es hier geschah, durch gemeinsame Mitwirkung unterstützt wird; wie sollten sich dessen nicht Kinder und Ältern, Erzieher und Zöglinge in gleichem Maaße erfreuen?

Liebe und Herzlichkeit, Sitte und Anstand schienen in dieser Familie heimisch zu seyn; die Kinder wuchsen, wie in ihrem angeborenen Elemente, darin auf. Man sah es ihnen nicht an, daß es Erziehung war, es war dieß die Weise und der Geist des Hauses; das Rohe schien über so viele Anmuth gar keine Gewalt zu haben. Dabey waren alle von Körper stark, frisch, rührig und munter. Alles griff in diesem Hause in einander; der Unterricht stand nicht wie etwas Abgeschiedenes zur Seite, alles wurde als gemeinsame Angelegenheit von allen betrieben; was jeder gelernt hatte, suchte er die andern zu lehren, so wie denn der ältere Sohn seine jüngern Geschwister wieder unterrichtete, und die beyden ältern Mädchen ganz zu mütterlicher Pflege ihren jüngsten Bruder mit großer Freude übernommen hatten.

Kein Wunder, wenn sich Heinrich in die-

ſem Hauſe ſo wohl fühlte und bald ganz hei-
miſch darin ward. Wie manchen vergnügten
Ausflug machte er in dieſer ergötzlichen Jah-
reszeit mit den Freunden in die Umgegend der
Stadt; wie manchen herrlichen Abend brachte
er mit ihnen in der großen Laube hin! Dieſe
ſchien wahrhaft zu einem Feenſchloſſe zu wer-
den, wenn der Mond gerade über dem offenen
Raum derſelben ſtand, ein herabfallender Licht-
ſtreif magiſch die grünen Wände derſelben von
der einen Seite erleuchtete und einen Theil der
Geſellſchaft im Lichte zeigte, während den an-
dern Dunkelheit verbarg. Heinrich war wie
der älteſte Bruder unter den Kindern. Bald
führte er ein lehrreiches Geſpräch mit den äl-
tern Mädchen über Mythologie und Alterthum,
wozu jeder Schritt bey ihren Spaziergängen
Anlaß gab, oder er ſpielte mit den jüngern Ge-
ſchwiſtern unter den Orangenbäumen, oder er wuß-
te ſie durch das Verſprechen eines Mährchens
hinter ſich her zu locken. Es war dann luſtig an-
zuhören, wie eines dem andern zurief: komm
Auguſte, komm Julie, komm Victor, Herr Fried-
berg erzählt uns etwas; und wie man von ei-

nem Spielmanne erzählt, der mit seinem zauberischen Liede die Gesang liebende Jugend in den Venusberg verlockte, so folgte ihm Alt und Jung nach, und er machte sich oft ein Vergnügen daraus, sie durch die grünen Gänge hinter sich her zu ziehen, bis er an einer recht schattigen Stelle seinen Sitz nahm und alle sich um ihn lagerten. Besonders beschäftigte er sich viel mit dem jüngsten Kinde, einem schönen, goldgelockten Knaben mit hellen blauen Augen, den er oft Stunden lang mit sich schleppte, ihn mit der Uhrkette, oder dem Stocke, oder den Rockknöpfen spielen ließ, oder ihm auch willig das Haupt hinreichte, wenn er Lust bezeigte, mit seinen kleinen Händchen darin zu wühlen. Der Kleine hatte ihm auch bald seine Liebe abgemerkt, und so scheu er sonst gegen Fremde that, so reckte er doch Heinrich, wenn er diesen erblickte, seine Arme entgegen. Füllemann aber und seine Gattin freuten sich, so oft er kam, der Tiefe und großen Reinheit des Gemüthes bey ihrem neuen Freunde, und bewunderten die große Einfalt seines Geistes, die er sich bey so vielem Wissen erhalten hatte.

Drittes Kapitel.

Füllemann ſtand mit der Gräfin Calina in langer Berührung. Sie bezog gewöhnlich durch ihn ihre Einkünfte aus Deutſchland von den Gütern des Barons, ihres verſtorbenen Gemahls, und er ward in ihrem Hauſe gern geſehen und als ein erfahrener Geſchäftsmann hochgeachtet. Beſonders in der Geſellſchaft des muntern, lebensluſtigen Abbate Caſtigliano, welcher täglich bey der Gräfin ein und ausging und früher als dienender Ritter in noch nähern Verhältniſſen mit ihr geſtanden haben ſollte, fühlte er ſich wohl, und freute ſich, daß dieſer gelehrte, mit der Geſchichte ſeiner Stadt ſo wohl vertraute Mann ſich ſeinem Freunde zum Führer dargeboten hatte. Mit Leopold, welchen er in dem gräflichen Pallaſte hatte kennen lernen, wollte er nicht recht zuſammenſtimmen. Denn, ſagte er, es iſt keine Einheit in dem jungen Manne; noch befindet er ſich in einer gefährlichen Gährung. Jetzt ſchon raſet er in religiöſer Schwärmerey, und vollends wird ſei-

ne Liebe ihn toll machen, die er so offen zur Schau trägt, und worin er, nach dem Character der jungen Gräfin zu urtheilen, wenig Glück erringen wird. Einen wahren Widerwillen gegen Anselmo verbarg er aber gar nicht, und es schien, als durchschaue er eine geheime Seite an dem Pater, die allen andern verborgen war. Das Leben und die Religion, und alle Bestrebungen des Menschen sahe dieser rastlos thätige Mann nur von Seiten ihrer Tüchtigkeit, ihrer rechten Kraft und Förderung des eigenen und gemeinen Wohles an. Sein frischer Geist und klarer Verstand konnte sich in all' das Bilder- und Phantasieen-Wesen eines Volkes, das in der herrlichsten Natur darbt, nicht fügen. Dieses Paradies der Erde, rief er oft unmuthig aus, hat ein träger Dienst und pfäffischer Glaube verdorben! Und dann, wann er die Sucht des Paters, alles für diesen Glauben zu gewinnen, seine Liebloſigkeit, womit er alle, die andern Glaubens sind, verdammte und seinen geistigen Stolz bey aller vorgespiegelten Demuth ansah, brach sein unschuldiger Scherz oft in den herbesten, beißendsten Spott aus.

Dieſer Mann will mir bedünken, äußerte er ſich einſt gegen Heinrich, wie der heuchelnden Phariſäer einer, gegen die ſogar des Erlöſers Langmuth nicht auszudauern vermochte. Wenigſtens die Demuth wohnt nicht in ihm, obgleich er oft öffentlich genug über ſeine frühere tiefe Verſunkenheit ſeufzt, aus der nur eine ganz beſondre Gnade Gottes ihn habe emporheben können. Denn das ſcheint er nur zu ſagen, um dem Heiligenſcheine, der jetzt ſein Haupt umleuchtet, einen neuen Strahl beyzufügen, und fühlte er wirklich recht demüthige Reue in ſich, er wäre bey den Heiden geblieben, würde wenigſtens in die Verborgenheit ſeiner Zelle ſich begraben, nicht aber überall, wo Ruhm zu ererndten, öffentlich prangen und nicht aus den angeſehenſten Familien die Beichtväter verdrängen, um ſich ſelbſt dies eben ſo lohnende als ehrende Geſchäft anzueignen, wie es ihm in dem Hauſe der Gräfin gelang, die ihn wie einen Heiligen verehrt. Dabey verbarg Füllemann Heinrich ſein Erſtaunen nicht, wie er nur dieſen Menſchen ſo lange habe um ſich dulden können.

Heinrich erzählte ihm ganz einfach, wie alles völlig ohne sein Zuthun wie von selbst erfolgt sey. Wohl, sagte der Bankier, darin erkenne ich die ganze Langmuth meines Freundes wieder; aber es hält auch schwer, eine solche Klette, wo sie sich einmal angehäkelt hat, abzuschütteln. Auch um mich hat er lange seine Kreise gezogen, bemüht, mich mit manchem Zauber zu bannen. Aber solchen Gleißnern begegnet man nicht besser, als daß man ihnen nicht verbirgt, wie man durch die Larve in ihr Inneres blickt. Seit ich dieses thue, meidet er mich eben so sehr, als er früher mich auf allen Wegen verfolgte. —

Füllemanns Haß gegen den Pater mochte sich zum Theile mit auf die unbegrenzte Abneigung gründen, die er überhaupt gegen alle unverheirathete Geistliche hegte, mochten nun diese sich in den Mauern eines Klosters einschließen oder dem Stande der Weltpriester angehören. Besonders gern ließ er sich über diesen Gegenstand aus, und so wenig er sonst, als ein Mann, der zu leben wußte, sich allein des Wortes in der Gesellschaft bemächtigte, so

wußte er doch kaum für ſeine Rede ein Ende zu finden, wenn dieſe hierauf geleitet wurde. Der weltlichen Prieſter, pflegte er wohl zu ſagen, habe ich ſchon viele geſehen, aber nur wenige Weltprieſter. Auch ſcheint mir in weit höherem Sinne die griechiſche Kirche die Verehelichung, als die katholiſche die Eheloſigkeit ihrer Geiſtlichen zu fordern. Jeder, der ſelbſt in der Ehe lebt, und deſſen Ehe des rechten Segens nicht ermangelt, wird hinlänglich in ſich ſelbſt die Erfahrung gemacht haben, daß von allen Verhältniſſen des menſchlichen Lebens keines ſo wirkſam iſt, wie dieſes, durch die vielſeitigſte Reibung die innere Bildung in uns zu vollenden. Zugleich, wie wohlthätig iſt es nicht für uns, daß da, wo wir nun unſrer vollen Kraft genießen, die Selbſtliebe uns am mächtigſten auf uns ſelbſt hinzieht, und wir Gefahr laufen, in uns ſelbſt zu verknöchern, — ein Kreis von Weſen um uns aufblüht, die uns theurer ſind als wir ſelbſt, deren Wohle wir alle Mühe und Sorge des Lebens widmen, dadurch von uns ſelbſt losgezogen werden und ſo die Kraft in uns ſtets thätig, die Liebe rege bleibt. Dieſer

höhern Vollendung zur Menschheit entbehrt der ehelose Geistliche, wie jeder Unverheirathete, mit dem Verhältnisse, welches sie allein nur geben kann. Damit, daß er die priesterliche Weihe empfängt, tritt er sogar seiner eigenen Familie, von der ihn schon die klösterliche Erziehung im Seminar oder Collegium entfremdet hat, noch ferner, und sie blickt nicht mehr auf ihn, wie auf ihren Bruder, sondern ehrerbietig wie auf den Priester der Kirche. Sein Herz aber muß immer mehr veröden, je mehr es sich allen zarten Gefühlen schließt, wie diese nur in dem Heiligthum der Familie genährt werden. Denn wie wenige begeistert jene höhere Liebe, welche die ersten Diener des Evangeliums trieb, allem stillen Glücke des Lebens zu entsagen, um desto ungehinderter umherwandeln und aller Welt das Wort von dem Gekreuzigten verkünden zu können! Nur nothgedrungen gehorchen fast alle dem Gebote eines Standes, dessen Vortheile sie nicht genießen können, ohne sich dem Zwange desselben zu unterwerfen.

Mit besondrer Rührung hat mich immer ei-

eine Stelle aus einem Briefe des Apoſtels Paulus *) erfüllt, die ich darum auch nicht aus meiner Erinnerung verloren habe. — „Daher mußte er aller Dinge ſeinen Brüdern gleich werden, auf daß er barmherzig würde und ein treuer Hoherprieſter vor Gott, zu verſöhnen die Sünden des Volkes. Denn darinnen er gelitten hat und verſucht iſt, kann er helfen denen, die verſucht werden." — Alſo ſogar der göttliche Erlöſer muß, um ein treuer Hoherprieſter vor Gott zu ſeyn und recht aus dem Grunde helfen zu können, die Laſt und Bürde der Erdenmühe ſelbſt tragen: wie vermögen dieſe Prieſter die rechten Helfer, Tröſter und theilnehmenden Freunde in einem Verhältniſſe zu ſeyn, das ſie ſelbſt nicht durchlebt haben, und das jeder in ſeinen vielfältigſten Beziehungen nur durch eigene Erfahrung vermag kennen zu lernen.

Oder ſollte man glauben, ſie würden nun freyer, großherziger, in erhabenerm Sinne daſtehen, unbeengt und unbelaſtet durch ſo vie-

*) Hebr. 2, 17. 18.

le Rückſichten, Bande und Sorgen, welche auch wieder unläugbar an dieſes Verhältniß geknüpft ſind? ſie würden nun auch ausſchließlich den Wiſſenſchaften ſich widmen? Auch dem widerſpricht die Erfahrung. Man betrachte den katholiſchen eheloſen Geiſtlichen, zumal in den Ländern, wo ihn nicht der proteſtantiſche an ſeiner Seite zu einem Wetteifer aufregt, und man wird ihn, beſonders was ſeine wiſſenſchaftliche Bildung und ſeine Theilnahme an der fortſchreitenden Entwickelung des Menſchengeiſtes betrifft, weit hinter dieſem zurück finden. Wenn es aber oft ſcheint, als ob er mit einer gewiſſen Würde daſtehe, deren der proteſtantiſche entbehrt, ſo liegt der Grund hiervon darin, daß er ſeine eigene Individualität unter der Ägide des Prieſterthums verdeckt, während der proteſtantiſche, eines ſolchen Schutzes gänzlich ermangelnd, in der eigenen Blöße, in ſeiner Herrlichkeit oder Verworfenheit, daſteht, und er ſeine Würde weniger ſeinem Stande als ſeiner Perſon verdankt.

Der Bankier wollte dieſen Gedanken noch weiter ausführen; er war eben bey Heinrich, den

er auf seiner stillen Warte öfter zu besuchen pflegte, als der Pater Anselmo hereintrat, denn kaum ließ dieser einen Tag ohne Besuch vorübergehen. Nach den ersten Bezeigungen der Höflichkeit redete Füllemann diesen mit den Worten an: Sagt mir doch, ehrwürdiger Mann, glaubt ihr, daß der Heiland ein Katholik oder ein Protestant gewesen? Der Pater lächelte und wollte einen Scherz aus der Sache machen. Nein, erwiederte Füllemann, es ist mein voller Ernst, ich achte den Heiland für den eifrigsten und herrlichsten Protestanten, so wie er im höchsten Sinne des Wortes der erste war. Denn er hat zuerst protestirt gegen alle Satzung des Tempels und den Zwang der Ceremonie, gegen jede Macht, welche dem Geiste das Licht und die Freyheit raubt und den Glauben in Bande legt; er hat zuerst der Welt eine Verehrung im Geist und in der Wahrheit gegeben.

Der Pater lenkte mit fertiger Gewandtheit die Unterredung auf andere Gegenstände, und entfernte sich nach kurzem Aufenthalte wieder.

Viertes Kapitel.

Nach der Entfernung des Paters ſetzten die beyden Freunde ihre Unterredung fort, die ſich nun darauf hinwandte, welche Gefahr einer jeden Art religiöſer Verehrung drohe, durch die ſeltſamſte Beimiſchung entſtellt zu werden, ſobald ſie einmal von ihrer urſprünglichen Einfachheit und ihrem wahren Weſen ſich entfernt hat. Denn in dieſem Falle erleidet ſie nur zu oft die Macht, welche ſie ſelbſt üben, nimmt den Charakter und die Mängel derer an, deren Sinn ſie läutern und heiligen ſollte; oder ſie wird, ſtatt alle Bande zu löſen und dem Menſchen das rechte Licht und die Freyheit des Geiſtes zu verleihen, nur zur Feſſel, ihn dauernd in einer gewiſſen Unmündigkeit zu erhalten.

Der Katholizismus, ſagte Füllemann, liefert uns die reichhaltigſten Belege zu dieſer Bemerkung. Die Römiſche Kirche, welche von je her lüſtern war, die ganze Welt zu beherrſchen, und der dieß zu manchen Zeiten ziemlich gelungen, hat auch ſtets eine gewiſſe Würde und Hoheit in ihrem Cultus gezeigt,

und es iſt in der That ihre Schuld nicht, wenn es ihr nicht glückte, wie mit ihren glänzenden Kirchen und Feſten die Sinne, ſo mit ihren Lehrſätzen den Geiſt zu blenden, und wenn nicht jeder Gläubige es ſich zur heiligſten Angelegenheit ſeines Lebens achtet, während deſſelben wenigſtens einmal zu den prunkvollen Tempeln zu wallen, die ohne die reichen Gaben eines frommen Glaubens ſo hoch ihre ſtolzen Kuppeln nicht erheben würden.

Überhaupt, entgegnete Heinrich, hat in den mittäglichern Ländern die Art religiöſer Verehrung ganz dem Character der dortigen Völker ſich angeſchmiegt, deren fröhlicher Sinn in der großen Heiterkeit der kirchlichen Feſte, deren Indolenz und Scheu vor körperlicher Anſtrengung in der Menge und langen Dauer, deren lebendige Sinnlichkeit in dem Prunke derſelben, den pomphaften Aufzügen, den ſchönen Bildern und prachtvollen Kirchen Befriedigung findet, ſo wie ihre glühende Leidenſchaft ſich am leichteſten mit einem Cultus verſöhnt, welcher herablaſſend genug iſt, mit ihr einen Vertrag einzugehen, und ihr die eine

Hälfte des Menſchen überläßt, während er die andere ſich zueignet, dabey die Ausgleichung trifft, daß, was der Menſch geiſtig ſündigt, er mit körperlicher Sühne zu büßen vermag.

Daß der kirchliche Cultus und die Sitte des Volkes in einen friedlichen Bund mit einander treten, verſetzte Füllemann, möchte kaum irgendwo mehr der Fall ſeyn, als auf den Azoriſchen Inſeln. Ich habe hier einen Engländer *) kennen lernen, der dieſe Eylande, welche eben ſo ſehr durch die reiche Fülle ihres vegetabilen Lebens als durch die große Lieblichkeit ihres Klimas den Schiffer zu längerm Verweilen einladen, bereiſete, und mir beſonders in dieſer Hinſicht, wie der Character eines kleinen Volkes und ſeine Religion ſich freundlich begegnen können, viel Merkwürdiges erzählte, deſſen ich mich immer noch mit Vergnügen erinnre. Iſt es doch zu Ribeira-Grande,

*) History of the Azores or Description of the Government, Laws, Religion, Customs, Ceremonies and the Character of the Inhabitans etc. (By T. A. Captain of the light Dragoons.) London 1813. 4.

einer dieſer glücklichen Inſeln, in dem dortigen Frauenkloſter den Bräuten des Himmels geſtattet, neben ihrer himmliſchen Liebe auch das Glück eines unſchuldigen irdiſchen Liebesverhältniſſes zu genießen. Jede Nonne von beſondrer Schönheit oder ausgezeichnetem Geiſte hat ihren Geliebten und rühmt ſich deſſen; ſo wie ſie denn unter den ſie beſuchenden Männern ohne Scheu ſich den auswählt, welcher ihre Neigung feſſelte, und ihn freymüthig fragt, ob er ihr Freund und ihr treu ſeyn wolle. Mit dieſem ihren Geliebten geht ſie öffentlich um, ſendet ihm Geſchenke von getrockneten Früchten, künſtliche Blumen oder noch ſprechendere Liebespfänder, als Ringe und andere aus ihren eigenen Haaren verfertigte Zierrathen. Täglich beſucht ſie der Liebhaber am Gitter; ſie unterhält ſich mehrere Stunden mit ihm und entläßt ihn nur unter den Bezeigungen des tiefſten Schmerzes über die Trennung. Nirgends zeigt ſich eine Liebe zärtlicher und offenkundiger als hier, und eben in der Öffentlichkeit eines ſo ſonderbaren Liebesbundes ſcheint die Bürgſchaft ſeiner Tugend und Unauflöslichkeit

zu liegen; denn jener Engländer versichert, nur ein einziges Beyspiel gesehen zu haben, daß diese Liebe getrennt wurde.

Und hat der Erzähler, fragte Heinrich, den Fall nicht näher angedeutet?

Es ist, versetzte Füllemann, folgende Geschichte, wenn es Ihnen dieselbe zu hören Vergnügen macht. Einem jungen Offizier von einer Engl'ischen Fregatte, die bey den Azoren ihre Station hatte, war es gelungen, die Liebe der Donna Laurino, der schönsten Nonne in dem Kloster zu Ribeira-Grande, zu gewinnen. Mit großer Trauer und nicht ohne die zärtlichsten Versicherungen ihrer dauernden Liebe und unwandelbaren Treue nahmen die beyden Liebenden Abschied von einander, als die Fregatte des Offiziers Befehl erhielt, nach New-Foundland abzusegeln. Während seiner Abwesenheit brachte ein Offizier von einem andern Englischen Schiffe der Nonne die Nachricht, sie werde wahrscheinlich ihren Geliebten nie wieder sehen, da dessen Schiff nach Madera abgesegelt sey, und er bemühte sich um so mehr, die schöne Laurino von der Untreue ihres Geliebten

zu überzeugen, als er, von ihrer Liebenswürdigkeit entzückt, ſelbſt nichts ſehnlicher wünſchte, als deſſen Stelle bey ihr zu vertreten; was ihm endlich auch gelang. Aber nach einigen Monaten kehrte der frühere Geliebte wieder zurück, und von zärtlichem Verlangen getrieben, ſandte er von der Rhede, noch bevor er gelandet, zu ſeiner Geliebten, ihr ſeine Rückkehr zu melden. Allein wie ſehr war er nicht erſtaunt, ſtatt freundlicher Botſchaft einen Brief von ihr zu erhalten, worin ſie ihm in den Ausdrücken des tiefſten Schmerzes zu wiſſen that: auf das grauſamſte getäuſcht, habe ſie unterdeſſen einem andern ihre Liebe geſchenkt; ſie werde darum ihren getreuen Freund nie wiederſehen, und ſo mit derſelben Strafe büßen wie der Treuloſe, der ſie hintergangen, welcher von nun an nie wieder ihres Anblickes ſich erfreuen ſolle.

Es läßt ſich, bemerkte Heinrich, ein gewiſſer Adel in dem Charakter der Donna Laurine nicht verkennen. Aber wenn ſich hier die Kirche als eine nachſichtige Mutter gegen die unſchuldige Liebe ihrer ſchönen Töchter zeigt, ſo iſt ſie auf andre Weiſe wieder, ſo viel Stren-

ge sie sonst beweiset, der Schwäche der Gläubigen in den Kolonieen von Süd-Amerika behülflich, und ich erinnere mich hier einer Schilderung, welche uns der Franzose Dauxion Lavayssé *), der lange Jahre in diesen Gegenden lebte, von dem Glauben der Christen in den Provinzen von Venezuela macht. Seit langer Zeit zwar hat der heilige Eifer aufgehört, die Indianer zu bekriegen, aber noch jährlich schickt man Indulgenzen nach dem Spanischen Amerika. Diese Bullen theilen sich in vier Classen: die der Milch- und Eyerspeisen, die der Lebenden, die der Verstorbenen, und die der Composition. Die erstern sind in allen katholischen Ländern hinlänglich bekannt; aber kaum können wir uns von der Kraft, welche der fromme Glaube den andern zutraut, einen Begriff machen. Alle Gnade und Vergebung des Himmels, die man nur erlangen kann, sind näm-

*) S. die Reise dieses Mannes in dem 5ten Bde der zweyten Hälfte der ersten Centurie von Ehrmann-Sprengels Bibliothek der Reisebeschreibungen.

lich das Eigenthum des glücklichen Besitzers der Bulle der Lebenden; nur muß er ernstlich daran glauben. Hätte er Vater und Mutter, das eigene Kind gemordet, sich jedes Verbrechens gegen die Natur schuldig gemacht, so dürfte er nur einen Priester aufsuchen, der ihm bey Ansicht dieses wunderbaren Papiers die Absolution nicht versagen kann, und damit ist sein Gewissen von jeder Schuld rein. Die Bulle der Todten aber ist ein wahrer Freybrief, der dem Gläubigen die Pforte des Himmels eröffnet, ohne zuvor die Quaalen des Reinigungsfeuers durchwandern zu müssen. Sobald jemand todt ist, so geht ein Freund oder Verwandter desselben zum Priester, um eine Bulle zu kaufen, worauf man den Namen des Verstorbenen schreibt, und augenblicklich schwebt er, als ein entsündigter Geist, in die Wohnung der Überglücklichen auf. Er habe oftmals, versichert Lavayssé, Leute bey dem Tode ihrer Verwandten in das jammervollste Wehklagen ausbrechen hören, weniger aus Schmerz über den Verlust der Geliebten, als aus Sorge und Betrübniß, dieselben in den Quaalen des Fege-

seuers zu wissen, und die Summe nicht auftreiben zu können, um sie daraus zu erkaufen. Man wäre versucht, die Glaubwürdigkeit des Erzählers in Zweifel zu ziehen und überhaupt die Möglichkeit zu bezweifeln, wie ein vernünftiger Geist solch einem Gaukelspiele Glauben beyzumessen vermöge, wenn uns nicht die schreckliche Macht bekannt wäre, womit Aberglaube und Vorurtheil durch frühe Erziehung den freyen Geist umdüstern, und wir nicht auch in dem sich klüger dünkenden Europa, zumal in diesem Lande, fast täglich ähnliche Beyspiele vor Augen sähen.

Was bey allem diesen, sagte Füllemann, mich am meisten empört, ist nicht bloß, daß sich ein Mensch über einen Menschen ein Recht anmaßt, das allein einer höheren Liebe und Einsicht zukommt, sondern seine Gnadenertheilung auch an den Besitz irdischen Gutes knüpft, einen Kaufpreis bestimmt, um den sie zu erlangen ist, und so mancher fromme Mensch in redlichem Glauben und der Einfalt seines Herzens sich abängstigt, weil er die Groschen nicht zusammen zu bringen vermag, um eine solche

Bulle zu kaufen, um für seine Hingeschiedenen, oder auch schon im voraus für sich selbst, dem Priester die erforderliche Zahl der Seelenmessen zu bezahlen. Allein Sie haben mir noch nicht erzählt, was es mit der Bulle der Composition für eine Bewandniß hat?

Diese Vergleichsbulle, erwiederte Heinrich, von Papst Alexander, dem sechsten dieses Namens, ersonnen, ist eigentlich die sonderlichste von allen, indem sie die Kraft besitzt, den Dieb oder Usurpator des Vermögens anderer zum rechtmäßigen Besitzer zu machen, sofern er nur die Person nicht kennt, welche er beraubt hat.

Wenn wir aber, fuhr Heinrich fort, solche einzelne Verirrungen übersehen, so glaube ich, beurkundet uns am deutlichsten die Art, wie katholische und protestantische Missionäre ihr Bekehrungsgeschäft in den Kolonieen zu betreiben pflegen, den Geist beyder Kirchen im Allgemeinen. — Diese, zumal die Dänischen Missionäre, zeigen überall eine hohe Milde und Liebenswürdigkeit, und dabey eine Kraft und ein Vertrauen, ganz ihres großen Vorbildes würdig. Wie Väter unter ihren Kindern, leben sie

unter ihren Neubekehrten, ſuchen dieſe vorerſt ſich ſelbſt und der Menſchheit wiederzugeben, durch Arbeit und die Künſte eines mildern Lebens den innern geiſtigen Funken in ihnen zu wecken, und das Verlangen nach dem Heile und dem beſſern Zuſtande in ihnen rege zu machen, zu welchem ſie dieſelben führen wollen. — Der katholiſche Miſſionär dagegen erſcheint mehr mit einem gewiſſen Vornehmthun unter ſeinen Zöglingen. Auch er ſucht ſie in Dörfer zu vereinen und im Ackerbau und mancherley Künſten und Gewerken zu üben, auch er läßt es an Beharrlichkeit und unermüdlichem Eifer nicht fehlen; allein vor allem ſieht er auf die ſtrenge Beobachtung von allerley Ceremonieen, welche die Sinne dieſer rohen Menſchen blenden, aber von deren Bedeutung ſie nicht, auch nur auf eine ferne Weiſe, eine Ahnung haben, und die für ihre eigene innere Entwickelung und geiſtige Freyheit nicht die geringſte Frucht bringen. An dieſem Bande führt er ſie fort und fort, und weit entfernt, ſie dahin zu bringen, daß ihnen daſſelbe entbehrlich würde, ſcheint er nichts mehr zu fürchten, als eben dieſes. — So ſtehen

denn in Hinsicht ihrer religiösen Entwickelung die Indianer in den Missionen noch genau auf derselben Stufe, auf der sie zur Zeit der ersten Eroberer standen, und ihre geistlichen Hirten und Führer eben so. Auch haben sie zu beständiger Reinhaltung des Glaubens die Inquisition nach beyden Indien mit hinüber genommen.

Wenn aber der Pater Anselmo, der selbst seiner Verdienste, als Glaubensbote, hoch sich rühmte, zufällig zu solchen Unterredungen kam, so fühlte er sich nicht eben in dem behaglichsten Zustande. Der Schmerz, den er empfand, war um so tiefer, als er alle seine Mühe durch das Verhältniß des jungen Mannes zu dem Bankier, das bereits den höchsten Grad von Innigkeit schien gewonnen zu haben, immer mehr mußte verloren achten. Es entging ihm nicht, wie überflüssig, ja wie lästig er geworden war; aber was solch ein Mensch einmal ergriffen hat, läßt er so leicht nicht los. Wie der Zufall störend die Verhältnisse aus einander geschoben hatte, konnte sie ein günstiges Ungefähr auch wieder zurecht rücken; und wirklich trat

nun Heinrich in eine Beziehung mit einer neuen Person, woraus der Vater für seine Plane frische und größere Hoffnungen als je schöpfte und worin er ein Gegengewicht glaubte gefunden zu haben, das die nachtheilige Einwirkung des Bankiers vollkommen aufwog.

Fünftes Kapitel.

Die Octoberluft neigte sich allmälig zu Ende. Die großen Feste Aller-Heiligen und Aller-Seelen riefen die Ausgewanderten von den anmuthigen Villen und dem heitern Landleben zu ernster Feyer in die Stadt zurück. Leopold war erst an dem Abend vor dem Feste zurückgekehrt; noch hatte er seinen Freund nicht gesehen, an einer düstern Stätte sollte er diesem wieder zum ersten Male begegnen.

Heinrich hatte mit dem Bankier an dem ersten festlichen Tage die berühmtesten Kirchen der Stadt durchwandert; am Abend besuchten sie auch die Kirche des Todes (Chiesa

della Morte). Eine finstre Gestalt, in ein schwarzes Gewand gehüllt, schüttelte ihnen beym Eintritt eine blecherne Büchse entgegen. Für die Seelen, die in den Flammen der Qual seufzen! bat diese mit halb lauter, dumpfer Stimme. Nachdem sie ihre Gaben gereicht, traten sie in den schauerlichen Raum der sparsam erleuchteten Kirche ein und die an den Wänden derselben aufgeschichteten Reihen von Todtenköpfen gewährten eine um so unheimlichere Gesellschaft, da nur wenige lebende Gestalten sich zwischen denselben regten; der größere Theil der Andächtigen hatte sich noch immer zu der Kapelle hingewendet. Stille gingen die beyden Freunde durch die Kirche hin, als der heranrauschende Tritt eines Mannes sie auf zwey Frauengestalten aufmerksam machte, die, halb in dem Dämmerlichte verdeckt, an einem Seitenaltare knieeten und von denen er auf sie her zu eilen schien. Es war Leopold. Auf das herzlichste bewillkommte er seine Freunde, die er sogleich erkannt hatte. Möge das Zusammentreffen in dem Reiche der Todten kein Zeichen Unheil drohender Zukunft seyn, sagte Hein-

rich mit einer Ahnung, wovon er ſich ſelbſt nicht vermochte Rechenſchaft zu geben. Im Gegentheil, erwiederte Leopold, dieß, ſollte ich hoffen, müſſe viel Gutes bedeuten; denn gedenkeſt nicht auch du noch deſſen, wie ich, während ihr zu den Gräbern ginget, dem blühendſten Leben begegnete, deſſen Nähe dir deine Ahnung, wenn ſie rechter Art wäre, verkünden müßte. — Eben erhoben ſich die beyden Damen. Füllemann faßte ſeinen Freund bey der Hand, führte ihn den beyden Frauengeſtalten, die er nun auch erkannte, entgegen, und indem ihm Leopold den Namen der Gräfin und ihrer Tochter nannte, ſtellte dieſen der Bankier ihren gemeinſamen Freund vor. Nachdem man einige Worte über die feyerliche Stille und das grauenvolle Dunkel der Kirche geäußert hatte, ergriff Leopold den Freund bey dem Arme und, indem er Füllemann bey den Damen zurückließ, führte er jenen in die Kapelle hinab. War die Kirche ſchon ſchauerlich, ſo ſchien man jetzt völlig in die Behauſung des Todes zu treten. Gerippe ſtanden in künſtlich von Schädeln, Rippen und andern Gebeinen erbau-

ten Niſchen, und von der Decke grinſten gedörrte Leichen herab, als wollten ſie jedem darunter hinwandelnden zurufen: Alles welkt und verweſet, und wo du auch wandelſt, ſchwebt das Grauen des Todes über dir. Nur ein ſpärliches Licht fiel aus einer zweyten Abtheilung der Kapelle, die mit Andächtigen erfüllt war. Alle hatten ſich zu einer Bühne hingedrängt, von der eben aus alabaſternen Vaſen das Licht ſich ergoß. Hier bot ſich dem betroffenen Blicke ein Lager dar. Alle Zelte waren aus künſtlich zuſammen geſtellten Fuß- und Arm-Knochen gebildet. Das eine, größer als die andern, ließ ſein Inneres offen. Man ſahe da, auf einem köſtlichen Ruhebette hingelehnt, ein großes Gerippe mit einer Königskrone auf dem Haupte, und um das Zelt lagen, in dem ewigen Schlafe, vier Wachen, zwey der Länge nach auf dem Boden hingeſtreckt, die dritte Geſtalt ſitzend und auf den Arm geſtützt, die vierte gleichfalls halb aufgerichtet und in ſich ſelbſt gekauert, mit ſchwankendem Kopfe, der jeden Augenblick ihr auf die Bruſt zu nicken ſchien. Ihre blanken Schwerdter lagen bey den Schlummernden,

der Sitzende aber hatte das seinige in der Hand. Eine andere Gestalt stand, lang und hager, aufrecht da, noch etwas gebückt, als ob sie eben aus dem Zelte, dem sie den Rücken zukehrte, sich hervorgehoben hätte; und sie hielt den Wasserbecher, den sie unter dem Haupte des schlafenden Königs weggenommen, mit der einen Hand hoch empor, während sie mit der andern auf dessen Speer mit leuchtender Metallspitze sich stützte. Eine tiefe Stille herrschte bey den Lebenden, wie bey den Todten. *)

Eine Weile standen die beyden, besonders

---

*) Die zweyte Abtheilung der Kapelle ist ein wahres Theater, mit Raum für die Zuschauer und einem Proscenium. Auf demselben müssen im November, acht Tage hindurch, die Todtengerippe Schauspiele aufführen. In der letzten Darstellung erschien, wie der Custode uns sagte, Tobias, dem der Staar geheilt wird; um ihn die ganze Familie, nebst dem wedelnden Hündchen, welches ebenfalls aus Menschengebeinen zusammengesetzt war. Der grausende Schauplatz ist alsdann von

Heinrich, in ſtillem Staunen da; dann zog Leopold ſchweigend ſeinen Begleiter zurück, und indem ſie wieder durch die Kapelle traten, ſagte er in gewohnter Begeiſterung: Welch' eine Hoheit in dem Glauben dieſes Volkes, das ſelbſt ohne Schauder zwiſchen Todtengebeinen wandelt und dem ſogar der Tod noch das Schauſpiel des Lebens fortſpielen muß! — Wohl, dachte Heinrich bey ſich ſelbſt, wie es mit dem ganzen Ernſte der Religion ſpielt, ſo treibt es auch mit dem Tode ſein Spiel. Sie traten ſchnell hinaus, um die Frauen, die ihres Begleiters harrten, nicht allzu lange warten zu laſſen.

Als die Tage des Feſtes vorüber waren, lag Leopold ſeinem Freunde auf das ernſtlichſte an, nun auch mit ihm die Damen, deren Bekanntſchaft er in der Kirche gemacht und die ihn gütig eingeladen hätten, in ihrer Wohnung zu beſuchen. Auch Füllemann rieth, die-

---

alabaſternen Vaſen erleuchtet. S. Eliſa von der Recke, Reiſe durch Italien und einen Theil von Deutſchland. Bd. II, S. 171. 172.

ſe Bekanntſchaft ja nicht zu vernachläſſigen, indem er ihr gewiß den Winter über in dem Hauſe der Gräfin, das recht eigentlich ein Tempel der Göttinnen des Geſanges und der Muſik ſey, manchen genußreichen Abend verdanken werde. So gab denn Heinrich eines Tages dem Zureden ſeines Freundes nach, und folgte ihm nach dem Pallaſte der Gräfin. Dieſer lag in dem gerade entgegengeſetzten Theile der Stadt, weit entfernt von der ſtillen Wohnung unſres Freundes. Als ſie bey demſelben anlangten, hielt der ihnen wohl bekannte blaue Wagen vor dem Eingange, und die muthigen Rappen biſſen in die Zügel und ſchlugen mit den Hufen den Boden, und nur mit Mühe vermochte der Kutſcher von ſeinem hohen Sitze die Ungeduld der Roſſe zu hemmen. Die Damen wollen ausfahren, flüſterte Leopold ſeinem Begleiter zu, laß uns die Schritte beflügeln, damit wir ſie noch in ihrem Gemache treffen. Eilenden Fußes trat er ſeinem Freunde voran durch eine Schaar von Dienern in den Pallaſt hinein, über den weiten mit Marmor belegten Gang hin, an deſſen Seiten überall in

Nischen Statuen und Büsten aufgestellt waren, dann die Marmortreppe hinauf, von da in einen hohen, mit köstlichen Gemählden ausgeschmückten Saal, aus diesem in eine Reihe andrer, von denen einer mit dem andern an Glanz und Pracht zu wetteifern schien, bis sie zu dem Cabinet der Damen gelangten. Die junge Gräfin war, als wolle sie eben heraustreten, gegen die Thür hin gewendet, mit einer Hoheit und Anmuth der Gestalt, daß Heinrich bey dem ersten überraschenden Anblick solcher Schönheit in seiner Nähe betroffen war; die ältere Dame machte noch etwas an ihrem Anzuge vor dem Spiegel zurecht: sie waren im Begriff, nach dem Wagen zu gehen. Die beyden Eintretenden baten um Entschuldigung für die Störung ihres Besuchs zu so ungelegner Stunde. Allein, fügte der Baron hinzu, der Wohnung seiner Angebeteten — indem er sich vor beyden neigte — so nahe habe er es nicht vermocht, vorüber zu gehen, ohne sich von ihrem Wohlbefinden zu überzeugen; ihr Anblick schon gebe ihm hierüber die erfreulichste Gewißheit und somit sey sein Ge-

ſchäft beendigt. In der That, beſchränkte ſich dieſer Beſuch darauf, daß die beyden Männer die Frauen zu dem Wagen begleiteten. Die Gräfin reichte dem Baron ihren Arm; Heinrich folgte zur Seite Clorindens nach, zaghaft, dieſer ſeinen Arm anzubieten, da ſie ihm den ihrigen nicht gereicht hatte. Nur wenige Worte wechſelnd, ſtiegen beyde durch die hallenden Säle und Gänge hinab; vor eigener Betroffenheit bemerkte keines die des andern. Beym Einſteigen in den Wagen lud die alte Gräfin Heinrich auf das huldreichſte ein, wenn er Vergnügen daran finde, ihren muſikaliſchen Abendunterhaltungen, die nun ihren Anfang nehmen würden, mit ſeinem Freunde beyzuwohnen. Der Wagen rollte dahin und verlor ſich ſchnell aus ihren Augen.

Mit triumphirendem Blicke ſah Leopold Heinrich an, als wolle er zu ihm ſagen: iſt dir jetzt noch meine Begeiſterung unbegreiflich, da du nun ſelbſt von den Strahlen ſo vieler Huld und Herrlichkeit in der Nähe biſt getroffen worden? Aber die Betroffenheit, womit ihn Clorindens Schönheit, ihm plötzlich ſo nahe tre-

tend.

tend, überraschte, hatte sich schon verloren, bevor sie nur, von ihm unterstützt, in den Wagen gestiegen war. Leopold führte nun seinen Freund in den Pallast zurück, ihm die Merkwürdigkeiten desselben zu zeigen. Die Gräfin hatte diesen mit allen darin befindlichen Gemählden von dem frühern Besitzer erkauft, die uralten Möbel und Tapeten aus den Sälen, die zum Theil, vielleicht schon seit einem Menschenalter, von keinem lebenden Wesen waren besucht worden, wegbringen lassen, und unter ihrer Anordnung war eine ganz neue Schöpfung hervorgetreten; die herrlichsten Gemählde in kostbaren Rahmen zogen überall den Blick auf sich, die geschmackvollsten Teppiche bedeckten die Fußböden, die prächtigsten Tapeten schmückten die Wände; überall zeigte sich in Uhren, großen Spiegeln, Leuchtern, Vasen, den elegantesten Möbeln und in so manchem Schmucke oder Hausgeräthe, dessen Absicht schwer zu errathen schien, der große Reichthum der Besitzerin des Hauses. Mitten in aller dieser Pracht und diesem Glanze lebte sie selbst fast immer ganz prunklos, und auch jetzt waren beyde Damen

in ein einfaches schwarzes Gewand gehüllt, und mit keinem andern Schmucke bekleidet, als die Mutter mit Diamanten in dem Haare, die Tochter mit einem köstlichen Halsbande von den schönsten Gemmen, das ihr um den Nacken über die Brust herabfiel. Es schien, als ob wohl der Tempel, nicht aber die Göttinnen desselben, die in eigener Herrlichkeit strahlten, des Schmuckes bedürften.

Entsprechend dem reich ausgestatteten Hause war die Anlage des Gartens, in welchen von der Seite des Hofraumes ein Gitterthor mit hohen vergoldeten Stäben führte. Kurz, alles zeigte von einer Liebe zu Pracht und Verschwendung, die zu befriedigen die Gräfin nur die reichen Einkünfte in Stand setzten, die von den Gütern ihres verstorbenen Gemahls aus Deutschland, aus einer eben so sichern, als unversieglichen Quelle flossen.

Sechstes Kapitel.

Heinrich fühlte erſt recht lebendig den Unterſchied zwiſchen Füllemanns ſtiller heiterer Wohnung, wo überall ſich dem Schönen das Nützliche beygeſellte, und dieſem glänzenden Palaſte, wo die Pracht gänzlich den Nutzen und die Bequemlichkeit zu verſchmähen ſchien, als er am Abend ſeinen Freund beſuchte, und er hörte von dieſem, daß die beyden Frauen meiſt allein, oder nur in wenig zahlreicher Geſellſchaft, in dieſen weiten Räumen lebten. Der Abbate, der Hausfreund, und Anſelmo, der Beichtvater, waren die faſt ausſchließlichen Geſellſchafter, dann noch wenige geiſtreiche Männer, nie aber ſah die Gräfin Frauen bey ſich, außer in den muſikaliſchen Unterhaltungen. Denn jene größern glänzenden Geſellſchaften, welche der Römer vorzugsweiſe Converſazioni nennt, und welche beſonders der Adel liebt, fanden nie bey ihr ſtatt, wohl aber regelmäſſig jede Woche eine oder zwey Akademieen, wie die Conzerte heißen, zu denen Liebhaber

ſich vereinen. Alles was durch Talent in Geſang und Muſik ſich auszeichnete, floß dann in ihrem Hauſe zuſammen. Sie ſelbſt, obgleich große Kennerin der Muſik und früher geübte Meiſterin auf mehreren Inſtrumenten, verſchmähte doch an der Ausführung eines Muſikſtückes thätigen Antheil zu nehmen, ſo wie ſie nie mit irgend einer weiblichen Arbeit ſich beſchäftigte, auch nie ein Buch zur Hand nahm. Ihre Tochter, welche auch ihre Correſpondenz führte, verſah das Geſchäft einer Vorleſerin.

Bey den Conzerten unterhielt ſie ſich gewöhnlich mit den Geiſtreichſten unter den Männern, oder ſagte denen, die bey der Muſik durch beſondere Kunſt oder Talent ſich ausgezeichnet hatten, irgend etwas Verbindliches, und jeder betrachtete es als eine groſſe Auszeichnung, des Beyfalls einer ſolchen Kennerin nicht unwerth geachtet zu werden. Oder ſie ließ auch ein zierliches Tiſchchen herbeybringen, auf deſſen Platte ein Schachbrett von dem köſtlichſten Moſaik eingelegt war. Jedes Feld deſſelben ſtellte, die hellen wie in weiter, neblichter Ferne oder im Umriſſe, die dunklen aber in ſtar-

ker Zeichnung und aus der Nähe, irgend ein Bild dar, und es erforderte ſchon eine große Beſonnenheit, nur auf dem Brette zu ſpielen, ohne durch alle die verſchiednen Bilder und Farben irre zu werden. Ein eigenes verborgenes Schubfach ſchloß das niedlichſte Spiel von Elfenbein und Ebenholz ein, bey dem aber Elephanten die Thürme vorſtellten und überhaupt alle Figuren nach orientaliſcher Weiſe künſtlich geſchnitzt waren. Einen der Männer forderte ſie dann zum Spiele auf, und die andern Liebhaber des Spieles, die nicht dem Muſik-Chore ſelbſt angehörten, verſammelten ſich gewöhnlich um ſie. Ihre feinſten und kühnſten Züge erfolgten immer, wenn Geſang und Muſik, wie im Wetteifer, in den herrlichſten Tönen mit einander rangen. Sobald das Spiel anfing, ſich zu ihrem oder ihres Gegners Vortheile zu entſcheiden, erhielt dieſer oder ſie einen Gehülfen aus den Umſtehenden, und ſobald die beyden Verbündeten anfingen übermächtig zu werden, wurde ein ähnlicher Helfer auf die Gegenſeite gezogen, ſo daß nach und nach alle Umſtehende in das Spiel traten und

zwey gegen einander kämpfende Partheyen bildeten. Wer sich besonders im Schach, worin es ihr nicht leicht ein andrer zuvor that, auszeichnete, konnte ihrer Gunst fast noch gewisser seyn, als wer in der Musik hervorragte. Außer dem Schach aber ward kein andres Spiel in ihrem Hause geduldet, und auch jeden Abend nie mehr als eine einzige Parthie versucht, die bey der Art des Kampfes oft spät bis in die Nacht hinein dauerte.

Heinrich ward fast geblendet von so viel Glanz und Licht, das ihm aus dem wohl erleuchteten Saale mit den herrlichsten Tönen entgegenfloß, als er das erste Mal mit Füllemann und dessen beyden ältern Mädchen hereintrat. Sie hatten sich etwas verspätet, schon war die Gesellschaft in voller Thätigkeit. Diese bildete einen großen Halbkreis, der alle seine Pracht den Eintretenden entgegenstrahlen ließ. Die eine Hälfte desselben nahmen die Männer, die andere die Frauen ein; alles schien hier vereint, was Rom Schönes, Hohes und Liebliches besitzt, und recht wie zwey bescheidene Vergißmeinnicht verloren sich die zwey Deutschen Mäd-

chen unter den prächtigen Römiſchen Blumen. Gegen den Eingang hin, wo der Kreis offen war, ſtanden einige koſtbare Flügel und die andern Inſtrumente, und Spielende und Sänger bildeten eine bunte Gruppe durch einander. In der Mitte des Halbkreiſes, da wo deſſen beyde Hälften ſich berührten, ſaß ſchon die Gräfin bey dem Schachbrette.

Heinrich beſaß zu wenig Fertigkeit in der Muſik, als daß er unter die Zahl ſo geübter Kunſtfreunde hätte treten dürfen; eher durfte er einen Verſuch auf dem Schachbrette wagen. Auch Füllemann war ein Freund dieſes Spiels und ſo geſellten ſie ſich allmälig den Zuſchauern und ſtillen Kunſtrichtern um die Dame und ihren Gegner bey. Dieſer hatte einige allzu gewagte Züge gethan, die wohl einen minder geübten Spieler oft überraſchen, aber wo wir es mit einem gleich mächtigen Gegner zu thun haben, gewöhnlich unſerm Spiele den Nachtheil bringen. Er verlor den Läufer ſeiner Königin, und ward von dieſer Seite ſtark bedroht. Wählen Sie ſich einen Secundanten, ſagte die Gräfin. — Noch glaube ich der Hülfe

entbehren zu können, entgegnete der Conte. — Das Geſetz unſres Spieles fordert es ſo, verſetzte ſeine Gegnerin. — Und weniger um Hülfe zu ſuchen, als um dem Gebote derſelben zu genügen, blickte er um ſich, und da er unter lauter geübten Spielern, deren Kunſt er kannte, Heinrich hinter ſeinem Stuhle ſtehen ſah, ſo forderte er den Fremden, dem er weniger zutraute, zu ſeiner Hülfe auf. Mit Erröthen nahm Heinrich den Sitz, der herbeygebracht wurde, zu ſeiner Seite ein; er hatte den Stand des Spieles genau beobachtet und zeigte nun ſeinem Verbündeten eine Stellung der Bauern, wodurch ihre Gegnerin ſollte zum Rückzuge genöthigt werden. Dieſe zauderte hiermit, im Vertrauen auf die errungene Überlegenheit, mehr hartnäckig als vorſichtig, bis ſie endlich mit Verluſt des gewonnenen Läufers zurückgedrängt wurde, und der nun auf ſie gewendete Angriff ſie ſo ſtark in der Mitte ihres Spieles bedrohete, daß ſie einer ſchnellen Niederlage nur mit dem Verluſte eines Springers vorbeugen konnte. In dieſem Augenblicke ward der Conte abgerufen. Nun, ſagte er, Sie haben

ch als einen so mächtigen Mitkämpfer gezeigt,
oß ich unsre Waffen bis zu meiner schnellen
urückkunft zuversichtlich in Ihre Hände lege.
einrich fing nun an, mit seinen Bauern, wie mit
nem Walle, das Spiel der Gräfin zu umschlie-
en. Diese rief einen Umstehenden nach dem
ndern zur Unterstützung herbey; zuletzt spiel-
en alle, selbst Füllemann, der in heimlicher
reude über den Sieg seines Freundes am läng-
en ohne Partheyergreifung geblieben war, ge-
en ihn, und mit manchem wohl bedachten Zu-
e hielten sie lange das Spiel hin. Dennoch
ar er an Zahl der Figuren und größerer Be-
eglichkeit derselben seinen Gegnern allzu über-
egen, als daß nicht schneller, als gewöhnlich,
er Sieg sich für ihn hätte entscheiden sollen,
nd als sein Verbündeter wieder herbeytrat,
ieser nur noch das letzte Schach vernahm und
ann selbst das Matt hinzufügte.

Die Gräfin machte Heinrich eine tiefe Ver-
eugung, und weit entfernt, über ihre schnelle
Niederlage sich erzürnt zu fühlen, freute sie
sich des besonders gelungenen Spieles, ihres
Gegners, von dem sie sich einige der berechnet-

ſten Züge nochmals wiederhohlen ließ. Doch, ſagte ſie, mit Einer Niederlage geſtehen wir Ihnen den Sieg nicht zu; und der Zufall wollte unſerm Freunde beſonders wohl, daß dieſer jetzt ſchon errungen war. Denn hatte früher ſchon die herrliche Muſik mit allzu großer Gewalt ſeine Gedanken faſt von dem Spiele abgewendet, ſo trat nun Clorinde an den Flügel, und ſang, während einer der Herren auf dem Inſtrumente ſie begleitete, die herrlichen, von Paer componirten Worte ihres Lieblingsdichters: Giunto alla tomba, mit einer Innigkeit des Gefühles, worin das ganze Sehnen des klagenden Ritters nach der durch ſeine eigene Hand getödteten Geliebten ſich ausſprach. Vollends, als ſie die letzte Strophe ſang:

Ed amando morrò. Felice giorno,
Quando che sia; ma più felice molto,
Se, come errando or vado a te d'intorno,
Allor sarò dentro al tuo grembo accolto.
Faccian l'anime amiche in ciel soggiorno:
Sia l'un cenere e l'altro in un sepolto:
Ciò, che'l viver non ebbe, abbia la morte.
O — se sperar ciò lice — altera sorte! *)

*) Torquato Tasso, la Gerusalemme liberata, Cant. XII, 96—99.

da war'es allen, als ob des Himmels Seligkeit zu ihnen hernieder ſtiege, und ſie doch die ganze Quaal der Erdennoth empfänden, da ſie jene noch nicht in ſich aufzunehmen vermochten. Leopold drückte ſtille ſeinem Freunde die Hand, ihm leiſe zuflüſternd: Ihr beyden ſeyd heute die Sieger des Tages. Er ſprach dieſe Worte aus, ohne die fernſte Regung von Mißgunſt in ſich zu fühlen.

Heinrich kehrte mit Füllemann ſpät und ſehr befriedigt nach Hauſe zurück, und wie oft wiederhohlten ſich ihm nicht, ſowohl in dem Pallaſte der Gräfin, als in der Villa ſeines Freundes, dieſe hohen Genüſſe, wie ſie nur die vollkommenſten muſikaliſchen Ausführungen

---

Nach der trefflichen Deutſchen Überſetzung:

Ich werd' in Liebe ſterben — ſel'ge Stunde,
Wann ſie auch kommt! Doch größre Seligkeit,
Nimmſt du mich auf in deinem ſtillen Grunde,
Wie ich dich jetzt umwank' in meinem Leid.
Dann freu'n die Geiſter ſich in ſchönem Bunde,
Ein Grab umſchließt den Reſt der Sterblichkeit;
Des Lebens Mangel wird der Tod erſetzen —
O darf ich's hoffen, ſeliges Ergötzen!

zu gewähren vermögen. Herausgetreten aus ſeiner Abgeſchiedenheit, lebte er nun in dem heiterſten Verkehr mit geiſtreichen, frohſinnigen Menſchen, deren Daſeyn zu verſchönern, das Glück und die Kunſt mit einander zu wetteifern ſchienen, indem jenes alle ſeine Schätze, dieſe alle ihre Annehmlichkeiten darbot. Leopold fand ſich öfter bei Füllemann ein, und der Bankier und Friedberg beſuchten dann wieder den Baron, oder alle trafen bey der Gräfin zuſammen, die ſelbſt es nicht verſchmähte, zuweilen mit ihrer Tochter an den Muſik - Unterhaltungen in dem Füllemann'ſchen Hauſe Antheil zu nehmen, wobey auch nie das Schachſpiel fehlte, und Heinrich öfter mit ihr, wenn auch nicht immer mit demſelben Glücke, wie das erſte Mal, den Kampf verſuchte. Ein innigeres Verhältniß ſchien allmälig alle an einander zu knüpfen, ein edler Wetteifer alle zu beleben, ſich ihr gemeinſames Zuſammenleben ſo angenehm, als möglich, zu machen. Der Abbate beſonders zeigte ſich in ſeiner ganzen gefälligen Freundlichkeit, ſogar der Pater ſchien ſeines gewohnten Ernſtes zu

vergeſſen, und alles war wie aus der Erinnerung verſchwunden, was früher in der Berührung einzelner gegen einander Störendes oder Entfremdendes vorgefallen war.

Siebentes Kapitel.

Aber der Pater hatte bey ſich ſelbſt ſeine Plane nicht aufgegeben. Unter dem Scheine von Heiterkeit verbarg er das geſchäftige Treiben ſeines Innern, und die erneuete Hoffnung, was ihm ſelbſt mißlungen war, auf einem andern, reizendern Wege zu erreichen, verſetzte ihn wirklich in einen Zuſtand von Wohlbehagen. Er beſaß große Macht über den ſtolzen Geiſt der Gräfin, denn ſo unbeugſam dieſe ſonſt war und ſo ſehr ſie in Eigenheiten ſich zu gefallen ſchien, eine ſo folgſame, lenkbare Tochter der Kirche war ſie, und feſt und unwandelbar hielt ſie an dem, was ſie von früh an als eine Angelegenheit des Heiles zu betrachten gewohnt war. In keinem Hauſe wurden gewiſſenhafter alle Vorſchriften ihres Glaubens beobach-

tet, als in dem ihrigen; aus keinem floſſen reichere Spenden in die Kirchen und Klöſter. Sie intereſſirte ſich ſeit jenem erſten Schachſpiele für den jungen Deutſchen ſehr, und mehr als einer flüchtigen Klage, daß dieſer ſonſt ſo vortreffliche junge Mann nicht ihrem allein beſeligenden Glauben angehöre, bedurfte es von Seiten des Paters nicht, um in ihr die Frage zu veranlaſſen: ob es denn einem ſo viel erfahrenen Manne, wie ihrem Beichtiger, nicht ſollte möglich ſeyn, dieſen Verirrten zu dem Heile zurückzubringen. Anſelmo wog bedenklich das Haupt. Er habe, ſagte er, allerdings früher große Hoffnung gehegt und ſey von dem Ziele nicht ſehr fern geweſen; aber der bedeutende Einfluß des Bankiers mache alle Ausſicht zweifelhaft, wofern ſich nicht die Einwirkung deſſelben durch eine andere gleich mächtige Gegenwirkung ausgleichen laſſe; vielleicht die Beredſamkeit der jungen Conteſſa würde, von ſeiner Erfahrenheit unterſtützt, das meiſte bewirken können.

Die Gräfin faßte mit Lebhaftigkeit dieſen Gedanken auf. Sie ſelbſt hatte ihren Gemahl

vermocht, mit der Losſagung von ſeinem Glauben den Beſitz ihrer Perſon zu erkaufen; dieß betrachtete ſie immer als die verdienſtlichſte Handlung ihres Lebens; und ſollte ihre reizende Tochter weniger vermögen? Zwar von einer Verbindung zwiſchen dieſer und dem Fremden konnte auf keine Weiſe die Rede ſeyn. Die Mutter aber vertrauete auf den hohen Geiſt ihrer Tochter, welche ihre Schönheit und ihre großen Reichthümer zu den glänzendſten Hoffnungen berechtigten; und der Vater verließ ſich auf ſeine Klugheit, ſelbſt im Falle — was er wünſchte — daß in der Seele des zu Bekehrenden die Liebe zu der Gläubigen die zu dem Glauben herbeyführen ſollte, dennoch alles ſo einzuleiten, daß die Erwartung aller Mitwirkenden nicht unbefriedigt bliebe. Die Gräfin legte die ganze Sache in ſeine Hände.

Clorinde war, wie ihre Mutter, ihrem Glauben fromm und treu zugethan. Die erſte Erſcheinung Heinrichs an den Stufen zu der Kirche (denn auf dem Torſo hatte ſie ihn nicht bemerkt) hatte einen mehr als bloß flüchtigen Eindruck auf ſie gemacht. Er war ſo ganz anders, als

die andern jungen Männer, die sich ihr bisher gezeigt hatten. Die Tiefe seines Gemüthes, in dem sich auf eine liebliche Weise Ernst und Milde mischten, die so hervorleuchtende Reinheit und Kraft seines ganzen Wesens, die Bedeutsamkeit der wenigen Worte, welche er mit ihr wechselte, sogar die Zaghaftigkeit seines mächtigern Geistes, hatte sie angezogen. Um so freudiger und auch feuriger ging sie in die Plane des Vaters ein. Es war ursprünglich, wenigstens in ihrem Bewußtseyn, die reine Theilnahme an dem Wohle eines Mannes, den sie des Heiles von vielen andern würdig achtete; aber was sie erst nur in frommem Dienste that, ward allmälig Angelegenheit ihres Herzens, und als sie die Gefühle ihres Innern vor sich selbst nicht mehr verbergen konnte, ängstliche Sorge um das Wohl ihres Geliebten.

Leopold war unerachtet alles Bemühens, der Angebeteten näher zu treten, in einer gewissen Ferne von ihr gehalten worden. Auch er mußte mit in das Geheimniß gezogen werden, um durch eine größere Annäherung an seinen Freund diesen mehr von dem Bankier

abzuziehen und dem gräflichen Hauſe näher zu bringen. So entſpann ſich denn das ſonderbarſte Zuſammenwirken aller, wobey jeder einzelne ein ganz anderes bezweckte. Der Abbate, der nach wie vor, der treue Verbündete des Paters blieb, ſuchte auf jede Weiſe die neue Annäherung des Barons zu ſeinem Freunde zu unterſtützen, damit ſich ihm dieſer als ein deſto unzertrennlicherer Begleiter auf ſeinen Wanderungen, die nun alle zu Clorindens Heiligthume gingen, beygeſelle. Leopold bemühte ſich um ſo eifeiger, ſeinen Freund zu häufigen Beſuchen in dem gräflichen Hauſe zu ermuntern, um damit ſelbſt öfter dem Gegenſtande ſeiner Liebe zu begegnen, und er glaubte ſchon viel gewonnen zu haben, nur mit Clorinden ein Geheimniß zu theilen. Die Gräfin und der Pater ſuchten auf jede Weiſe das Zuſammentreffen zwiſchen Clorinden und dem Deutſchen zu erleichtern, damit ſie deſto tüchtiger in ihrem frommen Werke fortarbeiten könne; und die junge Gräfin ergriff mit großer Freude, zumal ſeit ihre ſtille Neigung zu lebendiger Gluth entflammt war, jede Gelegenheit,

ſich ungeſtört und von andern unbeobachtet der Nähe des geliebten Mannes zu erfreuen. Selbſt Füllemann ſah es nicht ungern, daß Heinrich öfter das gräfliche Haus beſuchte, weil er darauf bedacht war, ſeinem herrlichen Freunde auch die leichte Lebensgewandtheit, die ihm noch zuweilen zu mangeln ſchien, zu verleihen, und dazu nichts förderlicher achtete, als den Umgang mit edlen, fein gebildeten Frauen. Heinrich ſelbſt aber wiederhohlte mit Vergnügen ſeine Beſuche bey den beyden Damen, weil er ſich ſtets in ihrer Geſellſchaft auf das angenehmſte unterhielt, und nicht ohne Rührung die unverkennbare Sorge anſah, welche ſie um ſein Wohl trugen. Der Mönch aber mußte ſich immer von ſeinen Pfaden fern zu halten, um nicht zur Unzeit durch ſeine Erſcheinung unangenehme Erinnerungen zu wecken.

Durch das abſichtliche beyſeite Treten der andern, die unter irgend einem Vorwande den Baron mit ſich fortzogen, traf es ſich nicht ſelten, daß Heinrich allein mit Clorinden zurückblieb. Dieſe hatte ihre erſten zwölf Jahre in Deutſchland verlebt, und auch ſpäter, in

beſtändiger Nähe ihrer Mutter und in der Geſellſchaft geiſtreicher Männer, eine Erziehung genoſſen, wie ſich deren nur wenige Römerinnen erfreuen. Von ihrem Vater ſchien ſie die höchſte Reinheit der Sitten ſeines Landes und eine gewiſſe Milde und Lieblichkeit in ihrem Äußern, von ihrer Mutter die ganze Gluth und Lebendigkeit des Characters ihres Volkes und eine gewiſſe Würde und Hoheit in ihrem ganzen Weſen ererbt zu haben. Nur fehlte ſo vieler innern und äußern Schönheit Ein Reiz, der der Bewußtloſigkeit ihrer Reize: ſie wußte recht gut, daß ſie rein und ſchön war, und durch die Art, wie ſie ſich zeigte, Bewunderung erregte. Der Deutſchen Sprache war ſie vollkommen mächtig. Mutter und Tochter hatten dieſe zu ihrer gewöhnlichen Rede unter einander beybehalten, um in einer ganz fremden Mundart deſto ungeſtörter vor der Dienerſchaft ſich einander mittheilen zu können, und die Deutſchen Laute gewannen einen ungemein zarten und lieblichen Klang in dem Munde der Römerinnen. Auch mit Heinrich unterhielt ſie ſich faſt immer in ihrer gemeinſamen Mutterſprache.

Mit den Dichtern ihres Landes war sie sehr vertraut und vor allen waren Tasso und Petrarca ihre Lieblinge. In der Gesellschaft hatte einmal ein Römer geäußert, daß den nördlichen Völkern, so wie der Rhein und die Alpen die Gränze bildeten, alle schöne Literatur fehle. Heinrich nahm sich auf das lebhafteste seiner Landsleute an, und seitdem gab die Deutsche Poesie zu vielen ihrer Unterredungen den Stoff ab. Heinrich hatte frühe die Gedichte, welche ihn besonders ansprachen, und aus größern Dichterwerken die anziehendsten und gelungensten Stellen in einem Buche zusammengetragen, und sich durch oft wiederhohltes Lesen derselben viele so zu eigen gemacht, daß er sie aus dem Gedächtnisse hersagen konnte. Diesen Schatz hatte er auch zu seiner Begleitung auf der Reise über die Alpen mit sich genommen und daraus las er, besonders wenn sie allein waren, öfter seiner Freundin (denn das Verhältniß einer vertraulichern Annäherung hatte sich allmälig gebildet) einzelne Gedichte vor, über deren Schönheit man sich dann unterhielt, es wohl auch versuchte,

ſie in das Italiäniſche zu überſetzen. Clorinde freute ſich, das Deutſche Volk, dem ſie durch ihre Geburt angehörte, in dem Beſitze eines Talents zu ſehen, das man demſelben jenſeits der Alpen nur zu gern abſpricht. Sie konnte es nicht läugnen: in allen dieſen Dichtungen war der Gegenſtand höchſt poetiſch aufgefaßt, es zeigte ſich darin eine Anmuth der mannichfaltigſten Bilder, eine große Kunſt und Leichtigkeit der Bearbeitung, in faſt allen auch eine ungemeine Beweglichkeit der Sprache, die ſelbſt in die Maaße der leichtern Italiſchen Mundart eingeengt, ſich nicht unbequem fortbewegte, und faſt in allen eine Kraft des Ausdruckes, eine Tiefe des Gedankens, wie ſie den ſüdlichern Poeſieen nur zu häufig mangelt, wo das Gedicht oft nur, wie ein lieblicher Klang, liſpelnd an dem Ohre hin tönt, ohne den Geiſt bedeutſam aufzuregen. Dagegen meinte ſie, ſuche man wohl auch vergeblich irgend anderswo, als unter dem immer hellen mittäglichen Himmel, jene mächtigere Lebendigkeit der Phantaſie, jene höhere Heiterkeit der Dichtung, die mit dem Zauber aller Anmuth und Lieblichkeit

uns in ein seliges Daseyn versetzt, worin wir selbst als Verklärte unter Lichtgestalten leicht und fesselloß zu schweben glauben, und in der Begeisterung, die auch uns bewältigt, alles vergessen, was in dem Leben oft so störend und unzart an uns hinstreift.

Heinrich erwiederte in dem Augenblicke hierauf nichts, aber indem er bey dem nächsten Besuche ein Päckchen, das, in das reinste weiße Papier eingeschlagen, mit Hand oder Wort unberührt, zu seiner Seite liegen geblieben, bey dem Abschiede Clorinden überreichte, so fügte er, sich in dem Vorgefühle des schon gewonnenen Sieges freudig vor ihr neigend, die Worte bey: Möge diese Dichtung unsern gestrigen Streit entscheiden, die wohl in doppeltem Sinne verdient, ein Zauberring zu heißen, und wenn Ihr Liebling unter den Sängern durch seinen Muth zu dem Spruche Anlaß gab:

Colla penna e colla spada
Nessuno val quanto Tasso; *)

*) Mit der Feder und mit der Klinge reicht an Tasso keiner.

so freue ich mich, Ihnen bemerken zu können, daß auch gerade dieser aus der Zahl meiner Lieblingsdichter Sänger und Ritter, Dichter und Krieger zugleich ist. — Ohne Clorindens Antwort zu erwarten, entfernte er sich mit einer Verbeugung.

Achtes Kapitel.

Betroffen und etwas verlegen nahm die junge Gräfin das dargereichte, das sie sogleich nach Heinrichs Entfernung neugierig eröffnete. Es waren drey zierliche Bändchen; sie schlug das erste auf und las; sie fühlte sich angezogen und ließ sich auf das Sopha nieder, um bequemer lesen zu können, aber je mehr sie las, um so mehr ward sie gefesselt. Nur mit Gewalt zog sie sich los, als man sie zu ihrer Mutter zu Tische rief. Sie las den Abend fort bis tief in die Nacht hinein, und jede Stunde des folgenden Tages, in der sie sich losziehen konnte. Mit welcher Lebendigkeit, in wie glän-

zendem Farbenſchimmer zogen nicht alle die anmuthigen Bilder und hohen Geſtalten an ihrem glühenden Geiſte vorüber. Sie ſchauderte mit Otto bey der Waffenwache, zog mit ihm in das fröhliche Leben hinaus, ſaß mit Bertha bey dem wunden Heerdegen und folgte ihr zu Frau Minnetroſt. Sie kämpfte mit Otto für Gabrielen, bebte mit den Rittern vor ſeiner Zauberwuth, zog mit dem Seekönige nach den Nordlanden und hörte den Geſang des Waffenſchmiedes bey dem Hämmern der köſtlichen Klinge, freute ſich mit den Damen des lieblichen Aufenthalts in der heitern Gascogné, folgte dem Falken in ſeinem Fluge zu dem Heldenjüngling, theilte mit dieſem die tiefe Trauer, da er Vater und Braut verloren achtet, und ſeine Freude, da er das liebe Mütterlein wiederfindet. Es war ihr, als ob auch ſie in den Zauberſpiegel blicke und alle die Geſtalten ſich loslöſeten und ſie bald in alle Lieblichkeit, bald in alles Grauen eines fernen ahnungreichen Landes mit ſich zögen. Sie war aufgeblühet in der heiterſten Umgebung, welche neuere Kunſt und die Denkmahle aus der frohen

Welt

Welt der Griechen und Römer um sie geschaffen; alle die Menschen, mit denen sie umging, verdankten hauptsächlich der Literatur der alten classischen Welt ihre Bildung, die Klänge derselben tönten in ihren Dichtern nach, und selbst in ihrer Religion begegnete sie derselben. Denn dieser Cultus hat ja die Lateinische Sprache zur Bewahrerin seiner Geheimnisse gewählt, in dieser Stadt zumal hat er in den Tempeln, worin sonst die Götterbilder standen, seine Altäre aufgerichtet und die Statuen und Bilder seiner Heiligen ihnen beygesellt, und wo man sonst zu den Göttern des Olymps betete, flehet jetzt zu dem Dreyeinigen und zu der Jungfrau, welche die Mutter ist des göttlichen Sohnes, der Gläubige, in dessen religiöser Verehrung sich auf das verträglichste die Gebräuche des Judenthums und des Heidenthums vereinen. Aus dieser Umgebung trat sie nun mit einem Male in eine neue, ihr völlig fremde Welt, die der Norden mit seiner Natur-Religion und den Schauern seines Geheimnisses ihr aufthat, die mit unbekannter Ahnung ihr Gemüth erfüllte, und deren reiche, vorüberschwebende Erscheinungen auch

ihre mächtige Phantaſie kaum feſtzuhalten und zu Einer großen, allumfaſſenden Anſicht zu geſtalten vermochte. Alle geheimſten Kräfte ſchienen in ihrem Innern aufgeregt, die gewohnten Erinnerungen aber unter einem Zaubermantel verdeckt.

Es war um Mitternacht, als nun die hohe herrliche Geſtalt Nureddins, von der demüthigen, reinen Magd geleitet, wie ein Löwe von einem Lamme geführt, an ihr vorüberſchritt. So ein hoher, widerſtrebender Geiſt, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, iſt dein Freund; was Bertha vermochte, ſollteſt du daſſelbe nicht auch vermögen? Nur des recht feſten Glaubens bedarf es hierzu; hat doch der Jungfrau Einfalt und Glaubensinnigkeit ſelbſt des Emirs kühnen Geiſt gebändigt und erleuchtet! Ein einziges Bild hing in ihrem Gemache, das ſchönſte des Pallaſtes, eine Madonna, mit freudig ſchmerzlichem Blicke zum Himmel aufſchauend. Wie von einer höhern Macht ergriffen, ſank ſie auf ihre Kniee vor dem Bilde nieder; ihre Locken hatten ſich gelöſet und wallten um den Nacken und auf den mächtig wogenden

Busen nieder, ihre Wangen brannten, heiß rollte das Blut durch ihre Adern. Und fest den Blick auf das Bild geheftet, die gefalteten Hände zu demselben aufgehoben, lag sie lange stumm und schweigend da, ihre Lippen waren zur Rede geöffnet, aber die innere Bewältigung verlieh ihr keine Worte. Endlich quollen Thränen hervor aus den stolzen Augen, und in tiefem Wehe flehte sie zur heiligen Mutter: O du Freude- und Schmerzenreiche! für mich ja fordre ich nichts, dir nur will ich ihn wiederbringen und ihn zu deinem Dienste zurückführen. Selbst will ich von der Höhe herniedersteigen und als demüthige Magd ihm zur Seite stehen. Alle die Herrlichkeit, allen den bunten Lebensschimmer, den ich mir oft erträumte, nimm ihn hin; nur das Eine laß mir gelingen, gib mir den Glauben, der alles überwindet!

Von dem Gebete wandte sie sich wieder zu dem Buche zurück; sie hörte Zelotes drohen, sah ihn vor sich stehen, und vernahm die entsetzlichen Worte, wie sie zu ihren Ohren tönten: „Zu Roß, zu Fuß, mit Panzerschuh, mit „bloßem Fuß, wir kommen all' in unsrer Her-

„berg' an. Wißt ihr, was ob der Thür ge„ſchrieben iſt? Das Schildlein hat der Seiten „zwey, die reimen ſich, doch etwas wunderlich. „Auf der einen ſteht: die ew'ge Freud! auf „der andern ſteht: das ew'ge Leid!" — Nun war es ihr klar: opfern mußte ſie die zeitliche Freude, um den Freund vom ew'gen Leid zu retten; und konnte ſie ſicherer als hierdurch die ewige Freude auch ſich erringen?

Erſt als das Morgenroth ſchon den öſtlichen Himmel röthete, ſank ſie dem Schlummer in die Arme, und Bertha's holdes Bild ſah, wie aus dem Kirchenſtuhle, in ihr tief bewegtes Gemüth hinein und brachte demſelben mit ihrem Himmelsblicke den Frieden zurück.

Neuntes Kapitel.

Höher und größer fühlte ſich Elorinde, als ſie ſpät am Morgen erwachte. Sie war nun entſchieden in ſich ſelbſt: für das Eine Gut wollte ſie alles hingeben, alles opfern. Mit Sehnſucht ſahe ſie dem nächſten Beſuche ihres Freun-

des entgegen. Aber Heinrich zögerte diesmal absichtlich länger als gewöhnlich, um seiner hohen Gegnerin vollen Raum zu lassen, zu einer entschiedenen Ansicht des neuen Dichterwerkes sich mit sich selbst zu verständigen, und nicht mit seinem Urtheile dem ihrigen vorzugreifen.

Mit der gewöhnlichen Unbefangenheit kam er endlich, nicht ahnend, mit welch' einem flammenden Brande er schuld- und willenlos ihr ohnehin so glühendes Innere entzündet hatte. Ihr Herz pochte heftiger, eine darüber hinfliegende Röthe erhöhete auf einen Augenblick die Rosen ihrer Wangen, als er in den Saal hineintrat, wo sie eben sich allein befand. Sie ging ihm einige Schritte entgegen. Vor allem empfangen Sie meinen herzlichsten Dank, redete sie ihn an, für den hohen Genuß, den Ihr Ritterfänger mir gewährt hat, und dann den Vorwurf Ihrer Freundin, daß Sie gerade da, wo nun so vieles zu besprechen ist, so lange haben auf sich warten lassen.

Eben aus Furcht, Sie in diesem Genusse zu stören, bin ich nicht gekommen, entgegnete Friedberg.

Und haben Sie ſelbſt den Zauber dieſes Ringes ſo wenig empfunden, fragte Clorinde erwiedernd, daß Sie im Ernſte glauben, man könne hier bedächtig viele Tage lang von Blatt zu Blatt ſchleichen, und müſſe nicht ganz dem mächtigen Zuge ſich hingeben, womit durch alle ihre Bilderhallen dieſe wunderſchöne Dichtung uns hinzieht, die mit den Schrecken, der Tiefe und dem Ernſte des Nordlandes alle Heiterkeit, alle Anmuth und Lieblichkeit des Südens vereint?

So hätte ſich alſo dennoch der Sieg für mich entſchieden? ſagte Heinrich, erfreut über den Eindruck, den dieſe Dichtung auf Clorindens hohen Geiſt hervorgebracht hatte. Indem er mit der einen Hand die drey Bändchen aufhob, fragte er, mit der andern auf den Schreibtiſch der Gräfin deutend, wo immer Taſſo und Petrarca aufgeſtellt waren: Und darf der Zauberſänger neben dieſen eine Stelle einnehmen?

Clorinde zögerte ein wenig mit der Antwort. Ja, verſetzte ſie nach einigem Bedenken, die zwey Sängerritter mögen einander zur

Seite ſtehen, und möge doch ein holderes Loos dem lebenden lächeln, als es dem todten zu Theile ward! — Ich weiß wohl, fuhr die Römerin fort, beyde Dichtungen ſind ihrem innern Geiſte und der Form nach allzu verſchieden, als daß man ſie einander vergleichend zur Seite ſtellen ſollte, und doch hat ſich mir unwillkürlich eine Vergleichung zwiſchen beyden aufgedrängt, nicht um einen dem andern vorzuziehen, ſondern um mich mit mir ſelbſt zu verſtändigen, wie beyde mich ſo gewaltig, und doch jede auf eine ganz andere Weiſe zu ergreifen vermögen.

Ich dächte, erwiederte Heinrich, es iſt die holde Macht, welche alle wahre Dichterwerke dadurch über unſer Gemüth ausüben, daß ſie in einer idealen Welt demſelben jene höhere Verſöhnung gewähren und die Entzweyung löſen, welche in dem gewöhnlichen Leben uns überall ſo fühlbar wird, wo die wirklichen Dinge dem Ideale in unſrer Seele ſich nicht anpaſſen wollen.

Ich glaube Sie zu verſtehen, entgegnete die Gräfin, und ſelbſt auch die Schrecken, wel-

che in der Deutſchen Dichtung durch all den Zauber von Lieblichkeit hindurch ein geheimes Grauen erwecken, verwunden das Herz nicht, denn lind und mild tönt zugleich immer wieder durch dieſelben der tröſtliche Sang hin:

Man geht aus Nacht in Sonne,
Man geht aus Graus in Wonne,
Aus Tod in Leben ein.

Doch dünkt mich, in Einem bleibt Taſſo der Vorzug: ſeine Dichtung ſchreitet zugleich in dem wohlgemeſſenen Gange der acht Reime hin, und der Gegenſtand iſt größer und erhabener gewählt: Kampf und freudiges Sterben für das Grab des Herrn.

Wohl, entgegnete Heinrich, auch ich wünſchte noch dieſe letzte Vollendung einer Dichtung, die ihrer inneren Fülle und dem durch ſie hinwehenden Geiſte nach ganz zu einem Epos geeignet wäre, in ihrer gegenwärtigen Geſtalt aber nur den beſcheidenen Namen eines Ritterromans trägt. Allerdings auch dadurch gewinnt Taſſo's Gedicht ein höheres Intereſſe, daß es ein großes Ereigniß der Geſchichte verherrlicht. Doch, dünkt mich, waltet auch eine

hohe Idee durch den Zauberring: der Übermuth einer ungeheuren Heldennatur, die in dem Gefühle eigener unbesieglicher Kraft alle Schranken durchbrechen, hinter denen allein nur die Heiligkeit des irdischen Lebens bewahrt ist; dadurch knüpfen sich neue wunderbare Verhältnisse, und hierdurch entsteht die geheimnißvolle Beziehung aller der Heldensöhne: Otte, Folko, Nureddin, Ottur, Tebaldo, zu dem Einen mächtigen Herrn Hugh, Messire Huguenin, Hygies, Hugur, Ugueeione. Aber sollen sich diese Zweige dem väterlichen Stamme, von dem das Verhängniß sie losreißt, wieder freudig vereinen, so muß erst der Frevel gebüßt seyn. In der Zaubermacht des Ringes geht der alte sündige Held durch ein Reinigungsfeuer; nur die schuldlose Reinheit, der himmlische Glaube, Bertha, löset alle Macht des Erdenzaubers; und nun folgt die Versöhnung.

Sie leihen mir, sagte Clorinde, hier die Worte zu einem Gedanken, der auch mir, wiewohl nicht in gleicher Klarheit, vorschwebte, und vielleicht eben hinter den andern Beziehungen, dem ritterlichen Leben, dem Dienste

der Frauen und dem Kampfe gegen das Heidenthum, mir etwas verdeckt blieb.

Wohl, entgegnete Heinrich, auch darin ſtimmt dieſe Dichtung mit der Taſſo's überein, daß auch hier aller ritterliche Muth zur Wehre des Glaubens kämpft, gegen das Heidenthum im Norden und die von dem Weſten her drohenden Verehrer des Mahomed, und ſelbſt durch die Ritterkämpfe hallt der Geſang derer, die nach Oſten zu dem heiligen Grabe wallen. Die Scene iſt in die Zeit verſetzt, da Richard, der ritterliche König, ſeinen Kreuzzug machte, etwa hundert Jahre ſpäter als der heldenmüthige Bouillon, gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts. Damals befand ſich bereits das heilige Grab ſchon wieder in den Händen der Ungläubigen, und es war die Schuld des Brittiſchen Helden nicht, wenn er, ſchon im Angeſichte Jeruſalems, zur Rückkehr genöthigt, ſich unwillig mit den Worten umwandte: Wer nicht Muth beſitzt, das Grab des Heilandes zu befreyen, muß es auch nicht ſehen. Und auch darin ſtimmen beyde überein, daß in beyden einer der gewaltigſten Gegner unſres Chriſtli-

chen Glaubens ſich zuletzt zu dem Heile deſſelben wendet, freylich Nureddin glücklicher als Clorinde.

Clorinde gedachte dabey ihres nächtlichen Gelübdes; eine hohe Röthe färbte ihre Wangen.

Heinrich fuhr, in ſeinen Gegenſtand vertieft, ohne dieß zu bemerken, fort. Freylich, wenn dieſer Kampf gegen die Feinde des Herrn in dem Zauberringe nur Nebenbeziehung iſt, ſo hat mir oft Taſſo's herrliche Dichtung wie ein großes Thema dünken wollen, das ungefähr in den Worten ausgeſprochen: Kampf den Feinden des Herrn, Triumph des heiligen Glaubens an dem befreyeten Grabe des Erlöſers, oder ſeliges Leben in dem Tode für die Befreyung deſſelben! — in den zwanzig Geſängen, wie in eben ſo vielen Variationen, mit der herrlichſten Mannichfaltigkeit durchgeführt iſt. Aber doch, will mich dünken, ſey ohne der Einheit der Idee zu ſchaden, in dem bezaubernden Ringe eine noch größere Fülle von Blüthen zu einem köſtlichen Kranze zuſammengeflochten.

Sie ſcheinen alſo dem Zauberringe den Vorzug einer gröſſern Mannichfaltigkeit beyzumeſſen? fragte Clorinde, wieder geſammelt.

Wenigſtens, entgegnete Heinrich, möchte es kaum etwas geben, was unſer Gemüth anregt, erheitert, tröſtet, erhebt, oder ſchreckt und erſchüttert, das nicht alle die Bilder dieſer wunderſamen Dichtung in ſich vereinten. Denn zeigt ſich uns nicht alle Lieblichkeit und Zartheit in Blancheflour, aller Glanz der Schönheit in Gabrielen, alle Reinheit der Seele und Innigkeit des Glaubens in Bertha, alle Anmuth in Blondel auf ſeinem weiſſen Rößlein, alle Zierlichkeit der feinſten Sitte in Folko, alle Jünglingsdemuth einer hohen Heldenkraft in Otto, aller Heldenmuth des Nordens in dem Seekönig, alle Milde, Weichheit und Mütterlichkeit in Hilldiridur, mit ihren freundlichen, lichtbraunen Rehaugen und ihrem Mondſcheinangeſichte, die ſtille Treue in dem Meiſter Aleard, der kühne Heldengedanke in Nureddin, die auch im Verblühen noch mächtige Heroen-Natur in Herrn Hugh, das Schauerliche in dem Zuſammentreffen Otto's mit ſeinem

eigenen Bilde, der tiefe Ernſt in Zelotes Worten, das Unheimliche in Hacklenberg, das Grauenvolle in dem Rächer mit den Geyerflügeln, und alles Fürchterliche und Schreckliche in dem Zauber des Ringes, der letzten, löſenden Kataſtrophe, wo die Diſſonanzen wieder in dem Einklange zuſammenfließen, und alles gebüßt, verſöhnt und beruhigt iſt, und aus der Nacht in ihrem friedlichen Lichte die Sonne wieder hervortritt?

Aber, fragte Clorinde, was iſt es, daß die Schrecken der Hölle, in dem Kampfe gegen die Helden des Glaubens, wie ſie in beyden Dichtungen hervortreten, in der Nordiſchen mich gleichſam mehr in dem Innern ergriffen haben?

Es iſt dieß wohl eben die Art des Zaubers, entgegnete Heinrich. Die Hölle faßt den Menſchen in der Gerusalemme gleichſam nur bey den äußern Sinnen und lockt oder ſchreckt ihn durch dieſe; die tiefe Höllenmacht des Nordens packt ihn an dem Innern, ſucht durch inneres Grauen ſeinen Sinn zu verwirren und ihn in Wahnſinn und Raſerey zu entſetzlichen

Thaten, zur Wuth an den eigenen Blutsfreunden zu treiben. Überhaupt sehen wir in der südlichen Dichtung alle tiefe Naturkraft, allen Ernst gemildert durch einen heitern, sinnlichen Anhauch. Rinaldo vertauscht in weichlichem Zauberleben das Schwerdt mit dem Spiegel, Otto wüthet gegen die Freunde. Ihrer eigenen Willens-Thätigkeit beraubt, leben die durch Armidens List verzauberten Ritter wenigstens in der Gestalt der niedern Geschöpfe fort; Otto mit seinen zwey Freunden schläft, von Bertha's Mispel berührt, den regungslosen Zauberschlummer. Durch die Gerusalemme klingen die freundlichen Laute der verblüheten Griechen- und Römer-Welt fort; in dem Zauberringe hören wir, wie in hoher Burghalle, den Ton der untergegangenen, ernstern Sagenwelt des Nordens. Beyde Dichtungen führen uns ungefähr in gleiche Zeit zurück; in der Gerusalemme spiegelt sich diese aber, will mich oft dünken, in dem Scheine, wie ihn der heitere Geist eines in classischer Literatur gebildeten Dichters zurückwirft; in dem Zauberringe dagegen haucht das Wehen jener Zeit selbst fort,

und die Zeit ſpricht ihr Treiben und Weben durch einen ihrer Söhne ſelbſt aus, welcher in ihr geboren, von dem langen Zauberſchlafe, der durch Jahrhunderte ihn feſſelte, nur unter uns erwachte, um uns ihr Geheimniß zu offenbaren.

Und doch, begegnen wir auch wieder, verſetzte Clorinde, ſo mancher gleichen Erſcheinung in beyden Dichtungen, z. B. der Art, wie der Ritter mit Roß und Rüſtung nur Eine einzige Geſtalt bildet, deren ganzer Character ſich ſchon in der äußern Erſcheinung ausſpricht; ſo der bäuriſche Argante, Clorinde, die von der Tigerin geſäugte, mit dem Tiger auf dem Helme, Saladin mit dem Drachen, der von ſeinem Haupte mit ihm zu kämpfen ſcheint; und dieß noch deutlicher im Zauberring: Folko, mit der blau leuchtenden Rüſtung mit Gold und dem goldenen Helme, auf dem Silbergrauen; Reinhörn auf ſeinem hohen Schlachtroſſe, goldgeharniſcht, mit den zwey von Gold getriebenen Geyerflügeln an dem leuchtenden Helme; Otto mit ſeinem ſilberreinen Waffen auf dem Lichtbraunen; Graf Archimbald auf ſeinem Rap-

pen, in ſchwarzer Rüſtung mit leuchtendem Silber, und dem Adlerantlitz mit gebogenem Schnabel auf dem Viſiere.

Und iſt Ihnen, ſtimmte Heinrich ein, nicht auch das aufgefallen, daß gerade die beyden gewaltigſten Helden in beyden Dichtungen, wie durch ihre ungemeine Kraft, ſo durch eine beſondere Jugend ſich auszeichnen? Rinaldo heißt geradehin il fanciullo *), aber wer möchte nicht auch von Otto ſagen:

Se 'l miri fulminar nell' arme avvolto,
Marte lo stimi; Amor, se scopre il volto. **)

Oder wer ſollte bey Rinaldo's Anblicke mit dem Seekönig nicht ſprechen: „Ihr junger Degen, was kann und muß nicht alles aus euch werden, in ſolcher frühen Jugend ſo groß!“

Auch iſt Ein Charakter, bey der großen Verſchiedenheit der andern, derſelbe, fuhr Clo-

---

*) Knabe.

**) Tasso, Cant. I, 58.

Im Waffenſchmuck, entbrannt von wildem Triebe,
Glaubſt du ihn Mars; enthüllt, den Gott der Liebe.

rinde fort; Folko und Tancred, dieſe Muſter aller Artigkeit und ritterlichen Sitte.

Und beyde Dichtungen, entgegnete Heinrich, ſind aus frommer Begeiſterung hervorgefloſſen, ſind rein und keuſch; darum verdienen ſie vor allen von den Frauen geliebt und geleſen zu werden.

In dieſem Augenblicke trat die alte Gräfin herein, begleitet von dem Baron und dem Abbate, die mit ihr ausgefahren waren.

Zehntes Kapitel.

Da finden wir die Einſamen wieder, redete der Abbate die beyden beym Hereintreten an.

Wir waren nicht einſam, entgegnete Elorinde, wir hatten eine gar große und herrliche Geſellſchaft von Rittern und heiligen Kämpfern um uns!

Das Geſpräch wandte ſich nun ausſchließlich auf die Gerusalemme, da die alte Gräfin und der Abbate mit dem Zauberringe nicht bekannt waren. Alle wunderten ſich nicht we-

nig, dieſen in ſo vertraulicher Nähe neben Taſſo auf Clorindens Schreibtiſche zu treffen. Es möge wohl, äußerte der Abbate, eine recht herrliche Dichtung ſeyn, aber doch falle es ihm ſchwer zu glauben, daß ſie neben der Gerusalemme eine Stelle verdiene. Und nun fingen alle, die Italiſcher Zunge waren (und ein Conte, ein Markeſe und noch ein Abbate hatten indeſſen die Geſellſchaft vermehrt) wetteifernd an, in dem Lobe ihres göttlichen Landsmannes, auf den alle ſtolz waren, ſich zu erſchöpfen und ſolche Stanzen, deren Anmuth jeder beſonders prieß, aus dem Gedächtniſſe zu recitiren. Und Sie ſagen uns gar nichts zu dem Lobe des herrlichen Dichters? fragte der Abbate Heinrich, der unterdeſſen ſchwieg.

Noch, glaube ich, erwiederte dieſer, iſt Eine Seite an dem hohen Dichterwerke unberührt geblieben; wir Deutſchen mögen neben der poetiſchen Anmuth gern auch dieſe preiſen. Die hiſtoriſche Treue und Wahrheit meine ich. Denn nicht bloß ſind faſt alle Perſonen, wie ſie auftreten, aus der Geſchichte genommen und in ihrem geſchichtlichen Character aufgefaßt,

auch die Beſchreibung der heiligen Stadt ſelbſt mit ihrer Umgebung ſtimmt ganz mit der Wirklichkeit überein, und die Schlacht, welche die Fürſten nach der Erkämpfung des Grabes des Herrn liefern, iſt wirklich bey Aſcalon vorgefallen.

Sie lehren mich in der That, ſagte Clorinde, hier einen neuen Vorzug an meinem geprieſenen Lieblinge kennen; aber wie verhielt es ſich geſchichtlich mit der Schlacht?

Es war, entgegnete Heinrich, Aſdal, der Vezier des Chalifen von Ägypten, der ein ungeheures Heer von Arabern, Äthiopen und andern Afrikaniſchen Völkern herbeyführte, um, wie er in ſeinem Übermuthe drohte, alle Chriſtliche Heiligthümer von Grund aus zu zerſtören und damit den Chriſten allen Anlaß zu nehmen, künftighin die Gläubigen in dem Morgenlande mit ihren bewaffneten Zügen zu beunruhigen. Aber Gottfried zog mit ſeinen Rittern und einem Heere von nicht mehr als zwanzig tauſend Streitern dem Feinde entgegen, und ohne zu erſchrecken vor dem tödtlichen Regen der Pfeile der Sarazenen, vor dem Schalle ihrer Pauken und dem Schmettern ihrer Trom-

peten oder vor dem noch fürchterlichern Raſſeln der eiſernen Peitſchen, womit die Mohren die Panzer und Schilde der Chriſten zerſchlugen und die Köpfe der Pferde verwundeten, beſiegen die wenigen Streiter des Herrn das ungeheure Heer von zweymal hunderttauſend Sarazenen. Was ſie ſo gewaltig zum Kampfe begeiſterte, war ihr Vertrauen auf den Heiland und ſein allerheiligſtes Kreuz, das in allen Schlachten ihnen vorangetragen ward, und die gewiſſe Zuverſicht, durch den Tod in dem Kampfe zu ewig ſeligem Leben einzugehen.

O es muß, rief Leopold aus, eine hohe Zeit geweſen ſeyn, da der Ritter nach dem Schwerdte langte, der Unbewehrte den Pilgerſtab ergriff, um nach dem heiligen Grabe zu wallen, und ſelbſt zarte Frauen und Kinder nicht die Gefahren und Mühſalen einer ſo fernen Wanderung ſcheuten!

Ich geſtehe es, ſagte der Conte, (eben jener, welcher Heinrich zur Hülfe bey dem Schache aufgefordert hatte) ich kenne dieſe Zeit nur aus meinem Taſſo; aber ſagen Sie doch, welchen

von allen den hohen Helden ſchätzen Sie am höchſten?

Vor allen, antwortete Heinrich, dem die Frage galt, ſteht mir unbezweifelt Gottfried, der demüthig hohe Held, oben an, der gleich ſehr durch ſeinen Muth in der Schlacht und ſeine Frömmigkeit, wie durch ſeine ungewöhnliche Körperkraft ſich auszeichnete. Als die Fürſten ihn zum Könige des neugegründeten Reiches zu Jeruſalem erwählten, ließ er ſich zwar endlich die Wahl gefallen, nie aber hat er ſich anders als den Herzog Gottfried genannt, und nie hat das Zeichen der königlichen Würde ſein Haupt berühret, weil er ſich beharrlich weigerte, an der Stelle den Schmuck von Gold und Edelſteinen zu tragen, wo die Dornenkrone die Schläfen ſeines lieben Herrn und Heilandes verwundete.

Gewiß eine hohe Demuth in dem ritterlichen Helden! rief Leopold begeiſtert aus; aber nicht minder herrlich zeigt ſich dieſe in einer Geſchichte, die ich einmal von ihm las, und deren ich mich noch, nicht ohne tiefe Rührung, erinnere. Einſt kamen Fürſten von dem Gebirge von Samarien in das Lager der Chriſten,

und bezeigten nicht wenig ihre Verwunderung, als sie den Herzog so ganz ohne allen Schmuck trafen, wie er auf einem Strohsacke auf dem Boden da saß. Aber, entgegnete ihnen der fromme Held, einem sterblichen Manne müsse auch wohl in seinem Leben die Erde zum Sitze genügen, da sie nach dem Tode seine beständige Wohnung seyn werde.

Eben darum, sagte Heinrich, priesen ihn selbst die Feinde so hoch und nannten ihn würdig, über alle Länder und Völker der Erde zu herrschen.

Und könnten Sie uns nicht auch, fragte der Markese, eine Probe von seiner ausgezeichneten Körperstärke erzählen?

Auch deren, antwortete Heinrich, hat uns die Geschichte mehrere aufbewahrt. So kam einstmals ein tapferer Arabischer Emir, eigens in der Absicht einen Beweis seiner gepriesenen Stärke zu sehen, mit einem Kameele zu dem Herzog; und Gottfried schleuderte nicht bloß mit seinem Schlachtschwerdte auf einen einzigen Hieb mit großer Schnelligkeit den Kopf des Thieres auf die Erde nieder, sondern that eben

daſſelbe, auf Verlangen des Arabers, mit deſſen gekrümmten Säbel gleich leicht an einem andern Kameele; ſo daß der Emir, hoch erſtaunt über des Herzogs Stärke, demſelben köſtliche Geſchenke an Gold und Silber und ſchönen Arabiſchen Roſſen überreichte, und allenthalben verwundert erzählte, was er geſehen hatte.

Noch ſetzten ſie lange ihre Unterredung fort. Nichts aber ſteht der Religion näher als die Poeſie, und dieſe wird ſelbſt zu einer heiligen Dichtung, wo ſie die Thaten edler Glaubenshelden ſich zum Gegenſtande ihres Lobes erwählt hat. Und wie oft nicht gaben eben dieſe beyden Dichterwerke Clorinden Anlaß, hiervon überhaupt auf den Glauben jener Zeit, den ſie als den ihrigen betrachtete, zurück zu kommen.

Sie haben neulich, ſagte ſie bald nach jener Unterredung, mit ſolcher Begeiſterung von dem heldenmüthigen Gottfried und dem ritterlichen Richard geſprochen, und würden Sie nicht auch, wäre es möglich, daß die Zeiten des Kampfes wiederkehrten, freudig jenem

unter dem Schirme des allerheiligſten Kreuzes in den Kampf folgen, oder den Schaaren dieſes zueilen, wenn auch bey uns der Kampfesruf ertönte:

„Panier, Panier, wir ſehn dich wallen,
„Biſt König Richard Löwenherz!“

Gewiß, entgegnete Heinrich, ich würde nicht zurückbleiben, wo es den Kampf für den Glauben gälte.

Und doch ſcheinen Sie dieſem Glauben ſo abgeneigt, wandte ihm die junge Gräfin entgegen. Ich habe es Ihnen nie verborgen, fuhr ſie mit Innigkeit fort, wie ſehr ich Sie verehre; eben dieſe Theilnahme an Ihrer Perſon erweckt oft Unruhe in mir, ſie von dem Heile fern zu ſehen.

Laſſen Sie uns, erwiederte Heinrich, Conteſſa, uns nicht ſelbſt täuſchen. Eben weil ich Ihre Theilnahme und das Vertrauen, das Sie mir, als einem Fremden, geſchenkt haben, ſo hoch ſchätze, fühle ich mich um ſo mehr zu ungeheuchelter Aufrichtigkeit gegen Sie verbunden. Gottfried verehre ich ſo hoch, weil ich in ihm den wahrhaft frommen, demüthigen,

auch gegen den Feind milden und freundlichen Christenritter erkenne, der wirklich, als ein getreuer Kämpfer Gottes, bey allem, was er that, nicht den eigenen Ruhm, sondern die Ehre des Herrn suchte. Aber der Glaube, wie er ihn besaß, war auch zu seiner Zeit schon nur das Eigenthum eines sehr geringen Häufleins. Nicht alle zogen aus so reinem Antriebe zu dem Grabe des Herrn oder zeigten überall gleiche Tugenden. Einzig durch ihren Übermuth, ihre Ausgelassenheit, die Verwüstungen, welche überall ihre Bahn bezeichneten, kamen ganze Züge von vielen Hundertausenden um; selbst Peter, der Eremit, machte sich einige Male der schmählichsten Zaghaftigkeit schuldig. Besonders gab die Geistlichkeit häufig durch ihr unheiliges Leben Ärgerniß, so wie denn die beyden ersten Patriarchen von Jerusalem nach einander, um ihrer Unwürdigkeit willen, ihres hohen Amtes entsetzt wurden. Und daß wir uns doch, wenn wir nach dem Wesen des Glaubens forschen, nicht an Zufälligkeiten oder Äußerlichkeiten stoßen!

Was nennen Sie, fragte Clorinde, Äußerlichkeiten oder Zufälligkeiten?

Durch ein Beyspiel, antwortete Heinrich, möchten wir uns vielleicht am besten hierüber verständigen. So nenne ich eine Zufälligkeit, daß der Glaubende gerade ein Ritter ist, und wir würden sehr Unrecht thun, einer Zeit wie der unsrigen, den Glauben abzusprechen, weil das Ritterthum untergegangen und der Glaube nun auch, wo er erscheint, sich nicht mehr durch den Schmuck desselben verschönert zeigt. Aber ritterliche Sitte zu besitzen, bedarf es nicht ein Christ zu seyn. Denn erblicken wir den ritterlichen Sinn nicht auch in Clorinde, in dem edlen Nureddin, in seiner zarten Scheu vor weiblicher Tugend, in der Gewissenhaftigkeit, womit er seinem Worte treu bleibt, und ein Drittheil seiner Schätze der Familie des Mannes zutheilt, der darum dem wohlverdienten Tode nicht entgeht? Also das Ritterthum gehört nicht zum Wesen des Glaubens. Eben so ist es eine Äußerlichkeit, wenn ein Mensch, der an Christus glaubt, nun auch gleichsam zur Versinnlichung seines Glaubens meint eines äußerlichen Zeichens zu bedürfen, wie z. B. das des Kreuzes, und er nun mit diesem

Zeichen, wie die Kreuzfahrer, ſein Kleid ſchmückt, und unter demſelben ſich unbeſieglich achtet.

Sie zweifeln alſo an dem Heile des Kreuzes? fragte Clorinde erſchrocken.

Daß wir uns, erwiederte Heinrich, meine Verehrte, über den Ausdruck Kreuz recht verſtehen. Das Wort Kreuz hat die doppelte Bedeutung des Marter-Inſtrumentes und der Quaalen des an daſſelbe Angehefteten, und dann des höchſten Leidens überhaupt. Verſtehen Sie daher unter Kreuz den Verſöhnungstod, die Leiden des Herrn an dem Kreuze, ſo glaube ich ſo feſt, als irgend einer in der Welt, an das Heil des Kreuzes. Aber dem Holze des Kreuzes kann ich unmöglich eine andere Kraft beymeſſen, als jedem andern Holze; das Zeichen des Kreuzes iſt mir nicht mehr als das des Dreyeckes, des Quadrats oder des Kreiſes, ſo wie es etwas Zufälliges iſt, daß Chriſtus am Kreuze ſtarb und nicht durch das Schwerdt, und der Name Jeſus Chriſtus iſt ſelbſt nur eine Hindeutung auf ſeine Würde, als die eines von Gott geſalbten Befreyers.

Und regen ſich denn nicht auch in Ihnen

ſchon bey dem bloßen Halle des Namens unſeres theuerſten Erlöſers, bey dem Anblick des allerheiligſten Kreuzes, ganz andere Gefühle, als jeder andere Ton, jedes andere Zeichen zu erwecken vermag? fragte abermals in tiefer Angſt Clorinde.

Wie ſollte es das nicht? verſetzte Heinrich in hohem Gefühle; aber dieſe Kraft übt weder der Ton noch das Zeichen. O daß Sie hier mich recht verſtänden! Wäre der Heiland mit dem Schwerdte hingerichtet worden, oder hätte er Johannes geheißen, würde dann nicht das Zeichen des Schwerdtes oder dieſer Name dieſelben Wirkungen auf unſer Gemüth hervorbringen? Darum leugnete ich, daß der Name oder das Zeichen ſo mächtig walte; vielmehr die an die äußere Wahrnehmung in unſerm Innern geknüpften Erinnerungen ſind es. Ich kann das Zeichen nicht anſehen, den Namen nicht vernehmen, ohne daß ich in meiner Seele des hohen Heiles gedächte, das mir und allen Menſchen durch den herrlichen Gekreuzigten zu Theile ward. Dieſe Erinnerungen müſſen zuvor in mir ſeyn, dann vermag erſt das Zeichen

auf mich zu wirken, und auf ein Weſen, das derſelben unfähig wäre, wie dieß alle vernunft- oder gar lebloſen Dinge ſind, vermag es überhaupt gar nicht zu wirken. Es iſt darum ein Mißbrauch, den man mit dem Zeichen treibt, wenn man damit wie mit einem Zaubermittel, ſich gegen den nachtheiligen Einfluß ſolcher Weſen ſchirmen will; und glaubt man vollends mit dieſem Zeichen die Macht jedes andern Zaubers zernichten zu können, ſo erklärt man in der That damit nur, daß der Chriſtenzauber über allen Zauber mächtig ſey. Aber das achte ich länger nicht mehr für Glauben, ſondern für Aberglauben, und man giebt lieber dem Glauben, der an ſich des Zeichens, der Äußerlichkeit nicht bedarf, auch daſſelbe nicht, damit nicht in manchem getäuſchten Geiſte durch das Zeichen der Glaube in Aberglauben ſich verkehre.

Aber was bleibt Ihnen denn am Ende für Ihren Glauben noch übrig? fragte wieder Clorinde.

Eben das Weſen, den Glauben behalte ich, entgegnete Heinrich, den Frieden und die

Freude in Gott, die frohe Zuversicht zu ihm und das feste Vertrauen, daß ich, des Gefühles meiner eigenen Unwürdigkeit unerachtet, doch durch meinen theuern Heiland ihm versöhnt bin und weder Himmel noch Erde von seiner Liebe mich trennen können, daß von ihm nur alles kommt und zu ihm alles führt, daß alles, was nicht zu ihm führt, nur Wahn und Täuschung ist, und wenn ich nur fest an ihm halte, mir doch zuletzt Freude und Wehe zum Heile frommen muß. Und theilen Sie nicht auch, meine freundliche Gegnerin, diesen Glauben mit mir?

O, seufzte Clorinde, wer kann Ihnen in diesem Kampfe auch nur einen Fuß breit Raum abgewinnen? —

Ein ähnliches Ende nahm fast jede ihrer Unterredungen. Statt den geliebten Mann auf ihre Seite herüberzuziehen, schien es, als ob sie selbst jedes Mal etwas von ihrem Glauben verlöre. Dagegen hatte er auch einen mächtigen Verbündeten auf seiner Seite, ihre Liebe zu ihm, die sie jedes seiner Worte mit heißer Begeisterung aufnehmen ließ, und um so tiefer

drangen diese in ihr Innerstes, je mehr er sie mit Unbefangenheit und ohne Absicht aus innigster Überzeugung aussprach. Sein unbeugsamer Widerstand aber entflammte immer mehr ihre Liebe, und ihr hoher Geist würde die Schranken gänzlich durchbrochen haben, wäre er nicht durch frühe Erziehung, alle Reize und Schrecken einer pomphaften, auf ihr lebendiges Gemüth so wirksamen religiösen Verehrung und durch ihre ganze Lebensansicht, nur allzu fest in dieselben eingeengt gewesen. So ward in der That ihr Zustand höchst peinlich, und neben aller Gluth einer unerkannten, von jungfräulicher Scheu in ihrem Innersten geheimnißvoll bewahrten Liebe, begannen auch noch Zweifel in ihrem eigenen Glauben sie zu ängstigen und wie oft nicht schuldigte sie sich selbst an, daß sie bloß darum umsonst nach dem Siege ringe, weil ihr Glaube in ihr nicht so recht fest und ohne Wanken sey.

Eilftes Kapitel.

Während Friedberg in einer so wunderſamen, reizenden Verbindung mit der jungen Gräfin ſtand, war nicht minder ſonderbar ſein Verhältniß zu dem Baron, das zwiſchen groſſer Innigkeit und froſtiger Kälte wechſelte. Zwar Heinrich blieb ſich ſelbſt immer gleich, fortdauernd zeigte er dieſelbe Treue und Zutraulichkeit gegen ſeinen Freund, als deſſen Braut er Elorinden betrachtete, nach deren Beſitz nie auch der fernſte Wunſch in ſeiner Seele aufgeſtiegen war. Wenn Leopold dieſe ſtille Treue, die ſtets gleiche Unbefangenheit Heinrichs anſah, ſo ſagte er oft zu ſich ſelbſt: O er iſt doch beſſer als du; du würdeſt an ſeiner Stelle ſo feſt nicht ſtehen, und wer könnte es ihm am Ende auch verargen, wenn die herrlichſte von allen Frauen in ihm Liebe entzündete? Du am allerwenigſten, der du ihn faſt gewaltſam in ihre Nähe zogſt. — Aber wenn er dann wieder die groſſe Hinneigung Elorindens zu ſeinem Freunde beobachtete, die auf keine Weiſe der

Schärfe ſeines eiferſüchtigen Auges entging, ſo wie ihr Bemühen, dieſen immer mehr zu ſich hinzuziehen, ihn ſelbſt aber fern zu halten, ſo war er oft des Unmuthes und der Mißgunſt nicht mächtig, die allzu gewaltig ſein von Liebe krankes Herz folterten. Welch herbes Geſchick! rief er dann bey ſich ſelbſt aus; dieſem reicht ſie freywillig in himmliſcher Huld die Gaben dar, die ſie meinem innigſten Flehen, meinem treuſten Dienſte unerbittlich verſagt, und dieſer geblendete Sohn des blinden Glückes merkt kaum nur alle die Huld, welche ihm widerfährt. — Selbſt um dieſer ſeiner Unbefangenheit willen konnte er dann einen rechten Grimm gegen ſeinen Freund faſſen, bis er wieder in voller Innigkeit an deſſen Bruſt ſank.

Um ſo ungeſtörter dauerte indeſſen die innigſte Verbindung zwiſchen Heinrich und Füllemann fort. Er hatte in dem Hauſe des Bankiers nach und nach manchen vortrefflichen jungen Künſtler kennen lernen, und da er ſo ziemlich das Studium der Alterthümer beſeitigt hatte, ſo blieb ihm um ſo mehr Muße, in Geſellſchaft Füllemanns und ſeiner neuen Freun-

de, in dieſer Zeit, in der die Feſte ſich immer mehr drängten, täglich die Kirchen zu beſuchen und in das Getümmel des regſten Lebens hinab zu tauchen, um den Character des Volkes zu beobachten. Und zu wie mancher anziehenden Beobachtung gab es nicht Gelegenheit. Landleute aus Calabrien fingen allmälig an, ſich in kleinen Banden einzufinden, und mit ihrer andächtigen Muſik den Marienbildern ihre Verehrung zu bezeigen. Mit dem Geburtsfeſte des Heilandes ſelbſt eröffnete ſich dem Volke in den Kirchen manch ergötzliches Schauſpiel, und in großer Demuth neigten ſich die Andächtigen vor dem Jeſuskinde in der heiligen Krippe und legten, nach ihren Mitteln, ihre Scherflein, Geld oder ſonſtige Gaben, vor demſelben nieder. Auch in ihren Häuſern oder auf den Dächern ſtellten fromme Leute ihr Präſepium auf, in deſſen Pracht einer den andern zu übertreffen ſuchte, und hier ſo wenig als in den Kirchen fehlte um die Krippe die herkömmliche Umgebung von Hirten, von Ochſen, Schafen und Eſeln. Unſre Deutſchen Landsleute, welche zum Theil in ihren proteſtantiſchen Städ-

ten nur in dem heiligſten Ernſte und in freundlich ſtiller Rührung dies hohe Feſt zu begehen gewohnt waren, ſtaunten nicht wenig über die ſinnlich lebendige Freude, welche hier überall der Andacht ſich beygeſellte.

Um dieſe Zeit war es, daß eines Tages Heinrich in der Frühe des Morgens mit einem jungen Mahler eine Kirche beſuchte. Noch hörte man erſt das leiſe Flüſtern weniger Andächtigen, die, auf ihre Kniee hingeſunken, jeder unbekümmert um die andern, in der Stille ihr Gebet verrichteten. Die beyden Deutſchen waren vor einem Gemählde ſtehen geblieben, das in dem ſpärlichen Lichte weniger fernen Kerzen einen gar eigenen Eindruck hervorbrachte. Nicht ferne von ihnen führte eine halb geöffnete Thür in eine Seiten-Kapelle der Kirche, in die aber unſern Freunden von ihrem Standpunkte aus der Blick verſagt war. Während ſie nun in ſtiller Beſchauung vor dem Bilde ſtanden, war es ihnen, als ob aus der Kapelle verworrene Laute immer mehr zu deutlicher Rede ſich entwickelten. Es waren die halblauten Worte einer wohlklingenden weiblichen

Stimme, dazwiſchen der Hall tieferer männlichen Töne. Man konnte nur wenige Laute deutlich verſtehen, aber aus dem, was beyde verſtanden, brachten ſie ungefähr folgende Wechſelrede zuſammen:

Ich zittere immer mehr vor den Folgen einer Liebe, aus der ich euch bisher, mein hochwürdiger Vater, ein Geheimniß machte; ich habe —

Meine Tochter, Gott iſt reich an Gnade; glühend wallt der Jugend Blut; die Kirche giebt Buße und Verzeihung; die Verborgenheit verdeckt vor der Welt verbotener Liebe Frucht.

O verſteht mich recht; ich weiß nicht, was ihr wollt! Eben dem Manne habe ich meine Liebe geſchenkt, der nicht unſerm heiligen Glauben angehört.

Ja, das iſt ein ſchweres Vergehen, Tochter! Tochter! das bringt die Seele dem ewigen Verderben nahe; dieſe Sünde iſt ſchwer zu büßen im Himmel und auf Erden.

Und giebt es keine Buße, keine Sühnung mir Verzweifelnden?

Daß um ſo mehr du ihn bekehreſt zu dem Glauben unſrer allein ſelig —

Das nahe Rauſchen einiger Vorübergehenden verwiſchte die fernen leiſen Töne. Es war offenbar das Bekenntniß einer Beichtenden vor ihrem Beichtvater. Heinrich ſtand, wie angefeſſelt. Er lauſchte und lauſchte, weniger auf den Sinn der Rede, als auf die Stimmen ſelbſt achtend; die weibliche ſchien ihm bekannt, die männliche nicht fremd; es ward ihm immer klarer: es war Clorindens, es war des Mönches Stimme, und er ſelbſt war der Mann, den ſie zu dem Glauben ihrer Kirche bekehren ſollte. Alſo ſie liebte ihn? Er wagte es kaum zu denken. Anſelmo war mit in dem Geheimniſſe? Das hohe, ſtolze Weib war nur das Werkzeug in der Hand des ſchlauen Mönches? Ein Entſetzen faßte ihn bey dem Gedanken. Er verbarg vor ſeinem Begleiter, was in ſeinem Innern vorging; deſto weniger verſchwieg er ſeinem Freunde Füllemann, was für ein wichtiges Geheimniß ihm der Zufall verrathen hatte. O, rief dieſer in vollem Grimme aus, iſt mir doch lange der Mönch ſchon vorgekom-

men, als ob er wie der Satan herum ſchleiche, eine unvorſichtige Seele zu erhaſchen! Aber daß die ſtolze Clorinde ſo ſich ſollte hingeben? Doch ſie liebt ja — nun iſt mir alles klar; alle ſind im Bunde, auch Leopold nicht ausgenommen, aber alles iſt ganz anders abgelaufen, als ſie es bezweckten. Es iſt eine ſchlimme Sache; ich kenne die ganze Heftigkeit in dem Character dieſes Volkes, und es thut noth, daß wir uns vorſichtig wahren.

Beyde Freunde waren darüber einverſtanden: mit Gewalt durfte man ein Verhältniß nicht abbrechen, das einmal einen ſolchen Grad von Innigkeit gewonnen hatte; eben ſo wenig durfte man es merken laſſen, wie man die geheimen Plane des Mönches durchſchaut habe. Nach und nach ſollte Heinrich zurücktreten, auf einer Reiſe, die Füßlemann faſt jedes Jahr mit Anfang des Frühlings zu machen pflegte, ſeinen Freund begleiten, und damit ganz von Leopold und der gräflichen Familie ſich losziehen.

Heinrich that es bey ſeinem geraden, offenen Sinne wehe, auch von ferne nur Ver-

ſtellung anwenden zu müſſen. Nicht ohne tiefes Mitleid ſah er Clorinden an, er beſuchte ſie ſeltener, ſeine Beſuche waren kürzer, aber die gewohnte Unbefangenheit begleitete ihn nicht länger zu ihr. In ſo mancher innigen Mahnung, ſo mancher ermunternden Zurede, die er früher, als die Ergießung eines frommen, gläubigen Herzens, nicht ohne Rührung aufgenommen, hörte er jetzt nur die Liſt des Paters; er wandte weniger dagegen ein, und ſuchte nur abzulehnen. Aber in deſto reicherem Erguſſe ſtrömten die feurigſten Worte von Clorindens Lippen. Dem Blicke der Liebenden war die ſchnelle Veränderung in dem Benehmen des Geliebten nicht entgangen. Sie maß dieſe ihrem eigenen feurigen Eifer bey, wozu der Pater ſie entflammt hatte, und hoffte nun auch den letzten Widerſtand zu überwältigen. In des Freundes unverkennbarer Befangenheit, die auch Leopold aufzufallen anfing und die dieſer nicht ohne große Eiferſucht anſah, erblickte ſie die Zaghaftigkeit einer Liebe, die ſich nicht zu äußern wagt, ja den edlen Kampf des geliebten Mannes mit ſich ſelbſt, ſeine Liebe der des

Freundes zu opfern. Alle Gefühle wurden in ihr durch die Hoffnung, sich endlich des Zieles ihrer heißesten Wünsche zu bemächtigen, bis zu einer unnatürlichen Gluth entflammt. Auch Anselmo hoffte das Beste nach den Mittheilungen der jungen Gräfin, die ihn wie einen Heiligen anbetete und jedes Geheimniß ihres stolzen Herzens, als eine demuthvolle Magd, vor dem Priester des Herrn aufgeschlossen hatte. In dem Hause der alten Gräfin redete man schon davon, welche Anstalten zu treffen seyen, den Übertritt des schwer zu besiegenden Jünglings recht feyerlich und erhebend zu machen. Heinrich und Füllemann von der andern Seite sahen froh ihrer nahen Abreise entgegen. Jeder hoffte für sich von der immer steigenden Verschlingung der Verhältnisse die freudigste Lösung, als mit einem Male eine schnelle und unerwartete Katastrophe Ereignisse herbeyführte, welche die Hoffnungen aller zernichteten, und die von allen auch nicht Einer geahnet hatte.

Drittes Buch.

Wenn wir gerichtet werden, ſo werden wir von dem Herrn gerechtfertigt, auf daß wir nicht ſamt der Welt verdammet werden.

1 Cor. 11, 31. 32.

Erſtes Kapitel.

Füllemann pflegte vor ſeiner Abreiſe jedes Jahr ſeine Deutſchen Freunde zu einem frohen Mahle um ſich zu verſammeln, und reiſete dann um ſo vergnügter ab, begleitet von den herzlichen Wünſchen aller, wenn er noch zuvor von der dauernden Liebe ſeiner Theuern ſich überzeugt hatte. Dieſes Mal beſonders verſprach er ſich ein frohes Feſt, da er nur eine minder zahlreiche Geſellſchaft, lauter junge, lebendige, geiſtreiche Männer — Leopold befand ſich nicht darunter — eingeladen hatte.

Es war ein lieblicher Tag, warm und heiter, wie bey uns die erſten linden Frühlings-

tage zu seyn pflegen. Die Gesellschaft versammelte sich in dem Garten in der großen Laube, die jetzt ein gar buntes Ansehen gewährte, indem das an derselben hinanrankende Gesträuch theils unter diesem milden Himmel den Winter hindurch die dunkeln Blätter nicht verloren, theils schon wieder kleine helle Blättchen und röthliche Knospen gewonnen hatte, dazwischen auch manche weiße Blüthe durchschimmerte. Innen an der Laubwand hin hatte der Herr des Hauses einen Kreis von blühenden Orangen-Bäumen in ihren Kasten hinsetzen lassen, welche wie mit einem duftenden Kranze die Gesellschaft einschlossen, die froh um den runden Tisch sich niedergelassen hatte. Alles verkündete die Fülle des wohlbeglückten Hauses. Auf dem Tuche von blendend weißem Damaste dufteten die köstlich zubereiteten Speisen von silbernen Platten. Dazwischen standen durchbrochene Körbe, angefüllt mit Hyacinthen, Tulpen Narzissen und andern Blumen, wie sie der Frühling bringt, da die Rosen und Lilien noch nicht blüheten; und in den Flaschen von reinem Krystall leuchtete der goldhelle Wein vom Rhei-

ne. Das grüne Laubdach wölbte sich über die Gäste und von oben blickte freundlich der heitere, unumwölkte Himmel herein. Statt einer lästigen Dienerschaft bedienten die drey ältern Töchter des Hauses die willkommenen Freunde, und es war, als ob die Genien der Freude selbst hereinschwebten, wenn die holden Geschöpfe in dem einfachen silberweißen Gewande die freundlichen Köpfchen, von den blonden Locken umflossen, hinter dem dunklen Laube der Orangen hervortauchten. Heiterkeit lösete alle Herzen, und frohe Scherze begegneten sich in dem anmuthigsten Spiele. Auch der alte Graf von G., der einzige aus der Gesellschaft, dessen Haar das Alter schon gebleicht hatte, schien wieder sich zu verjüngen unter den muntern Tischgenossen, und vollends erreichte die Lust ihre höchste Blüthe, als mit dem Nachtische auch die Mutter mit ihren jüngern Kindern hereintrat. Die Mädchen brachten dem alten Grafen einen zierlichen Strauß, ohne den er fast nie war und den sie ihm mit grosser Anmuth an die Brust hefteten. Und da sein Nachbar, der freundliche Ferdinand, ein junger Mahler,

ihm bemerkte: nun thue er es ja dem Frühlinge selbst zuvor an blühendem Schmucke; so rief er, scheinbar erzürnt, vergnügt aus: spotte nur, du junge Welt, der noch der Frühling auf den Wangen blüht; uns alten Leuten aber, denen alle Blumen verwelkt sind, ziemt es, mit einem Strauße uns zu schmücken, damit wir wenigstens etwas blühendes, wenn nicht mehr in uns, doch an uns tragen! — Die beyden goldgelockten Knaben aber hatten bald mit den freundlichen Gästen Bekanntschaft gemacht, und wie sie nun auf deren Schooße sich wohlbehaglich schaukeln ließen oder jauchzend von Arm zu Arm im Kreise herumhüpften, hier eine Süßigkeit, dort eine köstliche Frucht naschend, oder mit einem andern aus dem krystallhellen Becher nippend, schlau den Blick auf den Vater hingewendet, ob er es auch erlaube: da war es, als ob kleine Liebesgötter selbst mit ihrem Scherze und ihren anmuthigen Gebährden das Fest noch verschönerten. Alle trennten sich gegen den Abend; so recht in dem Vollgefühle der Beseligung, wie es nur an wenigen glücklichen Tagen uns zu Theil wird, an denen wir die

Freude in ihrer ganzen Fülle, aber auch in ihrer ganzen Reinheit genossen haben.

Heinrich trat frohen Muthes in den langen Corso hinein. Durch die Freude des Tages und den Wein, den alle reichlicher als gewöhnlich genossen hatten, waren alle seine Gefühle zu ungewöhnlicher Lebendigkeit erhöht. Da zog das Klingeln musikalischer Instrumente seinen Blick auf einen Trupp müßiger Leute, die um einen Menschen in wunderlich bunter Tracht einen Kreis geschlossen hatten. Heinrich trat näher, der Kreis öffnete sich, und frey stand die seltsame Gestalt vor seinem Blicke da. Ein Hut mit breitem Rande, von dem grüne Bänder flatterten, umschattete das gelbbraune Gesicht eines schon ältlichen Mannes. Den Hut schmückte ein Busch von rothen Federn, zwischen denen kleine Glöckchen angebracht waren, die bey der geringsten Bewegung klingelten. Eine Zither hing über seiner Brust herab, und unter seinem Kinne war eine Panflöte angebracht. Und jeder Blick schien ein neues musikalisches Instrument zu entdecken. Denn auch von der Zither hing an einem Bande ein Tri-

angel herab, der um einen eisernen Stab spielte, welcher an dem rechten Schenkel befestigt war. Innen an den Knieen waren zwey Deckel angebracht, und damit der Rücken nicht allein leer ausgehe, so hing auf demselben eine große Trommel, die zu rühren an dem linken Ellenbogen ein Klöppel festgebunden war. Und nun setzte sich die Gestalt in Positur; der zugespitzte Mund lief über den Öffnungen der Röhren der Flöte hin, und während Knie, Arme, Hände und Schenkel sich wechselnd rührten, so erhob sich eine Türkische Musik, die hervorzubringen sonst wenigstens vier bis sechs Personen erforderlich sind. Die Flöte und die Zither tönten ohne Unterbrechung fort; dazwischen rasselten, wie es die Melodie erforderte, die Schellen von dem Hute, klang der Triangel, spielten die Deckel und tönte mit dumpferem Schalle die Trommel; und zwey Knaben, von denen der eine dem Vater zur Rechten, der andere zur Linken stand, begleiteten denselben, jener mit einer Art Pfeife, dieser mit einer Rohrflöte. Alle Umstehende bezeigten mit den lebhaftesten Gebehrden ihre Ver-

wunderung, und Heinrich selbst war nicht wenig erstaunt über die sehr harmonische, gar nicht unangenehme Musik, welche diese Leute mit so schlechten Instrumenten hervorbrachten. Aber der Mann selbst schien von der großen Anstrengung sehr erschöpft, und bey der Fröhlichkeit aller andern fiel um so mehr ein Zug von tiefer Trauer in seinem Gesichte auf. Jetzt hatte er geendet. Er reichte seinen Hut den Umstehenden zu einer Gabe hin, welche wenige Worte, von dem Klingeln des Federbusches unterstützt, erheischten. Heinrich war noch so durchdrungen von dem Vollgefühle der Freude, auch diesem Mann wollte er einen frohen Tag bereiten; er warf ihm zwey Kronen in den hingehaltenen Hut, worüber das trübe Gesicht des Mannes sich sichtbar erheiterte, und gerührt wollte er dem freygebigen Fremden die Hand küssen.

In diesem Augenblicke zogen die Töne eines feyerlich dumpfen Gesanges die Blicke unseres Freundes rückwärts. Es war ein Leichengesang. Ein ernster Zug schritt in abgemessenen, langsamen Schritten durch das lebendige

Getümmel; alle Laute der Freude verſtummten; es war, als ob die Stille dem Zuge den Weg bahne. Voran wurde ein hohes ſchwarzes Kreuz getragen; es folgten die düſtern Geſtalten einer Brüderſchaft in weiten ſchleppenden ſchwarzen Gewändern und mit vermummten Geſichte, deſſen Augen allein, wie aus den tiefen Höhlungen eines Todtenkopfes, aus der Hülle hervorſahen. Ähnliche Geſtalten ſchritten hinter der Bahre nach, von denen jede ein brennendes Licht trug, und bald ernſt ihren Spruch für ſich hermurmelte, bald mit den andern ihre Stimme zu einem eintönigen Todtengeſange vereinte. Nun war die Bahre ſelbſt, mit Gold und den bunteſten Farben verziert, unter der finſtern Begleitung näher gekommen. Offen lag die Leiche da, ein ſchöner Jüngling, von deſſen Wangen ſogar der Tod den roſigen Hauch nicht ſchien ganz weggeweht zu haben. Ein purpurnes Tuch war über denſelben hingebreitet, welches Kränze von weißen Blumen ſchmückten. Mit einem wehmüthigen Blicke ſah Heinrich in das bleiche Angeſicht; erſchrokken bebte er zurück, er erkannte den Jüng-

ling; es war Ciani, ein junger Römiſcher Muſiker, den er öfter bey Füllemann geſehen und der ſtets durch ſeine friſche Lebensluſt ſich ausgezeichnet hatte. So haſt du denn, rief er bey ſich ſelbſt aus, ſo frühe ausgelebt, du lebensfroher Zecher! Und wie es oft zu geſchehen pflegt, daß nach der höchſten Freude uns die tiefſte Trauer befällt, ſo folgte Heinrich ſtill und in ſich gekehrt dem Zuge nach der Kirche. Ein Modergeruch wehte den Eintretenden entgegen. Die Begleitung entfernte ſich, nachdem ſie die Leiche in die Hände der Verwandten des Verſtorbenen gegeben hatte. Dieſe legten ſie aus der bunt verzierten Bahre in einen von ſchlechten Brettern zuſammen gefügten Kaſten, und ließen ſie an Seilen in das Todtengewölbe hinab.

Mit Schauder ſahe Heinrich dem ganzen Vorgange zu. O welche freundlichere Sitte, dachte er, iſt es doch, dem Todten unter dem freyen Himmel, in einem offenen Raume, ſeine Ruheſtätte anzuweiſen! Dieſes irdiſche Gewand, welches wir mit uns tragen, iſt nach allen unſern Begriffen ſo gleichbedeutend mit der Er-

de, daß wir demſelben auch in dieſer, wenn der unſterbliche Geiſt es von ſich abgeſtreift hat, am liebſten ſeine Stelle anweiſen, damit der Staub mit dem Staube ſich miſche. Und es iſt ein tröſtlicher Gedanke, alle die Lebensmüden zuſammen ruhend zu wiſſen in ungeſtörtem Schlummer, während Lilien und Roſen über ihrem Grabhügel blühen. Aber thut es mir ſchon wehe, ein geliebtes Weſen in ein Schlafgemach niederzuſetzen, deſſen Thür ſich mir für dieſes Leben nie wieder aufſchließt: ſo wäre es mir ſchrecklich, eine liebe todte Geſtalt, wenn auch entſeelt, doch noch das ganze, unzerſtörte Bild des Lebenden, unter Todtengebeine und halb verweſete Leichen, deren Moderhauch herauf dampft, wie in die Höhle der Zernichtung hinabzulaſſen.

Manche ernſte und dunkle Erinnerungen gingen ſeinen Sinnen vorüber. Auch er hatte ſo manches theure Weſen beweint, Schweſtern und Brüder waren vor ihm heimgegangen, und allein noch ſtand er, als der letzte ſeines Stammes, neben ſeinem alten Vater da. Und er gedachte des Greiſes: ob er noch lebe und

vielleicht eben jetzt sehnend des fernen Sohnes gedenke?

Dabey trat ihm das Verhältniß, in dem er zu Clorinden stand, vor die Seele, und wie uns, was wir lange als etwas Unschuldiges mit ruhigem Blicke, ja mit Wohlgefallen ansehen, oft mit einem Male ganz anders und in dem widerlichsten Lichte erscheinen kann: so begriff er selbst in diesem Augenblicke nicht, wie er ein Verhältniß mit der schönen stolzen Römerin hatte eingehen können, bey dem er nothwendig den Schein gewinnen mußte, als ob ihn ein tieferes Interesse, als der Reiz der Unterhaltung, an sie fessle; und wie er nun vollends, als er sah, daß die Netze der mönchischen List ihn dennoch unsichtbar umstrickt hielten, selbst auch der List den Trug entgegen zu setzen vermochte. Denn Trug war es ja eigentlich, ein Verhältniß bloß äußerlich zum Scheine noch zu bewahren, das er in seinem Innern schon aufgegeben hatte. Sein Weg hatte ihn unabsichtlich dem gräflichen Pallaste nahe geführt; er beschloß, ohne Zaudern mit dem letz-

ten Beſuche auf immer von den beyden Bewohnerinnen deſſelben ſich loszuſagen.

Er trat in den Pallaſt hinein. Ein Diener ſagte ihm, die Gräfin ſey ausgefahren; nach Clorinden wollte er nicht fragen, am wenigſten nochmals mit ihr allein zuſammen treffen. Er wandte ſich um. Die Abendſonne, welche eben ihrem Untergange nahe war, ſchien ſo mild und freundlich auf die blinkenden Stäbe des Gitterthores, das in den Garten führte; unwillkürlich trat er hinein. In tiefem Sinnen in ſich ſelbſt verſunken, wandelte er durch die Laubgänge, als ihn plötzlich der Laut einer nahen Stimme aus ſeinen Träumen aufſtörte. Die, welche er hatte meiden wollen, ſtand vor ihm; ohne ſie zu bemerken, wäre er faſt an ſie geſtoßen. Nun, ſagte ſie, das heiße ich doch über den eigenen Träumen den lieblichen Abend und die Freundin und die ganze Welt vergeſſen. Sie lud ihn ein, ſich auf den Sitz, von welchem ſie ſich erhoben hatte, neben ihr niederzulaſſen. Mechaniſch gehorchte er ihrer Einladung. Sie leitete das Geſpräch auf ihre Dichter, die ihr ſo oft ſchon den Über-

gang auf andere Gegenſtände dargeboten hatten. Daß ich es Ihnen nur geſtehe, ſagte ſie, ſogleich im Anfange hat Bertha's Geſchichte mich vorzüglich ergriffen; ich bildete mir ein, auch über meinen ſtolzen, hochſinnigen Nureddin durch Demuth, Geduld und Ausdauer endlich den Sieg zu erringen.

Eine tiefe Beängſtigung ergriff unſern Freund. Nun, da er ſich auf immer losſagen will, glaubt ſie ihrem Ziele ſich nahe! Wodurch hatte er ſie zu ſolcher Erwartung berechtigt? Sie ſprach in Feuer fort, er in tiefer Selbſtbetrachtung vernimmt kaum ihre Rede; kaum entgegnet er ihren Worten, die immer unverhohlener des Herzens Sinn und Wünſche verriethen. Sie hatte ſich nahe an ihn hingebeugt, ihre Wangen berührten faſt die ſeinigen, ihre Hand hatte ſich vertraulich auf die ſeinige gelegt. Aber er fühlt nicht die warme weiche Hand, nicht die Gluth ihrer Wangen, nicht den Hauch ihres Mundes, der ſo nahe dem ſeinigen begegnete. Tief durchſchauderte ihn der Gedanke: du ſollſt für irdiſche Liebe das Heil deiner Seele verkaufen! Sie aber hielt ſein

Verſtummen für die Zaghaftigkeit ſcheuer Liebe, die ſich nicht kund zu geben wagt; auch ſein letztes Widerſtreben wähnt ſie überwältigt; und ſelbſt feſſelte ſie nun länger nicht den Drang des eignen Herzens. Nun ich dich deinem Gotte gewonnen habe, rief ſie in aller Innigkeit der feurigſten Leidenſchaft aus, ſollſt du auch ewig mir gehören! Ja, du zaghafter Deutſcher, weil denn du es nicht geſtehſt, will ich es dir bekennen: Clorinde liebt dich, wie du ſie liebeſt, und keine Rückſicht, kein Verhältniß der Erde ſoll den Bund unſrer Liebe trennen.

Ihre Arme umſchlangen ſeinen Nacken, ihr heißer Mund nahte ſeinen Lippen.

Heinrich ſprang auf, voll Entſetzen entwand er ſich ihrer Umarmung. O Clorinde, rief er aus, täuſchen Sie ſich nicht ſelbſt; entweihen Sie Ihre ſchönen Lippen nicht mit Bekehrungsſprüchen, die des Mönches heuchelndem Munde beſſer anſtehen. Gekommen bin ich, Abſchied von Ihnen zu nehmen, und ſo leben Sie denn wohl auf ewig.

Aber der Pater, dem dieſe Worte galten, hatte, ohne ſelbſt bemerkt zu ſeyn, ihre ganze

Unterredung angehört. Während Clorinde mit Wärme und Innigkeit ſprach, war er her angeſchlichen. Ein Gebüſch verbarg ihn, hinter welchem in dem herauf dunkelnden Dämmerlichte die lange hagere Geſtalt in ihrer weiſſen Ordenstracht, wie ein Geſpenſt der Nacht, regungslos da ſtand. Nur ſein Kopf nickte zuweilen billigend bey Clorindens feuriger Bekehrungsrede, die ſie bey ihm gelernt hatte. Auch er hoffte bey des Deutſchen geringer Widerrede auf das endliche Gelingen; wie von einem heiligen Zufalle herbeygeführt, wollte er eben hervortreten, um den Sieg aus dem ſchönen Munde der Gläubigen ſogleich auch mit der Weihe der Kirche zu beſiegeln; da traf ſein Innerſtes das ſchneidende Wort: des Mönches heuchelnder Mund; leiſe, wie er genaht, war er wieder fortgeſchlichen, um ſich nicht ſelbſt als Zeugen der Niederlage ſeiner ſchönen Verbündeten kund zu geben.

Während aber Heinrich durch den Hauptgang des Gartens davon eilte, kam ihm Leopold entgegen. In dieſem Augenblicke war es ihm nicht möglich, ſeinem Freunde zu begegnen;

verbergen konnte er nicht den gewaltigen Sturm in seinem Innern, Leopold aber hatte sein Vertrauen längst verloren; und würde er ihn verstanden haben, wenn er sich ihm mittheilte? Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er einen Menschen mied; er wandte sich in einen Seitenweg, und indem er nun wieder aus dem Dunkel des Gebüsches in den Hauptgang einlenkte, stand mit dräuend aufgehobener Rechte und mit funkelndem Blicke, im Mondscheine der Mönch vor ihm, und schauerlich tönte ihm dessen Zuruf entgegen: So hast du denn gelästert das Heilige und mit verstocktem Herzen der Mutter Kirche letzten milden Mahnungsruf von dir gestoßen; deß bin ich, ihr geweiheter Diener, dir Bürge, daß du in des Todes Angst und Ringen ohne ihren Trost wirst verzweifeln müssen!

Ein unaussprechliches Entsetzen faßte den Jüngling; nicht Schrecken war es vor des Priesters Drohung, denn den Trost Gottes trug er im Herzen und bedurfte dessen Trost nicht, sondern vor des Mönches Gestalt und höhnisch verdammendem Lächeln und Weheruf. Wie

ein geſcheuchtes Wild eilte er zum Garten hinaus, zugleich entfliehend einer ſchönen Feindin, einem ungetreuen Freunde und einem Fluch dräuenden Mönche, und damit in der Einen Stunde alles Widerliche ihn bedrängen ſollte, trat auch mit freundlichem Grüßen auf dem erleuchteten Hofraume der geſchmeidige Abbate an ihm vorüber. Mit ſchnellen Schritten floh er nach ſeiner ſtillen Warte, und ſo ließ dieſer Tag, der ſo heiter begonnen, dumpfe Trauertöne in ſeiner Seele zurück, und von wie unſäglichen Qualen mehr würde ſein Herz gefoltert worden ſeyn, hätte er gewußt um den Fall und die Untreue des Freundes, welche nun unter der Hülle der Nacht vorgehen ſollte.

Zweytes Kapitel.

Wie von einem plötzlichen Donnerſchlage getroffen, ſaß Clorinde lange ſtumm und bewegungslos da; alle ihre Gedanken ſchwiegen, ihre Pulſe ſtockten, das Blut in ihren Adern

ſchien zu kaltem Eiſe erſtarren zu wollen. Als ihre Beſinnung wieder zurückkehrte, war der Geliebte verſchwunden, der Sieg verloren, den ſie ihrem Glauben ſchon wähnte bereitet zu haben. Sie war aus dem Himmel in die Tiefe des Abgrunds hinabgeſunken. Wie ein empörtes Meer wogte es in ihr, das kalte Eis löſte ſich in Feuerflammen auf. Zu lieben, umſonſt zu lieben, ihre Liebe zu geſtehen, ſich verſchmäht, herabgewürdigt zu ſehen — ſie trug den Gedanken nicht. Sie glaubte ein Werk von hohem Verdienſte zu vollbringen; endlich war es ihr gelungen, über den eigenen Stolz obzuſiegen, und ſie fühlte ſich ſo groß in dem Bewußtſeyn, dem Geliebten allein zu leben, alles für ihn hinzugeben, allen glänzenden Planen und Hoffnungen zu entſagen, um ihm, dem Einen, dem ſie die ewige Seligkeit errungen, auch mit aller Anmuth irdiſcher Freude das Leben zu verſchönern. Das alles ſollte nur ein leerer Traum geweſen ſeyn, nun zerronnen bey dem ſchrecklichen Erwachen? — Und er mit ſeinem klaren Verſtande, der ſonſt ſo richtig beobachtete, ſollte nur die Regungen

einer Liebe, die sie ihm so wenig verbarg, nicht bemerkt haben? Diese offenbare Zaghaftigkeit, diese Befangenheit, die er zuletzt so unverkennbar verrieth, wäre also List, Verstellung gewesen? Er wollte ihr nur ihr Geheimniß ganz entlocken, ihr das Geständniß ihrer Liebe abgewinnen, damit der Stolze eines noch vollkommnern Sieges sich erfreuen könne? Er sollte sich rühmen, zugleich die Kirche gehöhnt und deren reizende Tochter verschmäht zu haben? — Es war ihr, als ob die Bäume um sie her, der Boden, der unter ihren Füßen rauschte, die Sterne an dem Himmelsbogen ihr Hohn lachten. Die Welt war ihr zu enge, die sie mit ihm zugleich umschloß. Ihre eben noch so glühende Liebe wandelte sich in den fürchterlichsten Haß um. Verzweifelnd rang sie die Hände, wild flogen ihre Locken, die in der heftigen Bewegung sich gelöset hatten, um ihr glühendes Gesicht; wie von den Furien gejagt, eilte sie durch die Gänge des Gartens hin, bis sie endlich ermattet auf eine Bank in einer finstern Laube niedersank.

Leopold, welcher außen in dem Pallast ver-

nommen, daß Clorinde mit dem Fremden ſich in dem Garten befinde und den des Freundes Haſt und Ausweichen gleich befremdete, hatte indeſſen die Gräfin aufgeſucht, hatte öfter von ferne ihr Rauſchen gehört, und über die breiten, vom Mondſchein erhellten Wege einen dunklen Schatten hinſchweben ſehen. Lange war er ihr von ferne gefolgt, endlich hatte er ſie verloren. Unmuthig warf er in einer dunklen Laube auf eine Bank ſich nieder, und verſtrickt in dem Gewinde eigener Gedanken, ſaßen lange in Nacht und Schweigen die beyden Geſtalten ſtumm neben einander, ohne zu wiſſen, daß ſie Einen Sitz mit einander theilten. Endlich ſprang Leopold im Unmuthe auf. Wohin biſt du mir geflohen, du holdes Wild? rief er, und ſtreifte bey dieſem Rufe an die an, die er in der Ferne ſuchte. Erſchrocken, mit einem Schrey, fuhr Clorinde aus ihrer Betäubung auf. Sie hier, Conteſſa? fragte er betroffen, und ihr war, als ob ſie in ſeiner Nähe mit Einem Male die Löſung ihres tiefſten Sinnens gefunden hätte. Der Baron hatte ſie mit ſeiner Liebe ſo oft verfolgt, aber ſie hatte

ihn nicht ganz von ſich gewieſen, um mit ihm nicht auch ſeinen Freund zu verſcheuchen. Nun lebte ſie allein ihrer Rache noch, dieſe ſollte ihr Leopold gewähren und müßte ſie dieſelbe auch mit dem Preiſe ihrer eigenen Perſon erkaufen.

Leopold hatte ſich indeſſen ermuthigt. Hier in der Nacht ſo allein mit dem ſchönen Weibe? Dieſe Stunde ſollte über das Schickſal ſeines Daſeyns entſcheiden. Auf die Kniee ſank er vor ihr in dem Eingange der Laube nieder. Nein, rief er, von dieſer Stelle will ich nicht weichen, vor dir hingeſunken harren, du hohes holdes Bild des Himmels, bis du entweder dich herabneigſt und zu Himmelsſeligkeit mich aufnimmſt, oder ein einziges Wort von deinen Lippen mich zernichtet! — Warum biſt du ſo ſtolz und kalt gegen meine Liebe? So liebt dich doch kein anderer! — Vor Madonna bin ich geſtern in der Nacht gelegen und habe um dich zu ihr gefleheet. Ja, es iſt ihr Wunder; ſo trafen wir nicht zuſammen, hätte ſie dich mir nicht entgegen geführt!

So ſprach er, wiederhohlt in der Rede ſtockend und die Antwort erwartend, dieſe Wor-

te nach einander. Noch ſtand ſie unbewegt; mit einem Male neigte ſie ſich zu ihm, und reichte ihm ſchnell und entſchloſſen die Hand, ihn aufzurichten. Du liebſt mich? fragte ſie mit bebendem Munde.

Das weiß Madonna und alle Heiligen des Himmels! entgegnete er.

Und womit willſt du mir deine Liebe beſiegeln?

Fordre, verlange etwas Ungeheures, und meine Liebe wird es überwinden.

Und wenn nun einer dein Götterbild verhöhnt, mit kaltem Spotte die Gläubige und ihren Gott gekränkt hätte, was würdeſt du thun?

Niederſtoßen könnte ich ihn mit eigener Hand, mit dem Fuß ihn zertreten.

Das könnteſt du? Und wenn es dein Freund wäre?

Mein Freund?

Nein, der nicht, der kalte Verſtandesmenſch, der ſich dein Freund nennt, deß Herz verſchloſſen iſt dem Glauben, todt für alle höhere Begeiſterung! — Wenn dieſer um dein Gottesbild buhlte, wenn er, zurückgeſtoßen, höh-

nend dieſes und Madonna geläſtert hätte, wird er fallen durch deinen Dolch?

O Heinrich!

Ja, Friedberg, fuhr ſie auf; ſein Daſeyn iſt eine Hölle für das meine, wir haben in Einer Welt nicht mehr zuſammen Raum; die Stunde, in der er durch deine Hand fällt, ſoll unſre Brautſtunde ſeyn, ſein Weheruf im Tode unſer Hochzeitgeſang!

Von heftiger Gluth durchfacht, ſprang Leopold auf, der ſtaunend auf ſeinen Knieen war liegen geblieben, und er drückte brennende Küſſe auf den Mund und den Buſen des nur ſchwach widerſtrebenden Weibes, und in wildem Feuer umſchlangen ihn die Arme, deren Umſtrickung ſein hoher Freund entflohen war. Doch krampfhaft fuhr ſie zurück. Nein, rief ſie in ſchrecklichem Ernſte, noch haſt du kein Recht auf mich, noch lebt er ja! — Wieder ſank ſie auf den Sitz nieder, Leopold blieb ihr gegenüber, der es nicht wagte, die furchtbar drohende anzurühren. Ein lichter Strahl des Mondes fiel eben durch das Dickicht auf ſeinen Sitz hin; mit dem hellen Scheine kehrte

in seine Seele die Erinnerung an seinen Freund zurück. Morden sollte er den Freund mit eigener Hand! O, seufzte er, muß ich denn erst mit einem blutigen Opfer deinen holden Besitz erkaufen? Und kannst du es je gestatten, daß ein Mörderarm dich liebend umschlinge? — Mörderarm? wiederhohlte sie mit Nachdruck. Nur der heiligsten Rache frommes Geschäft ist's; bebst du feige vor Blut, sollst du keine Römerin besitzen. — Und wenn denn eine andere Hand den Dolch führte? entgegnete er einlenkend. — Schwätzer, rief sie erzürnt, nicht die Hand begehr' ich, den blutigen Dolch will ich! Sie verschwand mit diesen Worten in die Nacht hinein.

In tiefem Dunkel saß Leopold allein; er rang, er fiel auf seine Kniee, der kalte Schweiß troff von seiner Stirn; aber er hatte gekostet das süße berauschende Gift, mit den Lippen hatte er es eingesogen. Wie Feuer brannte es in seinem Innern, er fühlte den Tod in sich, nun war dieser in ihm, und er konnte der Macht desselben nicht mehr wehren. Nein, du mußt mir angehören, du grausig liebliches Bild,

ſprach er endlich; und ſollte ich mit der unſterblichen Seele Heil dich erkaufen. Er muß fallen, du gebeutſt es!

Tief in ſeinen Mantel gehüllt, ſchlich er nach dem entlegenſten Theile der Stadt durch enge dunkle Gaſſen, um Mitternacht, einer kleinen ſchmutzigen Hütte zu. Unruhig ſchreitet er einige Male daran vorüber; die Hausthür iſt halb geöffnet. Innen brannte ein düſteres Licht und warf ſeinen trüben Schein über eine rothe Decke, auf welcher die lange hagere Geſtalt eines Mannes in weiten Schifferhoſen, und mit entblößten Armen, an denen die Bekleidung hinaufgeſtreift war, wie ſinnend, auf dem einen Ellenbogen das Haupt geſtützt, ausgeſtreckt da lag. Mit der andern Hand ſchnellte er ein paar Würfel, deren Zeichen er zu berechnen ſchien. Aus dem Hintergrunde ließ ſich das Geſchrey eines kleinen Kindes vernehmen und das beſchwichtigende Zureden der Mutter. Das ſtruppige Haar, der ſchmutzige Bart, die finſtern Züge des Mannes, auf die blutigroth der Schein vom Teppich fiel, ſein Unheil drohender Blick, alles ſchien zu ſagen: wer

Mordgedanken hegt, wird nicht umsonst den Dolch hier suchen. Schon stand der Baron auf der Schwelle der Thür; wieder trieb es ihn zurück. Nochmals kämpft er. Den Freund morden, unschuldig morden! sprach es wieder in ihm. Aber ist er nicht schuldig? sagte dann die andere Stimme; kann sie den Tod eines Unschuldigen fordern? Hat er sich nicht selbst verdammt, ist er nicht im Gefühle seiner Schuld scheu vor dir ausgewichen?

Er widerstand nicht länger der innern drängenden Gewalt. Annibale! rief er zur Thür hinein. So hieß der Mann, den er früher bey einem Principe hatte kennen lernen. Und die hagere Gestalt hob sich langsam empor und stand nun in der geöffneten Thür. Wer bist du, Stimme der Nacht? fragte sie. Willst du meinen Dolch kaufen? Er fehlt nie, und für blankes Gold ist er immer feil.

Leopold trat zu dem Manne in die Hütte hinein; in dem Augenblicke erlosch das Licht, der Plan zum Morde ward beredet.

Drittes Kapitel.

Heinrich war indeſſen in ſeiner ſtillen Wohnung angelangt. Auf das Sopha hingeworfen, blickte er, ganz in ſeine innerſte Welt zurückgeſunken, durch das geöffnete Fenſter in die Nacht hinaus. Unten lag die Stadt mit allem ihren Gewühle in tiefem Schlummer, kein Hauch des Lebens regte ſich, nur das Glöcklein einer nahen Kirche ſprach mit friedlichem Rufe zu ihm herüber, allen Gläubigen das Verſcheiden einer glaubenden Seele zu verkünden. Wie unwillkürlich faltete er ſeine Hände. Herr, nimm dieſen entſchwebenden Geiſt in Frieden zu dir, und gieb ihm Ruhe von den Irrſalen des Erdentages! ſprach es tief in ihm, und eine unendliche Wehmuth befiel ihn. Es war ihm, als ob man die ganze Welt zu Grabe läute. Er konnte ſich nicht anklagen, und doch war es, als ob eine Stimme in ihm ſich gegen ihn erhebe. Ach, ſeufzte er, du ſtolzer, du verirrter Geiſt! kann auch die Macht

der Gewohnheit, die Feſſel der Erziehung durch frühe Verfinſterung, ſolchen Geiſtes Licht verdecken? Er dachte ſich den ganzen Jammer des gekränkten Weibes, dachte: vielleicht haſt du doch zu lebendige Theilnahme an ihr gezeigt, ohne Wollen und Abſicht den Glauben in ihr beſtärkt, daß du ſie liebeſt! Er fühlte das ſchmerzlichſte Mitleid für ein ſo edles, wenn auch ohne ſeine Schuld, doch durch ihn ſo tief verwundetes Weſen. Da wandte er zufällig den Blick nach der Höhe, und hell leuchtend ſtanden die tröſtenden Sterne oben, und durch die Sterne ſchaute in ſeine Seele das Auge des Herrn der Geſtirne und des Himmels und der Erde und aller Weſen, welche in der Höhe und in der Tiefe wohnen. Er neigte tief ſein Haupt, und während nach dem Mörder Leopold durch die engen Gaſſen hinſchlich, betete er zu dem Himmel für den Freund und die Freundin: Gieb, du Leuchte der Welt, dein Licht den verblendeten Herzen; laß ſie dich kennen, der du biſt der Vater aller Liebe, und mit deiner Liebe, laß ſie lieben alle Weſen. Aber ſo ſie ſündigten in der Verirrung, Vater, rech-

ne ihnen nicht zu die Fehler, wozu ſie treibt des Geiſtes Dunkelheit! — Es mochten ſeinem beunruhigten Gemüthe, ohne daß er ſelbſt ſich deſſen recht bewußt war, die Folgen dieſes Abends vorſchweben. Aber mit dem Gedanken an Vergebung gedachte er auch unſres hochherrlichen Meiſters, dem ſelbſt die Qual der Kreuzigung und der bitterſte Hohn im Leiden keinen Wunſch der Rache abgewinnen konnte. Ruhig ſchlummerte er endlich in frommen Gedanken auf dem Sopha ein, ermattet von den auf ihn einſtürmenden Begegniſſen des Tages.

Die zu dem offenen Fenſter hereinwehende Kühle und der helle Glanz der aufſteigenden Sonne weckten den Schlummernden mit der Frühe des Morgens aus ſeinem Schlafe. Neu geſtärkt an Kraft und beruhigt in ſeinem Geiſte, richtete er ſich auf, erſtaunt über ſeine ungewöhnliche Lagerſtätte. Die Sonne ſchien hell auf ſeinen Schreibtiſch, auf dem die Bibel lag. Er ſchlug das heilige Buch auf und las; es war die herrliche Erzählung aus dem Evangelium, wie Jeſus zu der Samariterin an den

Brunnen tritt. Alle Begebenheiten des verflossenen Tages kehrten in seine Erinnerung zurück. Ja, sprach er bey sich selbst, erst in dieser Stadt habe ich es recht verstehen lernen, was es heißt, Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Nicht auf dem Berge, noch in dem Tempel werden die rechten Gläubigen den ewigen Geist verehren; das wollt ihr nicht verstehen, die ihr dort drüben — auf die Peterskirche fiel eben sein Blick — den stolzen Bau aufgeführt habt. Wohl ein hoher, gewaltiger Tempel, und doch so niedrig, kaum eine Spanne über den Boden erhaben, wenn ich zu dem Firmamente aufblicke. Und soll ich doch zu einem Gewölbe hinaufsehen, so will ich lieber zu der ewig festen, lichtblauen Wölbung beten, die keines Menschen Arm gründete und keines sterblichen Wesens Macht je zernichten wird!

Dabey gedachte er denn des Bestrebens so vieler seiner Glaubensbrüder, denen ihr einfacher Dienst nicht mehr genügen will, und die den Wahn hegen, als könne man den sinkenden Glauben durch beygefügten Schmuck und

ei-

eine prunkvollere Verehrung in seinem Falle aufhalten. Er ergriff seine Feder, und das geöffnete heilige Buch vor sich, schrieb er folgende Zeilen nieder.

Weib, sprach zur Samariterin der Heiland,
Da sie den Gottessohn in ihm erkannte,
Die Zeit wird kommen, schon ist sie genahet,
Da ihr zum Vater nicht von jenem Berge,
Noch auch von Zions Höhe werdet beten;
Dann werden die wahrhaftigen Verehrer
Im Geiste ihn verehren und in Wahrheit.
Gott ist ein Geist; die zu ihm beten, sollen
Im Geist und in der Wahrheit zu ihm beten.

Und seine Rede blieb nicht unerfüllet:
Der Dienst der Samariter ist zernichtet,
Der Juden Tempel sank mit ihrem Staate.
Ihr, die ihr Pracht und Festgepränge heischet,
Wollt einen neuen Tempeldienst ihr gründen?
Zwey Sacramente ordnete der Heiland,

Des hohen Bundes hohe Bundeszeichen,
Ernſt, einfach, ſtill, bedeutungsvoll und heiter,
Wie ſich ſein Leben zeigt und ſeine Lehre.
So ſey denn heil'ge Einfalt, Ernſt und Stille,
Bedeutſamkeit und Heiterkeit und Klarheit
Das Merkmahl unſrer geiſtigen Verehrung.
Ein ſtiller Ort, in hohem Sinn gegründet,
Vereinige die Gott geweih'ten Brüder,
Sie ſelber ihres Tempels ſchönſte Säulen.
Und mit der Orgel Ton ſich aufwärts ſchwingend,
Steig' auf das Lied aus tiefem Herzensgrunde,
Wo Seel' und Mund vereint den Schöpfer loben.
Die Wohnung nicht, von todtem Stein erbauet,
Soll erſt den heil'gen Lebensfunken wecken.
Und glaubet nicht, wer durch ſich ſelbſt unfähig
Zur Himmelshöhe freudig aufzuklimmen —

Der Cymbeln Hall, der Flöten und Po-
saunen,
Das Feſtgepränge und der Glanz der Ker-
zen,
Der Fahnen Wehen und der Schmuck der
Prieſter,
Geheimes Tönen unverſtandner Laute,
Sie würden ihn gewaltſam aufwärts tra-
gen,
Dem Geiſte die vermißten Schwingen rei-
chen.
Und ob auch Bild und Ton auf Augen-
blicke
Ein ungewohntes Grauen in ihm wecken,
Das Ohr betäuben und das Auge blenden,
Ihm Sinn und Phantaſie mit Trug um-
weben:
Der Ton verhallt, dem hochgeſchmückten
Hauſe
Enteilt ſein Fuß, und aus dem Herzen
ſchwindet
Die Andacht, welche nur die Kunſt er-
zeugte,

Und ohne Frucht, wie er genah't, unheilig
Tritt er zurück in sein unheil'ges Leben.

Drum lasset solch Beginnen, wirksam höchstens,
Zu täuschen Unverständige und Kinder!
Denkt nicht in eitles Gaukelspiel der Sinne
Die heil'ge Gottesfeyer umzuwandeln.
Bestreicht dem Kinde nur den Rand des Bechers,
Wovor die Lippen widerspenstig fliehen,
Weil sie unschmackhaft das Getränke finden,
Mit süßer Lockung: wird es lange frommen?
Zu schnell nur wird es den Betrug entdecken.
Dem Trank entweder müßt ihr süße Würze
Verleihen, oder sollte er des Kindes
Verwöhnter Zunge nur unschmackhaft scheinen,
So heilet diese; so ihr's nicht vermöget,
So laßt die Zeit die Wunden selber heilen.

Die ſie geſchlagen. Hoffet nichts von Wegen,
Die nur aufs neue in die Irr' euch führend,
Dem wahren Ziel euch immer mehr entrücken.

Denn aus dem Tode nimmer keimt das Leben;
Dem Herzen nur entblüht der Andacht Blume,
Der Glaube nur wird ſtark in dem Erkennen.

Ein einzig Wort, das, von dem Geiſt geweket,
Im Herzen aufgewacht zu regem Leben,
Wirkt mächtiger als aller Reiz der Sinne,
Die ſelbſt betäubt, den freyen Geiſt betäuben.

Die Gläubigen bedürfen nicht des Tempels
Der Juden, nicht des Samariter-Dienſtes;
In ihnen ſelber hebet ſich der Tempel,
Worin im Geiſte ſie zum Vater beten,
Verehrend ihn im Geiſt und in der Wahrheit.

Viertes Kapitel.

In ſolchen Gefühlen trat Heinrich in die erquickliche Morgenkühle hinaus. Eine Weile wandelte er an dem Ufer der Tiber hin; dann ſetzte er ſich, unfern des Weges, auf eine kleine Erhöhung nieder, von wo er den im Sonnenſcheine glänzenden Strom und die Stadt überſehen konnte. Alles erſchien ihm, während er ſo da ſaß und die milde Luft einathmete, in einem viel tröſtlichern Lichte, als an dem Abend zuvor, und er gedachte des heitern Mahles von dem geſtrigen Tage, als ein Reiter ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, der in tollem Muthe ſein Pferd auf dem ſchmalen, am Rande des Uferhanges hinlaufenden Pfade forttrieb. Der Nahende hielt das Roß feſt im Zügel, das edle Thier bäumte ſich, ſtieg auf, bis es in einigen gewaltigen Sprüngen, von den ſtachelnden Spornen angetrieben, den Ort erreichte, wo Heinrich ſaß. Hier bäumte es ſich von neuem, und kaum hatte unſer Freund Zeit, in dem tollen Reiter den Baron zu er-

kennen, als das Pferd mit den Hinterhufen ausglitt und in einer ſchnellen Bewegung Reiter und Roß an dem Rande des Abhanges rücklings überſchlugen.

Leopold hatte in dem unruhigſten Schlummer, von fürchterlichen Träumen geängſtigt, die Nacht hingebracht. Schrecklich leuchtete ihm der Morgen herauf; von neuem rang er mit ſich ſelbſt; aber wie man von Verzauberten ſagt, daß ſie alles Widerſtrebens, aller Anſtrengung ungeachtet, nicht die Glieder regen können, die ihnen der böſe Feind in Feſſeln gelegt hat: ſo ſchien ihm durch einen geiſtigen Bann alle Gewalt über ſich ſelbſt genommen. Er lechzte nach dem ſüßen Gifte, wovon ſchon ein einziger Tropfen ihn ſo überſelig gemacht hatte. Von gewaltiger Unruhe gemartert, ſprengte er, um der eigenen Qual zu entfliehen, in das Freye hinaus. Er erſchöpfte alle Reiterkünſte, und nur in den kühnſten Wagniſſen ſchien er einigermaßen Linderung des innern Schmerzes zu fühlen, bis er endlich beſinnungslos unter dem Pferde da lag. Das Roß hätte ohne Zweifel, in dem Verſuche ſich

zu erheben, ſich ſelbſt und ſeinen Herren den Abhang hinabgeſtürzt, wäre nicht zu rechter Zeit Heinrich herbeygeeilt, der erſt ſeinen Freund unter der drückenden Laſt hervorzog, dann vorſichtig dem Pferde in die Höhe half. Er ſorgte, daß der vom Sturze Betäubte ſogleich nach Hauſe gebracht wurde.

Schnell ward ein Arzt zu Hülfe gerufen; mit dieſem fanden ſich, auf die Nachricht von dem Unfalle, der dem Baron begegnet war, mehrere Freunde deſſelben ein, vor allen der Pater Anſelmo. Mit furchtbarem Grimme ſahe dieſer Heinrich an, gleich als ob er ihn mit ſeinen durchbohrenden Blicken tödten, wenigſtens wegſcheuchen wolle, und die Sprache ſeiner Augen ſchien zu ſagen: Fort, du Unreiner, aus dem Kreiſe der Heiligen! Die ewige Güte pflegt ſich zu Erreichung ihrer Zwecke zuweilen auch ſchlechter Werkzeuge zu bedienen, aber darum ſind dieſe nicht weniger ſchlecht und verdammt. — Heinrich ward die Nähe dieſes Menſchen immer mehr unerträglich, und da er ſeinen Freund außer aller Gefahr und in guter Pflege wußte, ſo entfernte er ſich.

Der Baron ſank allmälig in einen ruhigen Schlummer. Die Freunde ſtanden ſtille um ihn, in halb lautem Flüſtern, wie es in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, bey dem Unglücke zugleich wieder das Glück preiſend, da alles noch viel ſchlimmer hätte ablaufen können. Aber plötzlich erſchreckte ſie der Baron mit einem fürchterlichen Geſchrey. Wie im Wahnſinne fuhr er mit einem Male empor; es war ihm im Traume, als habe er Heinrichs klägliches Angſtruf zu ihm um Hülfe flehen hören. Er, der Mörder lebte; und ſein Retter iſt vielleicht in dieſem Augenblicke gefallen. O rettet, rettet! ſchrie er, wenn es noch möglich iſt. Der Mörder folgt ihm auf den Ferſen nach. O ich Elender! O du edler, edler Freund! dieß der Dank für meine Lebensrettung?

Anſelmo wieß ſogleich — ſein finſterer Geiſt ließ ihn bald ahnen, was im Finſtern vorgegangen war — alle Anweſende hinaus. Ihr ſeht, redete er ſie an, der Wunde ſpricht in ſchweren Fieberträumen; die Gegenwart ſo vieler Menſchen verwirrt ihn; laßt ſeinen Seelſorger allein mit ihm. Und nun enthüllte ihm

Leopold den ganzen Plan, ihn flehentlich bittend, den Unschuldigen zu retten und sein eigenes Herz von dem schwer lastenden Drucke solcher Schuld zu befreyen.

Aber finster zogen sich alle Züge in dem Gesichte des Mönches zusammen. In der Frühe des Morgens schon hatte ihm Clorinde alles mitgetheilt, auch wovon er selbst nicht Zeuge gewesen. So sollte der Fremdling die Macht der Kirche höhnen? Ein Mönch, eine blühende Römerin sollten an ihm zum Spotte werden? Der Dolch war ihm zugedacht, auch wenn Leopold diesen nicht erkauft hätte. Doch war etwas Hohes in Heinrichs reinem Wesen, das sogar den kühnen Mönch mit einer gewissen Scheu erfüllte; um so weniger hatte er von dem Baron so schnelle Entschlossenheit erwartet. Aber desto willkommener war es ihm auch, zu vernehmen, daß schon ein anderer ihm vorgegriffen hatte und ihn selbst der That überhob. Er bot nun bloß alle seine Kunst auf, zu verhüthen, daß nicht ein Leben gerettet werde, welches in seinen Augen verwirkt war, und den Baron zu beruhigen, da-

mit nicht dieser durch seine Unvorsichtigkeit das Geheimniß verrathe.

Habt ihr nicht, redete er ihn an, den ernsten, aufrichtigen Willen, den zu retten, welchen ihr euern Freund nennt? Es ist wahr, ihr habt den Mörder bestellt, allein daß der Himmel es euch unmöglich macht, diesen zurückzurufen, ist das eure Schuld? Er fällt ja gegen euern Willen und ihr beweint dessen Tod. Aber erblickt ihr nicht auch eurer eignen Sünden Strafe darin? Denn ist es auch recht, daß ein Gläubiger durch den Bund der engsten Freundschaft einem Menschen sich vereine, der nicht der Kirche angehört, und sich damit selbst der Gefahr aussetze, von dem wahren Glauben abgewendet zu werden? Darum müßt ihr nun auch mit ihm leiden, da ihr euer Schicksal so freventlich an das seinige angeknüpft habt; aber das seinige könnt ihr nicht aufhalten. Und statt zu klagen, danke dem Himmel, daß er solch einen Freund von eurer Seite riß, wäre es auch nur um eures irdischen Glückes willen. Es ist euch nicht entgangen, wie sehr die Gräfin lange schon zu diesem

Manne, der ſonſt mit manchem glänzenden Vorzuge täuſchte, ſich hinneigte, bis ſie mit einem Male, durch ſeine Beleidigung verletzt, für euch ſich entſchied. Wie unbeſtändig ſind die Launen eines Weibes! Wenn er noch lebte, ja wenn er nur ſchwer verwundet wäre, wie leicht könnte nicht das Mitleid zu ihm jene frühere Neigung von neuem wecken, ja zu glühender Leidenſchaft entflammen! Wer verlöre dabey mehr als ihr?

So beſchwichtigte der Mönch augenblicklich die Schrecken des Gewiſſens in dem Baron, indem er die mächtigere Stimme der Leidenſchaft in ihm rege machte. Er ſelbſt aber entfernte ſich, ſobald er ihn beruhigt ſah, um wo möglich den letzten Kampf des Scheidenden, ſollte er ihn noch am Leben finden, zu benutzen und durch die Schrecken des Todes eines Sieges ſich zu bemächtigen, den zu erringen auch die reizendſte Lockung fruchtlos war. Sollte auch das mißlingen, ſo wollte er wenigſtens der Qualen ſeines Todes ſich erfreuen.

Fünftes Kapitel.

Tief erschüttert von den neuen Ereignissen, hatte sich Heinrich in einen Garten begeben, den er fast jeden Morgen um diese Stunde zu besuchen pflegte. Schon harrte seiner der Mörder, welcher hiervon unterrichtet war. Dieser trat mit ihm in den Garten ein und verlor sich hinter ihm in einem Seitengange. Ohne etwas Schlimmes zu ahnen, wandelte Friedberg in ernster Betrachtung die schattigen Pfade hin, als mit einem Male der Feind, nun seiner Beute sicher, aus dem Dickicht hervorbrach. Von dem nahen Geräusche erschreckt, sahe Heinrich sich um, aber bloß um vor dem blinkenden Dolche zu erbeben, der ihn in diesem Augenblicke von hinten in die Seite traf. Ohne einen Laut auszustoßen, sank er unter der Hand des Mörders nieder, der schnell, bevor jemand herbeytrat, den Ausgang des Gartens zu gewinnen suchte und den Gefallenen für todt liegen ließ.

Heinrich lag lange in einer dem Tode ähnlichen Ohnmacht. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, hörte er außen das Klingeln des Muſikers vom geſtrigen Tage. Er fühlte ſich von dem ſehr ſtarken Blutverluſte außerordentlich ſchwach; in einem weiten Strahle war ſein edles Blut hervorgeſprudelt, hatte das nahe Gebüſch geröthet, war dann an ſeiner Seite herabgeronnen. Er ſchlug ſeinen Römiſchen Mantel, gegen den er am Morgen ſeine feſtliche Kleidung von geſtern vertauſcht hatte, um ſich und raffte ſich, ſo gut er es vermochte, auf, um wenigſtens den Ausgang des Gartens zu erreichen. Aber von neuem ſtrömte durch die Bewegung das Blut aus ſeiner Wunde, ſeine Kräfte ſchwanden. Matt und ſchwach, voll tiefer Trauer in ſeiner Seele, ſetzte er unfern von der offenen Gartenpforte, bey einem Hyacinthen-Beete, das ſchon in dem duftigſten Farbenſchimmer blühete, ſich nieder, mit dem Rücken an den Stamm eines Lorbeerbaumes gelehnt. Von außen klangen die Schellen immer näher; auch in ſeinem Innern war es, als höre er Geſänge, als löſeten ſich die

Bande immer mehr, welche den freyen Geiſt in den Schranken des Leibes einengen. Es ward ihm ſo leicht und wohl; das Bewußtſeyn hatte ihn verlaſſen, ſanft ſank er mit dem Haupte in das Blumenbeet nieder.

Der Muſiker kam indeſſen näher, mit ihm der Schwarm ſeiner Begleiter, der, den raſſelnden Führer an ſeiner Spitze, in den Garten hereinzog, als einer von ihnen den daliegenden bemerkte. O, rief er, wie der Jüngling ſo ſchön unter den Blumen ſchläft! Alle hielten ihn in ſeiner Römiſchen Tracht für einen Landesgenoſſen, und traten erſtaunt um den für todt geachteten. Weit ausgeſtreckt lag dieſer da, eingehüllt in ſeinen Mantel, der, auf der Bruſt zurückgeſchlagen, die blutige Wunde unverdeckt zeigte. Krampfhaft hatten die Hände nach der Stelle des Schmerzes ſich hinbewegt, und waren hier, wie zum Gebete gefaltet, liegen geblieben. Es war, als ob das todtenbleiche Angeſicht, zwiſchen den röthlichen und blauen Blumen, die ſich über daſſelbe hinneigten und ihre Düfte ausgoſſen, wie in himmliſchem Frieden lächle: ei-

ne ſolche Ruhe ſprach aus allen Zügen des Ermordeten. Denn für ermordet hielten ihn alle, und ein Erſchrecken ergriff die Umſtehenden, einen Todten vor ſich zu ſehen, der ohne das heilige Sacrament der Kirche verſchieden war. Der Muſiker erkannte ſeinen Wohlthäter; Thränen rannen über ſein braunes Geſicht herab und in dem beweglichſten Tone rief er aus: o der gute liebe Herr, er muß gar fromm im Leben geweſen ſeyn. Der Mann nahm einem ſeiner Söhne den Hut vom Haupte und legte dieſen bey dem daliegenden nieder. Für die arme Seele des Verſchiedenen, rief er zu den Umſtehenden, daß Gott aus der ewigen Quaal ſie erlöſe. Selbſt warf er eine von den Kronen hinein, die ihm Heinrich geſtern geſchenkt hatte. Von ſeinem Beyſpiele ermuntert und von tiefem Mitleid für den ſchönen Todten gerühret, ließen es auch die andern an reichen Gaben nicht mangeln; aber voll Grauen entfernte ſich ſtille einer nach dem andern. Lange ſtand, in dem heißeſten Gebete über ſeinen Wohlthäter hingebeugt, der Muſiker da. Zuletzt ging auch er, mit vorſichtigen Schritten,

nur leiſe klingelnd, gleich als fürchte er, aus ſeinem kalten Schlummer den Schlafenden aufzuwecken. Nur ſein Sohn blieb bey dem Hute ſitzen; läſſig in der Hand die Rohrflöte, bat er die Vorübergehenden um eine Gabe für die in dem Reinigungsfeuer ſeufzende Seele. Schon nahten, durch das Gerücht von dem Morde herbeygerufen, vier dicht vermummte Geſtalten einer wohlthätigen Brüderſchaft, ſchon neigten ſie ſich zu dem daliegenden hinab, bemüht ihn mit ſich fortzutragen, als ſie bey dem Zurufe einer nahen Stimme: Laßt, laßt den Todten; nicht euch, ſeinem Freunde gebührt die Sorge für ihn! ſich wieder aufrichteten.

Füllemann war es. Bey der Nachricht von dem begangenen Morde, die er zufällig bey einem Ausgange auf der Straße vernahm, hatte ihn eine ſchreckliche Angſt befallen. Sogleich eilte er nach dem ihm wohlbekannten Orte. Bey dem Eintritt in den Garten ſchon erkennt er ſeinen Freund; er ſtürzt herbey, ehrerbietig treten die vier verhüllten Brüder zurück. Auf ſeinen Freund ſinkt er hin; er fühlt ihm die Pulſe, lauſcht auf ſeinen Athem,

bemüht, ein Zeichen des noch nicht ganz entflohenen Lebens zu entdecken. Neugierige drängen sich herbey, alle stehen in tiefem Gefühle des Mitleids um den Trauernden und seinen todten Freund. In diesem Augenblicke erscheint auch der Pater Anselmo, und in tiefem Grimme, sich von dem Manne, der ihm den Lebenden entwendet hatte, nun auch den Todten entrissen zu sehen, rief er mit gräßlich drehender Stimme: Entfliehe, du unverständiges Volk; dieser hier ist nicht im Schooße der Kirche gestorben, noch in Versöhnung mit ihr! Alle fahren scheu zurück; der Mönch aber tritt näher und stößt mit dem Fuße den Hut um, daß das Geld über den geebneten Weg klingend hinrollt. Für diese Seele kein Opfer! schrie er. Er wandte den Rücken und alle entflohen mit ihm.

Füllemann allein blieb bey der Leiche seines Freundes zurück tief empört von der fürchterlichen Wuth des Mönches, den sogar der Tod nicht zu versöhnen vermochte und der auch da noch fort richtete, wo sonst ein Mensch über den andern zu richten aufhört, weil uns ja über

den kein Gericht mehr zukommt, der bereits vor den ewigen Richter getreten iſt. Er hatte auf der Stelle nach ſeinen Dienern geſchickt, deren Ankunft er mit ängſtlicher Ungeduld entgegenſah. Es waren ernſte, ſchmerzliche Augenblicke; er wußte nicht, war ihm ſein edler Freund auf immer entriſſen oder durfte er hoffen, ihn wieder in das Leben zurückkehren zu ſehen; denn er vermochte kein Zeichen des Lebens zu entdecken. Endlich erſchienen ſeine Diener. „In tiefer Bekümmerniß trugen ſie, ſo ſchnell und behutſam als möglich, den regungslos in ihren Armen ruhenden nach der Wohnung ihres Herrn. Als ſie in den Hof traten, erwartete ſie ſchon der Arzt des Hauſes, nach dem ſogleich Füllemanns Gattin, dieſes entſchloſſene Weib, ohne durch Schrecken und Beſtürzung ſich die Beſonnenheit rauben zu laſſen, geſchickt hatte. Innen an dem Eingange unter den Orangen ſtand gerade ein Sopha. Hier ließ der verſtändige Mann, um keine Zeit zu verlieren, den todt geachteten niederlegen. In dem tiefſten Schmerze verſammelten ſich alle Glieder der Familie um ihn.

O der gute, der liebe Herr Friedberg! ſchrien die Kinder; jedes drängte ſich herbey, jedes wollte etwas helfen. Und als ob ihre Liebe auch ſogleich des ſchönſten Lohnes nicht ermangeln ſolle, ſo ſchlug der geliebte Freund, ſo wie man ihn niederſetzte, bevor noch ärztliche Hülfe bey ihm angewendet wurde, matt und langſam die Augen auf. O er lebt, er lebt! riefen alle freudig, und zu der Perle des Schmerzes, womit noch ihr Auge erfüllt war, geſellte ſich die des höchſten Entzückens. Alle drängten ſich näher um den Freund zuſammen, jedes wollte ihm in die Augen ſehen. Wo bin ich? begann dieſer mit ſchwacher Stimme. Mir war ſo wohl, nun ſchmerzt es wieder! — Er bemerkte die Umſtehenden. — O bey euch, ihr Lieben? unter den Orangen? Nun wird alles gut. — Allein von neuem ſchloß er die Augen; neues Wehklagen verkündete die Beſorgniß der Kinder. Aber die Mutter, nun ſchon getröſtet, nahm die Kleinen mit ſich; der Arzt ſorgte für den Verwundeten. Er glaube nicht, äußerte er, daß die edlern Theile verletzt ſeyen. Heinrichs ſchnelle Wendung hatte den gut geführ-

ten Stoß der ſichern Richtung beraubt, ſo daß der Dolch, abgleitend, eine zwar größere, dem Anſehen nach gräßlichere, aber minder tiefe und nicht tödtliche Wunde gemacht hatte. Sobald dieſe den nöthigen Verband erhalten und das Blut geſtillt war, brachte man den außerordentlich erſchöpften, der, wäre nicht noch zur äußerſten Zeit dieſe Hülfe gekommen, wahrſcheinlich ganz unterlegen wäre, nach einem der hintern Zimmer des Hauſes, wo die thätige Hausfrau indeſſen für alle nöthige Bequemlichkeit geſorgt hatte.

Um ſo erſchütternder aber wirkte dies Ereigniß, das ihm den lieben Freund zu entreißen drohte, auf Fällemanns beunruhigten Geiſt, als ihn um dieſelbe Stunde die Nachricht von dem Tode eines andern ihm gleichfalls ſehr theuern Landsmannes erſchreckte. Er hatte deſſen Zuſtand für ſo bedenklich nicht gehalten, und an dem heitern Feſte hatten alle, in der froheſten Hoffnung, der Frühling werde die Wiedergeneſung ihres gemeinſamen Freundes herbeyführen, bey dem Gläſerklange auf das herzlichſte ſeiner gedacht. Nun ſchied er, ehe

recht der Frühling da war. Füllemann begleitete den Verſtorbenen mit den andern Landsleuten an die den Fremden zum Begräbniſſe angewieſene Stätte, und hielt ihm in mächtiger Bewegung bey dem offenen Grabe die Rede. Denn, dachte er bey ſich, bald wird die geöffnete Erde auch den andern Freund verſchlingen, der deinem Herzen noch theurer iſt. Ein heftiges Wundfieber erregte nämlich wegen Friedberg, den ſie im erſten Augenblicke der Freude aller Gefahr entriſſen glaubten, bald von neuem die bangſten Beſorgniſſe. In der Stadt aber hielt man allgemein jene Beſtattung für die des ermordeten jungen Deutſchen, an deſſen Tode alle, welche ihn kannten, den lebendigſten Antheil nahmen. Sogar der Pater, Leopold und die gräfliche Familie ließen ſich durch das zufällige Zuſammentreffen der Zeit täuſchen, und nahmen ohne nähere Forſchung, vor welcher eine innere Scheu ſie zurückſchreckte, den Tod ihres gemeinſamen Freundes an; zumal, da Anſelmo dieſen mit eigenen Augen in ſeinem Blute hatte regungslos daliegen ſehen. Füllemann aber war in

dem gegenwärtigen Augenblicke allzu ſehr mit ſeinem Freunde beſchäftigt, als daß er irgend etwas anderes beachtet hätte. Seine Reiſe unterblieb von ſelbſt, und ſpäter wollte er, aus wohl erwogenen Gründen, nicht öffentlich dieſem Gerüchte widerſprechen. Heinrich glaubte durch den Mönch den Dolch erkauft, und man ließ ihn ſorgſam bey dieſer Meinung, um ihn in ſeinem ohnehin ſo gefährlichen Zuſtande nicht noch tiefer in ſeiner Seele zu verwunden.

Sechstes Kapitel.

Alle Hausgenoſſen bemühten ſich in wetteifernder Sorge um den todtkranken Freund, aber vor allen bewährte ſich Arnolds ſtille Treue, und von neuem erkannten alle, was für ein köſtliches Kleinod ſie an dieſem Manne in ihrer Mitte beſaßen. Heinrichs ſanftes, heitres Weſen hatte beſonders auch ſeinen ſtillen Geiſt an-

gesprochen und er hing mit einer Zärtlichkeit an seinem jüngern Freunde, wie kaum ein Vater an seinem Sohne. Nun ließ er sein Bett neben dem des Kranken aufschlagen, von dessen Seite er Tag und Nacht nicht wich, so lange dieser in schweren Fieberträumen da lag. Nach und nach nahm die Heftigkeit des Fiebers ab, aber jetzt zeigte sich auch die ganze Ermattung des Verwundeten. Indessen die unermüdlichste Pflege, die es an nichts fehlen ließ, was nur Stärkung der erschöpften Kraft, Heiterkeit dem getrübten Geiste zu gewähren vermöchte, siegte bald auch hierüber. Schon war der Kranke so weit genesen, daß man es wagen durfte, ihn mit seinem Bette an das geöffnete Fenster hinzurollen. Mit einem unendlich süßen Gefühle ließ er sich von dem milden Sonnenlichte bescheinen. Schon waren alle Bäume und Gesträuche in den herrlichsten Blüthenschmuck gekleidet; die Luft war von den köstlichsten Düften erfüllt, die er mit ihrem erfrischenden Hauche einsog und die ihn, wie ein rechter Lebensbalsam, bis in sein Innerstes erquickten. Und wenn nun noch unter dem Fenster

ſter Brüder und Schweſtern, in der Mitte blühender Beete ſelbſt die ſchönſten Blumen des Gartens, zum Geſange ihre reinen Stimmen vereinten, ſo war ihm, als ob die Töne eines ſeligern Lebens nicht von unten herauf, ſondern von oben herab in ſein überglückliches Herz herüber ſprächen, und wenn er die herzliche Liebe aller dieſer Menſchen anſah, ſo vergoß er oft Thränen des freudigſten Dankes. O ihr guten, guten Menſchen, ſprach er oft mit noch ſchwacher Stimme, wie reich ſeyd ihr an Liebe! Aber ihr ſelbſt wißt auch am beſten, daß nichts das Menſchenherz mehr erquickt als die Liebe. Darum ſpendet ihr ſo reichlich aus euerm Schatze; und möge doch der, welcher von oben ſegnet, ihn ſtets überfließen laſſen von ſeinen beſten Gütern!

In ſolcher Pflege und bey ſeiner unverdorbenen Jugendkraft genaß er ſchneller, als es auch die kühnſten Erwartungen ſeines thätigen und wohlerfahrenen Arztes bey ſeinem ſehr bedenklichen Zuſtande gehofft hatten. Worüber er aber noch mehr ſeinem gütigen Geſchicke zu danken Urſache hatte: nicht bloß die Wunde.

die ſo nahe an das Herz traf, auch die in ſeinem Herzen heilte nach und nach, und es blieb nicht darin die Bitterkeit zurück, welche zu häufig nur ſolche Ereigniſſe ein halbes Menſchenleben in uns zurücklaſſen, und die, wenn lange ſchon die äußere Wunde vernarbt iſt, noch die viel tiefere innere Wunde offen erhält. Darum hätte er die verfloſſene Zeit auch noch einmal ohne die Schmerzen, welche ſie ihm bereitete, zurückrufen können, er hätte die Narbe in ſeiner Seite nicht miſſen mögen. Denn daß ſie ein Zeichen des erlittenen Haſſes war, hatte er ſchnell vergeſſen; ſie war ihm das dauernde Denkmahl der hohen Liebe, ohne die er ſchwerlich je von dieſer Wunde geneſen wäre, und oft dachte er bey ſich: wir ſollten nicht klagen, wenn die ewige Liebe mit einer ernſtern Mahnung uns zurecht weiſet. Das thut ſie nur, damit dann in der Prüfungsſtunde die irdiſche Liebe ſich uns in ihrer ſchönſten Verklärung zeigt. Und giebt es auch etwas Erhebenderes, als zu ſehen, was alles in Liebe ein edles Menſchenherz vermag? Aber nur dem unglücklichen, nicht dem glücklichen Geliebten

vermögen wir uns zum Opfer zu bringen; und so manche heilige Tiefe in unserm eigenen Innern würde uns ganz verborgen und verdeckt bleiben, wenn nicht der Schmerz mit seinem Stachel weiter dränge, als die Freude, und vor unserm innern Auge die Hülle löfete.

Unser Freund konnte nun schon, von den Lieben geleitet, unter die blühenden Orangen hinabsteigen. Dabey war es eine Lust anzusehen, wie alle sich herandrängten, ihn zu stützen oder zu führen, und die Kleinen, die vor den Grossen nicht an seine Seite konnten, wenigstens jedes Steinchen, jedes Holz vor ihm aus dem Wege räumten. Indessen hatten andere schon das lieblichste Plätzchen ausgesucht und im warmen Schatten mit aller Sorgfalt einen bequemen Sitz bereitet. Sobald er aber selbst, ohne fremde Hülfe, umherwandeln konnte, stritten sie nicht selten mit dem größten Eifer unter einander, auf wessen Lieblingssitz Herr Friedberg sich heute niederlassen sollte, und er musste ordentlich mit jedem Tage wechseln, um nicht einem von den lieben Geschöpfen wehe zu thun.

Sein kleiner Namensbruder fing allmälig an, die Kraft der kleinen Beine zu versuchen. Wir beyden, pflegte dann wohl Heinrich, dessen Schritte auch noch sehr schwankten, zu sagen, werden nächstens einen Wettlauf mit einander anstellen. Alle hatten ihre Freude daran, wie der Kleine sich von dem einen loswand und zu dem andern hinwankte, und wo er nicht wagte einen freyen Raum gerade zu durchschneiden, einen viermal längern Weg längs der Laubwand machte, um das erwünschte Ziel zu erreichen. Wenn aber dem Wiedergenesenden so vieles in dem Kreise dieser Familie wohl that, so fühlte er sich zugleich oft recht erhoben durch den tiefen religiösen Sinn der Mutter und nicht wenig erbaut durch die Art, wie sie selbst in den gewöhnlichsten Ereignissen, in Dingen, die von jedem andern unbeachtet geblieben wären, eine höhere Andeutung, einen ermunternden Wink der Vorsehung und eine tröstliche Beruhigung finden konnte.

Mit besonderer Freudigkeit blickte sie eines Tages ihren kleinen Liebling mit ihren klaren braunen Augen an. Ach, sagte sie, zu Hein-

rich und ihrem Gatten gewendet, ich muß euch doch erzählen, was für tröſtliche Gedanken dieſes Kind die verfloſſene Nacht in mir geweckt hat. Wachend lag ich da, überſchwenglich glücklich in dem Gedanken, alle die Lieben ſo wohl um mich zu wiſſen. Da regte ſich mein kleiner Heini, ſtand in ſeinem Bettchen auf und reckte die kleinen Hände nach mir aus, als wolle er mich wecken. Ich regte mich nicht, in der Erwartung, das Kind ſolle mich erreichen, und beobachtete es ſtille mit halb geöffneten Augen; aber ohne einen Laut legte es ſich wieder nieder. Abermals richtete es ſich auf und langte nach mir, ohne mich zu erreichen. Ich wollte eben einen Kuß auf ſeinen Mund drücken, da legte es abermals ſein Köpfchen auf das Kiſſen nieder, faßte dieſes mit der Hand, und ſchlummerte, es an ſich drückend, ſtille ein. Nun richtete ich mich auf, zog ſeine Decke, die es von ſich geſtreckt hatte, leiſe auf das Kind, und drückte dem ſchlummernden Lieblinge einen Kuß auf die Stirn. In meiner Seele aber ſprach, wie eine Stimme von Gott, der Gedanke zu mir: Siehe Weib, ſo waltet

die ewige Vorsicht über ihren Kindern. Wir reichen oft ungeduldig nach ihr, wie in unbeachtendem Schlummer scheint sie unser Verlangen nicht zu bemerken, und wir vergessen am Ende selbst wieder, was wir von ihr wollten. Sie aber lächelt indessen über uns, und wenn wir schlummern, sitzt sie wachend uns zur Seite und hilft uns im Schlafe.

Wohl, sagte Heinrich, wer nur Gott immer recht im Herzen hätte, der fände ihn auch in allen äußern Begegnissen wieder.

Er war indessen ganz wie der älteste Sohn im Hause geworden, und welche freudige Unterhaltung gewährete es ihm nicht oft, den stillen Gang dieses Hauses, den er nun selbst mit lebte, zu beobachten, besonders der immer thätigen Hausfrau zuzusehen, wie sie alle ihre Hausgenossen, zumal ihre Kinder, zu beleben, zu wecken, und überall den Geist der Liebe rege zu erhalten wußte. Was sie auf irgend eine Weise selbst für ihre Kinder thun konnte, überließ sie keinem andern. Denn, äußerte sie oft, sollte auch in der Besorgung anderer Geschäfte etwas an der nöthigen Sorge und Auf-

merkſamkeit fehlen, ſo leidet höchſtens der Haushalt dadurch; aber was meinen Kindern abgeht, daran leidet mein eigenes innerſtes Leben, und dieſer Verluſt läßt ſich auf keine Weiſe erſetzen.

Es war aber die Jugend dieſer Kinder recht ein blühender Paradieſes-Frühling. Von früh an wuchſen ſie in der ſchönſten Heiterkeit in dieſem Hauſe auf, in welchem man die Sorge unter keiner Geſtalt zu kennen ſchien. Die Liebe war ihre Pflegerin, und damit ſie nie der Freude entbehren ſollten, ſo wurden ſie an unendlich wenige Bedürfniſſe gewöhnt. Denn wenn auch bey irgend einem Feſte nichts mangelte, was den Glanz deſſelben oder die Heiterkeit der Gäſte erhöhen konnte, ſo lebte man doch gewöhnlich ganz einfach, wenn man für ſich allein war, weil es Grundſatz war, ſo zu leben, und weil man lange ſchon bey der Befolgung dieſes Grundſatzes ſich wohl befunden hatte. Wer das Leben dieſer Familie anſah, der hätte glauben ſollen, daß es nur von dem ernſten Willen jeder andern, ſollte ſie auch eine gleich heitere Umgebung aus Mangel ſo ent-

ihrer Mittel ſich nicht ſchaffen können, abhänge, in gleicher Freude zu leben. Denn alles andere ſchien nur Schmuck und äußerliche Verzierung zu ſeyn, in welche man die rechte Würze der Freude einſchloß: die Freude an der Natur, die, welche die Liebe gewährt in dem Kreiſe geliebter Weſen, und die, welche wir ſchöpfen in dem ſeligen Frieden des eigenen reinen Bewußtſeyns. Aber kann nicht jeder der ewigen Mutter als ihr treues Kind an der Bruſt liegen, und wenn die Liebe aus dem Kreiſe der Unſrigen, der Friede aus dem eigenen Herzen weicht, warum geſchieht es, als weil wir dieſe ſelbſt daraus verſcheuchen?

Siebentes Kapitel.

So von außen geſtärkt durch den wohlthätigen Hauch der herrlichen Jahreszeit, und innerlich gelabt durch das Wehen des Friedens, der in dem ſtillen Heiligthume dieſes Hauſes

waltete, hatte unſer Freund ſeine volle Kraft wieder gewonnen und die Geſundheit blühete von neuem auf ſeinen Wangen; aber der Gedanke an Leopold war fortdauernd mit den ſchmerzlichſten Erinnerungen für ihn verbunden. Füllemann achtete es für heilige Pflicht der Freundſchaft, ſo empfindlich er auch Heinrichs tief fühlendes Gemüth damit verletzen mochte, dennoch dieſem länger nicht zu verbergen, was er von dem Baron in Erfahrung gebracht hatte, und das um ſo weniger, da ſich nicht vorausſehen ließ, wie Heinrich mit demſelben auf ſeinen Reiſen wieder zuſammentreffen konnte. So verſchwieg er es denn ſeinem Freunde nicht: durch ſeine angeſtellten Nachforſchungen habe er in ſeinem Innern ſich überzeugt, daß der Baron es ſey, der den Dolch erkauft habe, und, wie es ſcheine, nicht ohne Mitwiſſen der gräflichen Familie. Denn nicht lange nach jenem Vorfalle habe ſich die Gräfin mit ihrer Tochter aus der Stadt entfernt, Leopold ſey noch eine Zeit lang, wie in Verzweiflung, umhergegangen, dann auch plötzlich verſchwunden, ohne daß er bis jetzt etwas

von allen habe erfahren können. Auch der Vater habe ſich ſeit jenem Tage nicht mehr vor ihm ſehen laſſen.

Heinrich hatte von Herzen ſeinem unwürdigen Freunde verziehen, aber das thut ſchon wehe, einem Freunde verzeihen zu müſſen und das Band der Liebe zwiſchen uns und einem Menſchen zerriſſen zu ſehen, der wenigſtens einmal mit ungeheuchelter Innigkeit uns zugethan war. Aber mehr als Leopold, von dem allmälig ſelbſt ſeine Gedanken ſich losſagten, beunruhigte ihn Albert, der Mahler. Den ganzen Winter über hatte er von dieſem keine Nachricht erhalten, und auch jetzt, da die verabredete Zeit verlaufen war, erſchien der Erwartete nicht. Heinrichs Beunruhigung ſtieg mit jedem Tage. Der Arzt hatte zu einer Reiſe, als für ſein Befinden ſehr zuträglich, gerathen; dieß beſtimmte ihn um ſo mehr zu einem Ausfluge. Er wollte den Freund an dem wohlbekannten Orte bey dem Comer-See aufſuchen; wenigſtens hoffte er dort etwas Beſtimmteres über ihn zu vernehmen. Mit einem Herzen, voll von dem innigſten Danke und der feurig-

ſten Liebe trennte er ſich von der edlen Familie, in deren Schooße ihm ſelbſt Schmerz und Wunde theuer geworden waren. Er hoffte bald mit Albert zu den Freunden zurückzukehren.

Mit ſeiner Kraft und Geneſung gewann er auch ſeine gewohnte Heiterkeit wieder, und um von ſeinem innern Seelenhimmel auch die letzten Wolken zu verſcheuchen, war nichts förderlicher als die Reiſe in dieſer Jahreszeit und die in ihm durch die heitre Umgebung erhöhete Hoffnung, den geliebten Freund bald zu ſehen. Voll Sehnſucht nach dieſem eilte er, wie im Fluge, ohne Raſt durch das ſchöne Land, das noch in dem friſcheſten Frühlingsglanze und in aller Fülle der reizendſten Vegetation prangte, ohne daß die heißere Jahreszeit, die eben herannahte, etwas daran gebleicht oder entſtellt hatte. Er kam ſeinem Freunde zuvor, und da man an dem Comer-See auch den Mahler, nicht aber Friedberg erwartete, ſo entſpann ſich hieraus bey Cäcilien, die noch keinen der beyden Freunde geſehen hatte, die Verwechſelung zwiſchen beyden. Aber war Cäcilie über die

Täuſchung betroffen, ſo war es unſer Freund in noch höherem Grade; doch es war ein freudiges Staunen bey beyden. Aus Alberts Schilderung hatte er in der Jungfrau ein leidendes, blindes Weſen erwartet, und nun ſtand ein freudiges Bild des blühendſten Lebens vor ihm, das aus den ſchönſten Augen ihn anblickte und über deſſen ganzes Weſen eine Reinheit, ein Reiz, eine Anmuth, eine Lieblichkeit verbreitet war, wie er noch nie geſehen hatte. Auch der Freyherr trat jetzt mit dem Enkel herbey. Man verſtändigte ſich leicht; man bewillkommte ſich wie alte Freunde, die nach langer Trennung unerwartet zuſammentreffen, und forſchend einander anſehen, und je mehr ſie einander anblicken, um ſo deutlicher die lieben wohlbekannten Züge und Eigenheiten, aller Veränderungen ungeachtet, welche die Zeit und ungleiche örtliche Sitte und Geſellſchaft darin hervorgebracht haben, wieder an einander erkennen. Heinrich war durch die Briefe ſeines Freundes mit allen Gliedern der kleinen Familie wohl vertraut geworden. Er ſelbſt aber hatte von ſeiner tiefern, geheimern, innern Seite ſich ih-

nen enthüllt, ſein Eigenſtes in ihre Hand gegeben. Denn Albert, ſtolz auf ſeinen herrlichen Freund, hatte zuletzt nicht mehr bloß die Schilderung von ſo vielen merkwürdigen Denkmählern des Alterthums, ſondern auch gar manche andere Stelle mitgetheilt, worin die ganze Hoheit ſeines Freundes ſich kund gab. Wie man ſonſt wohl nach den Zügen des Geſichts und der ganzen äußern Erſcheinung eines Menſchen ſich ein Bild ſeines Characters und innern geiſtigen Lebens entwirft: ſo hatten ſie aus der Eigenthümlichkeit ſeines verborgenen geiſtigen Seyns, wie dieſe aus ſeinen Briefen hervorleuchtete, deſſen Spiegel und Abdruck, ſein ſichtbares Bild ſich entworfen, und Cäcilie begriff ſich ſelbſt nicht, wie ſie ihn nur einen Augenblick hatte mit Albert verwechſeln können, der doch ganz anders ausſehen müſſe. Alle verſicherten, ſich gerade ſo ſein Bild gedacht zu haben; aber was ſie ihm nicht ſagten, er erſchien ihnen noch höher und herrlicher, als ſie ſich ſein Bild entworfen hatten. Über das Heil, das Cäcilien widerfahren, bezeugte er ſeine wärmſte Freude, und ſie waren gleich in den er-

ſten Stunden ſo vertraut unter einander, als ob ſie ſchon viele Jahre mit einander gelebt hätten. Auch ihre gemeinſame Liebe zu Albert, ja ihre Sorge um ihn, band ſie noch näher an einander und der Mahler war natürlich bald der Gegenſtand ihres Geſpräches. Man forderte von einander Auskunft über ihn, ohne ſich dieſe geben zu können. Darin aber ſtimmten alle überein, daß er, wenn auch durch irgend eine Hinderung aufgehalten, ſpäter, als die Abrede es verhieß, doch gewiß kommen werde, weil er ſonſt ohne Zweifel ſeine Freunde würde von ſeinem veränderten Entſchluſſe benachrichtigt haben, zumal da Friedbergs fernere Reiſeplane auf ſeiner Rückkehr beruhten. Dieſen aber lud man auf das freundlichſte ein, bey ihnen des gemeinſamen Freundes Ankunft zu erwarten.

Wie gern gehorchte nicht Heinrich dieſer Einladung. Auch ſeinen für alle Schönheit der Natur ſo empfänglichen Geiſt ſprach die herrliche Landſchaft mächtig an, und mit einem geheimen, ihm ſelbſt unbewußten Reize feſſelte ihn ſogleich Cäciliens erſte Erſcheinung. Er

bezog in dem nahen Dorfe daſſelbe Haus, daſſelbe Zimmer, das ſein Freund bewohnt hatte, und war wie dieſer der tägliche Geſellſchafter der Familie des Freyherrn. Und wie viel heiterer war nicht jetzt das Leben in dieſem Hauſe! Die frühere trübe Stimmung war durch Alberts Ernſt oft noch düſterer geworden; mit Cäciliens Augenlichte aber war auch ein Licht der helleſten Freude in dem Hauſe aufgegangen. Sie war viel lebendiger und regſamer geworden, und ſie genoß um ſo mehr die ganze Süßigkeit des Lebens, das alle ſeine Reize in dem ſchönſten Lande um ſie ausbreitete, als der Genuß deſſelben in ihrem reinen Herzen durch keine ſtörende Beymiſchung getrübt wurde. Mit welchem Entzücken blickte ſie immer noch in die helle, ſonnenbeleuchtete Landſchaft hinein, als ob ſie ſich zum erſten Male vor ihrem erſtaunten Auge aufſchlöſſe, oder wie ſelig ſtand ſie nicht oft vor einer Blume, und konnte den trunkenen Blick nicht abwenden. Heinrich theilte dann ihr ganzes Entzücken. Auch ſein ſtiller Sinn war beſonders der unſchuldigen Welt der Pflanzen befreundet, die

er früher zu einem eigenen Gegenſtande ſeines Studiums gemacht hatte. Oft brachte er von den Wanderungen, die er auf die benachbarten Berge und an dem See hin machte, dreyßig oder vierzig verſchiedene Pflanzenarten mit zurück, und es gewährte ihnen dann ein ganz vorzügliches Vergnügen, gerade ihre verſchiedenartigen Blühen mit einander zu vergleichen, wie zumal in dieſen nicht bloß die herrlichſte Pracht ſtummer Schönheit, ſondern auch eine bewundernswürdige Mannichfaltigkeit der Formen ſich dem Auge darbietet. Wer könnte auch zählen alle dieſe Blumengebilde, wie ſie im Spiele aller Farben, zwiſchen dem Teller, dem Rade, dem einfachen Sterne bis zur vollſten Roſe und der Sonne, die aus ihrem Mittelpunkte zahlloſe Strahlen ausſendet, zwiſchen der Röhre und dem Trichter, dem Kelche und der Glocke wechſeln; hier der Kugel, dort dem Kreuze, oder dem Helme oder der Larve ihre Geſtalt ſcheinen abgeſehen zu haben; bald ſich ſchließen, bald die Lippen oder den Schlund oder Rachen öffnen, und dort wieder in wunderlicher Miſchung aller Formen ſich gefallen.

bis zu der Schmetterlingsblume, die von dem ſummenden Inſekte ſelbſt, das daraus den Honig ſaugt, die Flügel ſcheint gebergt zu haben. Dabey konnte Cäcilie oft in lauter Freude jubeln, und wenn uns oft ſchon der Anblick einer einzigen neuen Pflanzenform, einer noch nicht gekannten anmuthigen Blüthe ſo hohes Vergnügen gewährt, ſo denke man ſich das freudige Staunen und die Verwunderung eines für ſolche Schönheit ſo empfänglichen Gemüthes, wie das Cäciliens war, dem eine ganze blühende Welt in ihren reichſten Formen und dem helleſten Farbenlichte mit Einem Male ſich aufthat. Nicht bloß ihr Auge, auch ihr Herz freute ſich, und ihr glänzender, zum Himmel gewendeter Blick ſagte, wie ſie dabey gedenke des Herrn ſolcher Herrlichkeit.

Auch Heinrich fühlte ſich dann tief durchdrungen von Verehrung vor der Fülle und dem unerſchöpflichen Reichthume der ſchaffenden Weisheit, die allein ſchon das Gebilde der einzigen Pflanze in ſo unendlicher Mannichfaltigkeit der Formen darſtellt. Es giebt Leute, ſagte er eines Tages, die ſich wundern, wie

man einem ſo unbedeutenden Dinge, als die Pflanze iſt, überhaupt nur Aufmerkſamkeit ſchenken kann, aber in der That, ich begreife es nicht, wie ein Menſch auch die einfachſte, unanſehnlichſte Pflanzenform ohne höchſte Verwunderung anzuſehen vermag. Und wie ſollten nicht auch die Pflanzen, die unſerm Auge den lebendſten Anblick gewähren, deren Farbe die der Hoffnung und des Lebens iſt und denen wir überall begegnen, wo wir nur einen einzigen Schritt in das Freye hinaus thun, vorzüglich unſre Aufmerkſamkeit, ja unſre Liebe verdienen, und welchen reichen Genuß habe ich nicht ſchon meiner Beſchäftigung mit dieſen harmloſeſten Kindern der Natur verdankt! Nicht nur, daß wir in jeder Pflanze, die wir lange nicht geſehen haben, gleichſam wieder einen alten Freund und lieben Bekannten begrüßen, und die ödeſte, einförmigſte Gegend, der ein anderer nicht früh genug entfliehen kann, durch eine ſeltene, eine fremde Pflanze, die uns dort begegnet, einen ungemeinen Reiz für uns gewinnt: wie viele Erinnerungen ſind nicht zugleich für uns an die Pflanzen geknüpft! Wie

vermöchten wir ſie auch wieder zu ſehen, ohne dabey des Ortes, des Berges, des Fluſſes zu gedenken, wo wir ſie zuerſt fanden, oder des Freundes, aus deſſen Hand wir ſie empfingen und der ſie uns ſuchen half, oder ſo manches Umſtandes und Verhältniſſes, ſo manches kleinen Begegniſſes, das an ihre Erſcheinung für uns geknüpft war. Freylich, fügte er hinzu, lauter freudige Erinnerungen ſind es auch nicht immer. So kann ich die ſchöne Perſiſche Syringe nicht anſehen, ohne dabey eines frühe verblüheten lieben Bruders zu gedenken, der dieſe Blume vorzüglich liebte und den wir auch im Tode damit bekränzten.

Dabey gedachte auch Cäcilie der Blumen, die ihr Bruder Robert bey dem Beſuche in der Erziehungsanſtalt bringen wollte und welche zuerſt recht lebendig das ſchmerzliche Gefühl in ihr weckten, daß die blühende Welt vor ihren Augen ſich geſchloſſen habe. Zugleich trat der Bruder auf das lebendigſte in ihre Erinnerung, und vielleicht, dachte ſie, ſieht er nicht bloß keine Blumen, auch den Blick der Himmelsſonne,

der ſich ſo lieblich in den Blumen ſpiegelt, nicht mehr.

Achtes Kapitel

Indeſſen wenn auch zuweilen der düſtere Schatten einer ſchmerzlichen Erinnerung in das lichte Leben unſrer Freunde fiel, ſo verſchwand er ſchnell wieder in der Heiterkeit deſſelben; und wenn oft die ſie umgebende reizende Natur der Gegenſtand ihrer Geſpräche ward, ſo kehrten ſie nicht minder häufig mit Heinrich nach Rom zurück. Beſonders freuten ſich alle, wenn er von der hohen Liebe und Innigkeit in Füllemanns Familie erzählte; denn ſeine eigenen Schickſale berührte er nie, weil er überhaupt nicht gern von ſich ſelbſt ſprach, am wenigſten aber in Cäciliens ſtiller Seele das Entſetzen vor ſolchem Gräuel hervorrufen wollte. Dagegen erzählte man ihm vieles von ihrem gemeinſamen Freunde und zeigte ihm gar man-

ches Bild, das dieſer bey ihnen gemahlt oder nur im Umriſſe leicht und doch kräftig entworfen hatte. Mit beſonderer Rührung und Freude hörte aber Heinrich zu, wenn die Rede auf den alten Medicus kam, und je mehr er von dieſem vernahm, um ſo deutlicher trat auch aus ſeiner eigenen Erinnerung deſſen ehrwürdige, wohlbekannte Geſtalt hervor. O es leidet keinen Zweifel, rief er eines Tages freudig aus, es iſt kein anderer, als der herrliche Theodorus! Ja, wo dieſer ſich zeigt, muß er auch, als ein rechter Bote Gottes, den Segen des Himmels mit ſich bringen. Auch mein Wohlthäter iſt er, und wenn ich in mir nicht ganz des Glaubens entbehre, wem anders verdanke ich dieß, als ihm?

Der Freyherr und Cäcilie baten, ihnen nichts verborgen zu halten, was er von dieſem Manne wiſſe, den auch ſie ſo ſehr verehrten, und der ſie aus großer Beſcheidenheit mit den Schickſalen ſeiner Perſon ganz unbekannt gelaſſen habe.

O, ſagte Heinrich, daß meine Zunge Worte fände, Ihnen dieſen Mann zu ſchildern, wie ſein Bild groß und herrlich vor meiner Seele

ſteht! Noch hat mir von allen Menſchen, denen ich begegnet bin, keiner ſo hohe Verehrung, als dieſer, abgewonnen; und kaum kann ich meinen Vater mehr lieben, als ihn. Doch hören Sie erſt, wie ich mit ihm bekannt wurde.

Ich habe Ihnen ſchon die Stadt genannt, wo ich meine wiſſenſchaftlichen Studien vollendete. Botanik war damals ſchon eine meiner liebſten Beſchäftigungen, und wie oft wanderte ich nicht auf den Bergen umher, welche über die freundliche Stadt zu beyden Seiten des Stromes aufſteigen, um alles zu ſammeln, was die dortige Flora in ſo reicher Fülle darbietet. Wenn ich ſo recht mit Pflanzen bepackt und die Hände ſo damit angefüllt, daß ich den Gruß eines Vorübergehenden nicht zu erwiedern vermochte, die einſamen Pfade hinwandelte, begegnete mir oft die freundliche, einfache Geſtalt eines ältlichen Mannes, den ich ſogleich für einen Landgeiſtlichen hielt. Wir waren nach und nach, ohne mehr als einen flüchtigen Gruß gewechſelt zu haben, Bekannte geworden. Eines Tages hatte ich mich an dem Abhange des Ber-

ges gelagert, ganz verſunken in der Betrachtung der herrlichen Gegend, durch welche der goldene Strom, glänzend in dem Scheine der Abendſonne, floß, und über die ein röthlicher Duft wie mit roſigem Hauche hinwehte und das Ganze zu einem einzigen magiſchen Bilde mit wunderbarem Reize zuſammen verwebte. Er hatte ſich indeſſen zu meiner Seite niedergelaſſen und mochte eine Weile ſchweigend neben mir geſeſſen ſeyn, bis ich ſeine Nähe bemerkte. Nun drückte er mir leiſe die Hand, eine Thräne glänzte in ſeinem Auge. Ja, das iſt herrlich! ſprach er, und nun entſpann ſich das erſte Geſpräch zwiſchen uns, das er von ſeiner Seite mit der Einladung ſchloß, ihn in ſeinem ſtillen Aufenthalte zu beſuchen.

Das ganze Weſen des Mannes hatte mich wunderbar angeſprochen. Ich benutzte den nächſten freyen Tag, ihn in ſeinen Umgebungen näher kennen zu lernen. Der Weg führte mich durch einen gar herrlichen Buchenhain in ein freundliches grünes Wieſenthal, durch das ein klarer Bach rann, zu deſſen Seiten ein friedliches Dörfchen ausgebreitet lag. Frucht-

bare Getreidefelder ſchloſſen auf der andern Seite an die Wieſen ſich an, alles verkündete Reinlichkeit und Wohlſtand. „Sogleich beym Eingange des Dorfes ließ mich ein artiges Landhaus, von Gärten rings umſchloſſen, die geſuchte Wohnung vermuthen. Freundlich trat mir Theodorus aus dem Garten entgegen; mir herzlich die Hand ſchüttelnd, rief er ſeine Gattin herbey, die im Garten beſchäftigt war, ein thätiges, anſpruchloſes Hausmütterlein, die aber unter ihrer Anſpruchloſigkeit Eigenſchaften verbarg, welche man kaum da hätte ſuchen ſollen, und die ſie des herrlichen Gatten ganz würdig machten. Siehſt du nun, liebe Eliſabeth, ſagte er, daß mich meine Ahnung nicht trog, ein lieber Freund würde uns heute beſuchen? Ich fühlte mich ſo wohl unter dieſen Menſchen, es war mir, als ob ich bey meinen Eltern ſey und nirgends anders daheim ſeyn könne.

Wie oft wiederholte ich dieſe Beſuche, und welche Tiefe des Gemüthes, welche Macht des Glaubens, welche Begeiſterung der Liebe lernte ich immer mehr bey einem Schatze des reich-

reichſten Wiſſens in dieſem Manne kennen! Ich darf wohl ſagen, das Beſte, was ich weiß, habe ich durch ihn gelernt: daß Glauben mehr iſt als Wiſſen. Wie ganz anders ſah er viele Dinge an, als meine frühern Lehrer. Ich bildete mir mit dieſen ein, alle Geheimniſſe des Himmels und der Erde erkundet, das Band gefunden zu haben, welches das Endliche und Unendliche, die Tiefe und die Höhe an einander bindet; bey Theodorus lernte ich Demuth üben. Wenn ich jene ſo oft ſah, wie ſtolze Richter, über das göttlichſte der Bücher Gericht halten, wie ſie hier geradehin etwas wegſtrichen, dort nach angebrachter nöthig geachteter Veränderung es mit vornehmer Miene noch ſtehen ließen; hier das heilige Wort nur als ein Gewand brauchten, ihre eigene Meinung darin zu kleiden, dort etwas für eine beſchränkte Anſicht, einen Wahn jener alten Zeit erklärten oder für eine bloße Nachgiebigkeit des hohen Meiſters gegen dieſelbe, oder für eine Schwäche, ein Vorurtheil, das ſeine erleuchteten Schüler doch als ein Erbtheil ihres Volkes nicht ganz von ſich abſtreifen konnten, über das aber

wir uns billig hinausſetzen dürfen; wenn ich ſah, wie ſo durch die Geſchicklichkeit der Ausleger alles fiel, was mit ihrer eigenen Anſicht nicht zuſammenſtimmte — wie fromm und ſchüchtern, mit welcher heiligen Verehrung ſah ich dagegen Theodorus in der Schrift forſchen! Wie oft, ſagte er, habe ich in dem, was mir erſt nicht paſſen wollte, nachher durch fleißiges Suchen den tiefſten, herrlichſten Sinn gefunden; und daß er den recht Chriſtlichen Sinn beſitzt, wer kann ihn ſprechen hören, ohne ſich davon zu überzeugen?

Ich habe ihn, bemerkte Heinrich bey einem andern Anlaſſe, in ſchwerer Stunde beobachtet. Eine zahlreiche blühende Familie hatte er nach einander verloren; das trübte die Heiterkeit ſeines Geiſtes nicht; zuletzt ſollte er ſich auch von ſeiner Lebensgefährtin trennen. Es war ein harter Kampf, in dem er rang. Aber auch in dem herbſten Schmerze dankte er mit rechter Freudigkeit der ewigen Liebe, daß ſie ihm ſo lange die Freundin geſchenkt hatte. Denn der Vater hätte ſie auch viel früher, ſagte er, zu ſich rufen können, und ich hätte auch die-

ſem Rathſchluſſe mich unterwerfen müſſen. Freylich ſolches Gut zu verlieren, thut wehe; eben darum bete ich immer zu Gott, er möge mir Kraft und Stärke verleihen, damit die Trauer über das Entbehren des theuern Gutes nicht ſo mächtig in mir werde, daß ich darüber die hohe Wohlthat vergeſſe, die er in dem langen Genuſſe deſſelben mir ſo gnadenreich gewährt hat. Und auch das, ſetzte er hinzu, iſt mir ja ein Troſt, daß ich alle Sorge zurücklaſſe, und wenn einmal des Herrn Stimme mich ruft, um ſo freudiger hinübertrete aus dieſer ſchönen Welt in die noch ſchönere, als auch alle meine Lieben mir von dort entgegen winken. Jetzt aber will ich in ſeinem Dienſte wirken, ſo lange er mir den Tag ſchenkt. Und er hat treulich Wort gehalten.

Er liebte mich, fuhr der Erzähler fort, wie ſeinen Sohn, und weil ich ſah, wie wehe dem alten Manne ſeine gänzliche Einſamkeit that, ſo zog ich eine Zeit lang zu ihm hinaus. Früher ſchon hatte er neben ſeiner Theologie das Studium der Medizin ergriffen. Damit beſchäftigte er ſich nun viel, und pflegte oft zu

ſagen: ein ähnliches Band wie das, welches Leib und Seele an einander knüpft, verbindet auch die Wiſſenſchaften unter einander, welche uns beyde kennen und heilen lehren; und nie nahte ich mit meiner geiſtlichen Hülfe willkommener, als wo ich auch die leibliche brachte. Mit der zärtlichſten Liebe hingen alle an dieſem Manne, welche um ihn lebten, und unter allen befand ſich nicht einer, dem ſelbſt, oder deſſen Familie er nicht irgend eine Wohlthat erwieſen hätte.

Er war es, der mich in die Zeit der Reformation, da der Glaube jugendlich friſch und ſtark den Banden des Kirchenthums ſich entwand, zurückwieß. Denn er ſelbſt lebte ganz in jener Zeit und las am liebſten die Schriftſteller derſelben. In dem Sinne dieſer Zeit nannte er ſich auch mit dem Griechiſchen Namen Theodorus, denn ſein Familien-Name iſt eigentlich Gottſchenk. Nie habe ich ihn mehr begeiſtert geſehen, als wenn er von dieſer Zeit ſprach. Da, ſagte er, gab es noch mächtige Geiſter, die kühn genug waren, wie jene Märtyrer unſrer frühern Chriſtlichen Kirche, für

ihre heilige Überzeugung Blut und Leben zu opfern, und welche hohe, herrliche Kraft ſetzt es nicht voraus, welches Licht des Geiſtes, ſo mit einem Male den Wahn ganzer Jahrhunderte, in welchem ſie ſelbſt genährt und erzogen waren, von ſich zu ſtoßen! Da lebte noch der Glaube, der unſrer Zeit verloren gegangen, und woran auch könnte ein Chriſtliches Herz nächſt Gottes Wort, das ja auch dieſer Heldenglaube wieder eröffnet hat, ſich beſſer laben!

Auch habe ich meinen milden, freundlichen Theodorus nur ein einziges Mal recht ingrimmigen Muthes geſehen, als er einſt ein Buch in die Hände bekam, worin ſo ziemlich offenbar behauptet ward: der Segen der Kirchen-Reformation ſey eben ſo hoch nicht anzupreiſen, ſie habe nur den ruhigen Gang der Entwickelung der Menſchheit geſtört und viele Noth und Verwirrung in die Welt gebracht, wobey gar manche zarte, ſüße Blüthe erdrückt worden; alles wäre doch, auch ohne die ſtürmiſchen, gewaltſamen Reformatoren ſo gekommen und nebenbey manches Herrliche, das durch ihren Ungeſtüm zu Grunde gegangen, gerettet

worden. Erſt ſchwieg er eine Weile, und ſah nochmals das Buch an, als ob er ſich überzeugen wolle, daß es wirklich alſo da geſchrieben ſtehe. Was? rief er dann; dieß kommt mir eben ſo vor, als wolle man es einem Menſchen, den man liſtig nach und nach mit ſo vielem Schmuck und allerley Zierrath behangen, daß er zu erſticken in Gefahr iſt, verargen, daß er gewaltig allen den Schmuck anfaßt und wie er deſſelben habhaft werden kann, Stück für Stück abreißt, und nicht lieber geduldig harret, bis man ihm vorſichtig alle die ſchönen Bänder und Kettlein und Gewänder abnehme! Auch ohne dieß würde man ihm nach und nach ſeine Freyheit und die friſche Lebensluft wiedergegeben haben, und von dem Schmucke hätte er dennoch die auserleſenſten Stücklein beybehalten und zu eigener Zierde und dem Ruhme Gottes tragen können. "Ja ſelbſt, wenn er — was nicht geſchah — in der Freude der wieder erlangten Freyheit zu weit gegangen, wer trage anders die Schuld, als die, welche ſo lange ſein heiligſtes Erbe ihm entzogen? "nd dieſe Weiſen in ihrer Klugheit, ſollen ſie

nicht bemerkt haben die Hand des Herrn, wie ſie ſo huldvoll aus jener gewaltigen Zeit hervorwinkt? Oder glauben ſie, ein Paar Menſchlein hätten mit ihrem ſchwachen Odem eine ſolche Gluth und ein ſo hoch loderndes Feuer anzufachen vermocht, daß die tauſendjährige Hierarchie es nicht ausblaſen konnte, wenn nicht eben die Vollendung der Zeit einen ſolchen Umſchwung der Dinge herbeygeführt hätte? Und wie allen großen Begebenheiten darauf hindeutende Zeichen und Wunder vorangingen, und tiefere Geiſter immer zuvor das ſchauten und verkündeten, wozu erſt die nachfolgende Zeit reif wird, und voraus bluteten für die Wahrheit, welche die kommenden Geſchlechter frey machen ſoll: ſind nicht dem heldenmüthigen Luther ſchon Waldus, Wikleſ und Huß vorangegangen? Immer aber, ſchloß er, wo der Glaube neu verjüngt auflebte, ward es ihm zu enge in den Schranken des Kirchenthums, und er hat dieſe mit ſeiner friſchen Jünglingskraft zerbrochen. Aber jetzt, da der Glaube allmälig ſiech und matt geworden, ſucht man ſich durch allerley Bilder und Phantaſieſpiele

zu einer künſtlichen Andacht zu erhitzen; und wenn nun der Heiland ſelbſt in ſeiner Einfalt und Demuth käme und ſie ermunterte, vor allem innen das Haus der Seele zu reinigen, ehe ſie außen allerley Schmuck anfügen: ich zweifle nicht, viele würden ſein nüchternes Wort unſchmackhaft finden, oder, ſeinen Landesgenoſſen gleich, nur Zeichen und Wunder ſehen wollen.

Wohl, ſagte Cäcilie, das muß eine gewaltige Zeit geweſen ſeyn, in der ſolche Männer für den Glauben kämpften.

Freylich, entgegnete Heinrich, und man möchte eine rechte Sehnſucht darnach in ſich fühlen, wenn man den Mangel an Glauben und rechter Kraft in unſrer Zeit anſieht. Wer aber erkennt nicht ſchon den ganzen herrlichen Luther in der einzigen Antwort, die er einmal einem ſeiner Gegner ertheilte? Denn als ihn dieſer fragte: glaubt ihr wohl, die Fürſten würden euch mit Waffen vertheidigen? und wenn ſie es nicht thun, wo wollt ihr bleiben? — ſo antwortete zuverſichtlich der hochherzige

Mann: wenn nicht unter dem Himmel, doch im Himmel.

Überhaupt, ſagte der Freyherr, wie herrlich erſcheinen uns dieſe Männer, wie thätig und uneigennützig in ihrem öffentlichen Leben, wie groß und unverzagt in ihrem ſchweren Kampfe, dabey wie einfach und mäßig, wie voll Milde und Liebe in dem Kreiſe ihrer Familien, ſo recht den Sinn für das Größte und Kleinſte in ſich vereinend! Ohne eines andern Reizmittels zu bedürfen, floß ihre Begeiſterung einzig aus ihrer Glaubensfreudigkeit hervor. Luther ſaß oft Tage lang, ohne faſt nur etwas Speiſe zu genießen, bey ſeiner Bibelüberſetzung. Melanchthon ward einſt von einem Franzoſen, welcher kam den berühmten Mann zu ſehen, getroffen, wie er in einer engen Kammer bey der Wiege ſeines Säuglings ſaß, die er mit der einen Hand hin und her bewegte, während er mit der andern ſeinen Plato hielt, in welchem er las.

Und Luther, ſagte Heinrich, hat nie für ſeine Vorleſungen oder Schriften die geringſte Bezahlung genommen. Wenn ich, ſagte er,

mir es nicht ließe von Herzen ſauer werden um des Mannes willen, der für mich geſtorben iſt, ſo ſollte mir die Welt nicht können Geldes genug geben, daß ich ein Buch ſchreiben oder etwas in der Bibel verdollmetſchen ſollte. Ich will meine Arbeit nicht von der Welt belohnt haben, ſie iſt zu gering und arm dazu. — Das heiße ich hoch und doch demüthig geſprochen!

O, ſagte Cäcilie, bloß wegen ſeiner Liebe zu dieſen Männern möchte ich unſern ehrwürdigen Theoderus ſchon lieb haben, und was zeugte auch mehr von der Verwandtſchaft ſeines Geiſtes mit denſelben, als ſeine Liebe zu ihnen?

Neuntes Kapitel.

Wie wir gern im Kreiſe geliebter Freunde ein Geſpräch, welches uns das erſte Mal Vergnügen gewährte, von neuem wieder auffaſſen, ſo wurde auch an dem folgenden Tage die

Kirchen-Reformation der Gegenstand ihrer Unterredung.

Heute früh, sagte Cäcilie, als ich in den Gängen des Gartens wandelte, kam mir unser gestriges Gespräch in Erinnerung; und da mahlte ich mir denn in meinem Geiste aus, wie schön es wäre, wenn die gesammte Kirche, nicht bloß ein Theil derselben, der Reformation sich erfreute, die ganze Christenheit einträchtig nur Ein Bekenntniß ausspräche, jeder Ort nur Ein Gotteshaus hätte, wo alle Gläubige desselben sich versammelten, um aus demselben Munde die Verkündigung des Evangeliums zu vernehmen, aus derselben Hand die Zeichen der göttlichen Gnade zu empfangen. Wenigstens begreife ich nicht, wie die Reformatoren, die doch so wahrhaft fromme, vom Glauben erfüllte Männer waren, es konnten geschehen lassen, daß unter ihnen selbst eine Trennung entstand?

Wir dürfen nicht vergessen, entgegnete der Vater, daß dem Menschen auch in seinen höchsten Bestrebungen oft etwas Menschliches begegnet. Ihre Lossagung von der Kirche aber darf man in der That ihnen nicht tadelnd vorrücken. Sie

baten, sie flehten: man hörte sie nicht; und als man statt Überzeugung ihren Gründen endlich die Gewalt entgegensetzte, so blieb ihnen nichts übrig, als entweder den Schritt, den sie einmal vorwärts gethan hatten, wieder zurück zu thun, — was sie nicht vermochten — oder den Waffen die Waffen entgegen zu kehren und sich selbst zu einer eigenen Kirche zu gestalten, wobey sie denn freylich sich unter einander entzweyten.

Zugleich, stimmte Heinrich bey, dürfen wir ihr grosses Verdienst nicht übersehen, daß wenn sie äußerlich zu einer kirchlichen Trennung den Anlaß gaben, sie in einem höhern Sinne die Einheit der Kirche wieder herstellten, nämlich die allein wahre Einheit, die unsichtbare Gemeinschaft mit dem Herrn, aus der durch den Verfall der äußern Kirche so viele Glieder derselben waren gezogen worden. Denn Tausende allerdings hielten sich in dem Kreise gewisser kirchlichen Handlungen, dieselben Irrthümer, dieselben Bande Einer geistlichen Macht hielten sie umschlungen; indem aber die Erkenntniß der Wahrheit und der Glaube in ih-

nen erwachte, und ſie von jenen und der von denſelben beherrſchten Kirche ſich losſagten, ſo gelangten ſie eigentlich erſt zur Einheit der wahren Kirche, des Bundes aller Heiligen, der nicht auf der Übereinſtimmung kirchlicher Gebräuche, ſondern eines wahren Glaubens und gottſeligen Lebens beruht.

Überhaupt, bemerkte der Freyherr, würden wir ſehr irren, wenn wir, worauf auch unſer Theodorus hinweiſet, in dem ganzen Werke der Kirchen-Reformation nur etwas Menſchliches erblicken wollten. Mächtige Leidenſchaften haben, das läßt ſich nicht läugnen, von beyden Seiten mitgewirkt, und ohne dieſe wäre gar manches anders geworden, aber nur allmälig führet die Vorſehung ihre Kinder von einer Stufe zur andern, und einer zukünftigen Zeit bleibt es vorbehalten, das noch Unvollendete zur Vollendung zu bringen.

Allein, fiel Cäcilie ein, wäre nicht wenigſtens jetzt die Zeit reif zu einer Vereinigung beyder evangeliſchen Kirchen?

Es iſt, entgegnete der Vater, jetzt keine Zeit, in der eine Kirche ſich geſtalten könnte;

das äußere Leben der Menſchen iſt noch zu ſehr bedroht und der Lärm des Krieges übertönt alle frommen Gebete.

Hierzu freylich, ſtimmte Heinrich ein, bedürfte es einer ſtillern, friedlicheren Zeit, in der zugleich die Staaten unſres deutſchen Vaterlandes, wo vor allen die beyden Kirchen in ſchweſterlicher Eintracht neben einander beſtehen, mehr durch ein gemeinſames Band wieder verbunden wären.

Vor allem aber, ſagte Harder, — ſoll die Kirche ſich wieder neu geſtalten und in den Staaten kräftiges Leben gewinnen, wäre es nothwendig, daß erſt in den Staaten ſelbſt wieder die Idee des Chriſtlichen aufiebte, wie dieſe in früherer Zeit, wenn auch nicht immer klar erkannt, doch in einem mächtigen Gefühle durch dieſelben wirkte. Denn wenn die Fürſten, als Häupter der Staaten, ſich der Kirche entgegenſetzten, ſo war es eigentlich nur der Kampf gegen die Uebermacht derſelben, und ſie ſelbſt hörten nicht auf, auch bey dieſem Kampfe in ihrem innerſten Glauben getreue Söhne der Kirche zu ſeyn. Aber jetzt ringt die Kirche nicht

mehr um die Übermacht, ſie iſt zufrieden, ihre Exiſtenz zu erkämpfen.

In der Idee des Chriſtlichen in den Staaten, verſetzte Heinrich, dieſen Gedanken auffaſſend, lag es denn auch, daß es einem Staatsmanne gar nicht in den Sinn kam, als ob ein anderer, als ein Chriſt, Bürger eines Chriſtlichen Staates und mehr als darin geduldet ſeyn könne. Auf dem Geiſte des Chriſtenthums beruht das eigenthümliche Leben unſrer Abendländer, und alle Europäiſche Staaten fühlten ſich durch die Idee, daß ſie Chriſtliche Staaten ſeyen, wie durch ein gemeinſames Band gegen alle Außer-Europäiſche Staaten verbunden; ſo wie man es jedem Chriſtlichen Fürſten vergiebt, nur mit einem nicht Chriſtlichen, als dem Türkiſchen Kaiſer, zumal gegen einen Chriſtlichen, ein Bündniß einzugehen.

Mit der Franzöſiſchen Revolution, ſagte der Freyherr, ging dieſe Idee des Chriſtlichen, die früher ſchon zu wanken anfing, erſt völlig in dem Syſteme der Europäiſchen Staaten unter; ſo wie es auch Frankreich zuerſt war, das durch ein Staatsgeſetz die Anſprüche auf hür-

gerliche Rechte von dem Chriſtlichen Glauben unabhängig machte und die Nothwendigkeit einer kirchlichen Weihe bey den höchſten Momenten des Lebens aufhob, indem es dieſe zu bloß bürgerlichen Handlungen herabſetzte, ſo daß es dem Glauben des Vaters überlaſſen bleibt, wie fern er bey der Geburt ſeines Kindes, oder dem Bürger, der in das eheliche Verhältniß tritt, wie fern er hierzu, ſo er nur die Formen des Staates beobachtet, eine kirchliche Einſegnung nöthig erachtet.

Ueberhaupt, erwiederte Heinrich, verkennt man immer mehr, wie der Staat ſelbſt in ſeinem Grunde auf etwas Göttlichem in dem Menſchen beruht, und alle ſeine Gewalt ihn nicht ſchirmen und halten könnte, fände ſeine Ordnung nicht ihre Sicherheit in einem heiligern Gefühle in dem menſchlichen Herzen, und das Von Gottes Gnaden, was ſonſt die Fürſten ihrem Namen beyzufügen pflegten, hat einen viel tiefern Sinn, als der Witz vieler Politiker je zu ahnen vermochte.

Doch, unterbrach er ſich ſelbſt, wir verlieren uns immer mehr in eine Sache, an der

unſre liebe Zuhörerin wenig Intereſſe nehmen möchte, und kommen von dem Gegenſtande ab, woran ſie ſo viele Theilnahme zeigte.

O, verſetzte Cäcilie, ich höre auch dieſem Geſpräche gern zu, obgleich ich ſelbſt nicht unmittelbar daran Theil nehmen kann; aber da Sie doch ſich unterbrochen haben, geſetzt nun, es wäre in der politiſchen Welt ſtiller geworden, und die Staaten intereſſirten ſich wieder mehr für die Kirche: wie ließe ſich eine Vereinigung der beyden evangeliſchen Kirchen denken?

Es dünkt mich, antwortete Heinrich, die Vereinigung dürfte nicht in dem Sinne geſchehen, daß beyde, was ſie haben, zuſammenwürfen und nun ſich ausglichen, wie viel ſie von beyden beybehalten, oder was für ein Drittes ſie durch die Zuſammenſetzung beyder bilden wollen. Oder wenn beyde evangeliſche Kirchen ſchon durch dieſe gemeinſame Idee des Evangeliſchen, oder, in ihrem Gegenſatze mit dem Katholizismus, die des Proteſtantiſchen, eigentlich von je her nur ein einziges kirchliches Gebäude gebildet haben, das bloß eine in ſeiner

Mitte aufgeführte Scheidewand in zwey Kirchen theilt: so iſt es nicht genug, damit Eine Kirche ſey, die Scheidewand abzubrechen, und etwa Stühle und Kanzel anders zu ordnen.

Freylich, mahlte Harder das Bild weiter aus, die Scheidewand hat vielleicht gerade zur Erhaltung des alten, von der Laſt der Jahrhunderte gedrückten Gebäudes beygetragen, und nun da ſie weggenommen wird, ſtürzt vollends der ganze Bau zuſammen. Was in jeder Kirche noch einen gewiſſen Geiſt lebendig erhielt, was ſie, als ihr Eigenthum, wenn auch mit Partheyeifer, doch mit Liebe und Werthſchätzung, und in heiliger Scheu vor deſſen Alterthümlichkeit bewahrte, fiele nun mit einem Male; was die Menſchen noch beſaßen, verlören ſie vollends, und ihre Vereinigung beſtände darin, daß beyde nichts mehr hätten, worüber ſie mit einander ſtreiten könnten.

Wohl, faßte Heinrich mit innerer Erwärmung die Rede auf, ſoll etwas Großes und Ganzes entſtehen, ſo müßten beyde Kirchen ſich begeiſtert und kräftig genug fühlen, nach dem

Bedürfnisse dieser Zeit und der in ihr Lebenden, aber vor allem in ächt Christlichem Geiste und Glauben ein neues Werk zu gründen. Denn — wer darf es läugnen — das Christenthum, als göttliche Offenbarung, ist geschlossen; es kann nicht weiter geführet werden, sonst ist Christus der Heiland nicht, auf den die Völker warteten, sondern wir müssen des rechten Erlösers erst noch harren. Aber keine Kirche, als sichtbares Reich des Herrn und von Menschen gegründete Anstalt, ist geschlossen; sie soll immer weiter geführt, dem unsichtbaren Reiche in Amt und Lehre immer gleichförmiger werden. In so fern ist die Kirchen-Reformation nie beendet, sondern durch ewige Zeiten bleibt es die hohe Aufgabe der Christenheit, fort zu wirken an dem Werke des Herrn, und sein Reich äußerlich in den Formen der Kirche und innerlich in dem Geiste und Glauben seiner Heiligen immer mehr zu fördern und zu vollenden.

Aber woran soll man erkennen, fragte Cäcilie, daß die Kirche in dem Streben nach ihrer Vollendung wieder um eine Stufe vor-

wärts ſchreiten müſſe, vor allem, daß ſie zur Einigung ihrer noch getrennten Theile reif ſey?

Darüber möchte, entgegnete Heinrich, eben ſo wenig das Machtwort eines Fürſten, als das Urtheil eines einzelnen Gottesgelehrten entſcheiden können; ſondern ſobald die Maſſe der Gläubigen es tief fühlt und freudig anerkennt: wir ſind Eines mit einander, und von allen Seiten tauſend Stimmen forderten: ſo löſet denn auch äußerlich die Trennung und gebt uns ein Band der Vereinigung. — dann müßten auf dieſen Ruf die Väter der Kirche ſich vereinen, um gemeinſam das Werk zu gründen. Auch dürfte nicht voreilig eine einzelne Kirche vortreten, oder jede für ſich eine eigene Ordnung gründen wollen, ſo daß eben ſo viele neue Kirchen entſtänden, als es Staaten giebt, durch welche die beyden Kirchen zertheilt ſind, und von denen jede nach dem Sinne und der eigenthümlichen Anſicht ihrer Gründer auf eine von den andern mehr oder minder abweichende Weiſe ſich geſtalten müßte, ſo daß die Trennung nur größer würde als zuvor. Wie frü-

her, ſo dürften auch jetzt die einzelnen Kirchen ihre Verbindung mit dem Ganzen, deſſen Theil ſie nur ſind, und die kleinern beſonders nicht die Rückſicht auf die gröſsern aus dem Auge verlieren; in allen müſsten die Vorbereitungen, die einer ſolchen Vereinigung nothwendig vorangehen, getroffen ſeyn, und dann ein gemeinſames Concilium der evangeliſchen Chriſtenheit, ſo weit dieſe zu einer ſolchen Vereinigung reif und dazu entſchloſſen iſt, veranſtaltet werden, zu welchem ſie ihre frömmſten und erleuchtetſten Lehrer ſendete, damit dieſe, geſtärkt durch Gebet, und durch den Gedanken des groſsen Werkes, das ihrer Hand anvertraut worden, über jede kleinliche Leidenſchaft erhoben, in heiliger Begeiſterung eine groſse kirchliche Ordnung, ein Bekenntniſs des Glaubens aller Vereinten, eine Unterweiſung zum Unterrichte der Jugend, eine Sammlung erbaulicher Geſänge, und alles, was in Hinſicht auf Amt, Lehre und Disciplin zur Verherrlichung und einem feſten Bande der neuen vereinten Kirche noth thut, verordnen und veranſtalten möchten, und beſonders auch die Kirchen, wie ſie in einzelnen

Staaten, in der Schweiz, Holland, Sachsen und Würtemberg, noch ungemischt bestehen, zur Vereinigung aufgefordert würden, und so auch mit dem Beytritte dieser die Kirche wieder um eine Stufe weiter ihrer Vollendung näher träte.

O, sagte Cäcilie, wie müßte eine solche Versammlung und gemeinsame Berathung der Väter unsrer protestantischen Kirche wieder allgemeiner das Interesse für die Kirche überhaupt wecken und den Glauben neu beleben; mit welcher Erwartung wären die Blicke aller darauf gerichtet, was sie Erhebendes und Heilbringendes empfangen werden, und wie müßte diesen Männern selbst das Bewußtseyn, hier in dem heiligsten Berufe vor den Augen von ganz Europa dazustehen, das Herz schwellen!

Alles das, sagte Heinrich, möchte vielleicht am bequemsten sich fügen, könnte je in Erfüllung gehen, was ich unsern Theodorus als einen Lieblingswunsch öfter äußern hörte, daß er es doch erleben möge, daß unter den Evangelischen ein Fürst wieder sich erhöbe, der, erfüllt von dem Geiste des großen Churfürsten Fried-

rich des Frommen, welcher in der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in der Rheinpfalz die Reformation vollendete, und selbst in Frömmigkeit und religiösem Glauben seinem Volke voranleuchtend, die Vereinigung beyder Schwesterkirchen in seinen Staaten vermittelte und alle andere evangelische Fürsten durch sein Beyspiel zu dem gemeinsamen großen Werke begeisterte. Denn wie Theodorus überhaupt sich gern mit der Geschichte der Reformation beschäftigte, so gewährte ihm ein besonderes Interesse die Betrachtung des allmäligen Entstehens und Aufblühens seiner eigenen Kirche, und hier stand dann besonders hell und lebendig das Bild des frommen Churfürsten vor seiner Seele. Oft erzählte er mir auf den kleinen Wanderungen, die wir zusammen machten, von der Art, wie dieser Fürst die Kirche in seinen Staaten erneuete, und in wie Christlichem Geiste er das alles vollbracht; wie er in seiner Herzensfrömmigkeit und Glaubenskraft, in ächt väterlicher Liebe und fürstlicher Ruhe und Milde zwischen seinen oft entzweyten Theologen dastand, überall vereinend, wo

dieſe trennten, verſöhnend und beſänftigend, wo ſie die Flamme der Zwietracht anfachten; wie das ſeine höchſte fürſtliche Sorge geweſen, ſein Volk zu wahrem Glauben zu leiten und er, ſelbſt nach Belehrung begierig, nicht verſchmähete, bevor er eine neue Anordnung traf, außer ſeinen eigenen auch die erleuchtetſten Gottesgelehrten des Auslandes zu Rathe zu ziehen.

Er war es ja, ſagte der Freyherr, der, als der gehäſſige Streit ſich erhob, welcher mit ſo viel Erbitterung über den Sinn der Einſetzungsworte des heiligen Abendmahles geführt wurde, ſich an Melanchthon wandte.

Und wen, verſetzte Heinrich, ſpräche aus der Antwort, welche der Meiſter Philipp in lateiniſcher Sprache dem Churfürſten ſandte und worüber er, als er ein halbes Jahr darauf von dieſem Kampfplatze völlig abgetreten war, noch nach ſeinem Tode ſo hart getadelt wurde, nicht ſchon die leidenſchaftloſe Ruhe und der ſtille Friede eines Verklärten an? Dem Churfürſten aber rieth er, um der Schwachen willen allen Streit in dieſer Sache zu unter-

ſa-

ſagen und mit Beſeitigung aller beſtrittenen Redensarten bey der Feyer des heiligen Mahles den Gebrauch der Worte zu gebieten, wie dieſer ſich der Apoſtel ſelbſt bedient: das Brod, das wir brechen, iſt die Gemeinſchaft des Leibes Chriſti *); und dieſe Worte hat die Pfälziſche Kirche durch viele Stürme bis auf den heutigen Tag beybehalten.

O! Melanchthon, ſagte der Freyherr, iſt mir theuer vor allen Reformatoren. Freylich ohne ſeine gewaltigen Mitkämpfer würde dieſer Mann das Werk der Reformation nicht gefördert haben. Ohne die Keckheit zu beſitzen, wie dieſe zu öffentlichem Kampfe mit ſo ſtolzen Gegnern nöthig war, gehörte er zu den frommen und ſtillen Gemüthern, die, dürſtend nach Wahrheit, eben durch die Ruhe und Unbefangenheit, womit ſie darnach forſchen, am fähigſten ſind, ſie aufzufinden; aber ohne ihn, der in der Stille über die Wahrheit wachte, würden auch die andern in der Hitze des Kampfes dieſe nicht zu wahren und feſtzuhalten vermocht

*) 1 Cor. 10, 16.

haben. Er und Luther mußten neben einander ſtehen, damit beyde zuſammen Einen vollkommenen Kämpfer des Herrn darſtellten.

Darum, entgegnete Heinrich, hielt ihn auch der fromme Churfürſt gar werth. Wie unwiderſtehlich aber die Macht wahrer Frömmigkeit alle Herzen bewältigt, bewieß Friedrich mit ſeinem Beyſpiele auf dem Reichstage zu Augsburg, wohin Kaiſer Maximilian, der zweyte dieſes Namens, in dem Jahre funfzehn hundert und ſechs und ſechzig, die Fürſten des Reiches berief. Denn als hier einige der evangeliſchen Stände durch ihren Partheyeifer ſich ſo weit verleiten ließen, mit dem päpſtlichen Nuntius gemeinſame Sache gegen den Churfürſten zu machen, und Friedrich vor Kaiſer und Reich öffentlich ermahnt wurde, die Lehre Calvins nicht, wie er begonnen, in ſeinem Lande einzuführen, wenn er nicht von dem Religions-Frieden ſich ausſchließen wolle, an dem nur die Glieder der Augsburgiſchen Confeſſion Theil hätten; ſo antwortete er in ſo feſtem Muthe und wahrhaft Chriſtlichem Geiſte, daß keiner ſeiner Gegner etwas zu erwiedern vermochte,

der Churfürſt Auguſt von Sachſen aber, indem er zu dem Churfürſten trat und ihm auf die Achſel klopfte, dieſem in der treuherzigen Sprache jener Zeit mit den Worten ſeinen Beyfall bezeigte: Frih, du biſt frömmer, denn wir alle; ſo wie auch der Markgraf von Baden, als die Verſammlung der Fürſten ſich trennte, zu den Umſtehenden die gleichen Worte ſprach: Was fechtet ihr dieſen Fürſten an? Er iſt frömmer, denn wir alle.

Gewiß, ſagte Cäcilie, ein höheres Lob konnte dem edlen Fürſten vor ſo hoher Verſammlung nicht zu Theil werden!

Und, erwiederte Heinrich, hatte je ein Fürſt dem andern ein fürſtlicheres Geſchenk gemacht, als er vier Jahre ſpäter dem Kaiſer Maximilian überreichte, da dieſer ihn bey ſeiner Durchreiſe auf den Reichstag nach Speyer in Heidelberg beſuchte? Indem nämlich der Churfürſt ſeinen hohen Gaſt, da dieſer ſeine Reiſe weiter fortſetzte, eine Strecke begleitete, ſo bot er ihm bey dem Abſchiede eine in die Spaniſche Sprache überſetzte Bibel mit den Worten dar: daß in dieſem Buche ein Schatz aller

Schätze enthalten ſey, nämlich die himmliſche Weisheit, welche Kaiſer, Könige und Fürſten anweiſe, wie ſie glücklich regieren ſollen. Es ſey dieſes in die Spaniſche Sprache überſetzt, woran der Kaiſer am meiſten Gefallen trüge. Und der Kaiſer nahm das Geſchenk nicht allein huldreich an, ſondern verſprach auch, fleißig darin zu leſen.

Welch' ein Bewußtſeyn, ſagte der Freyherr, muß in dem Herzen eines ſolchen Mannes leben, dem die Welt ihre Macht und Ehre, und der Himmel dazu hohe Glaubenskraft und die Fülle eines frommen Gemüthes geſchenkt hat, und der ſelbſt in aller ſeiner Herrlichkeit ſich nur achtet für ein Werkzeug des Höhern, vor dem er, wie jeder andere, ein niederer Knecht iſt!

Und wohl, ſagte Heinrich, nur aus dem Bewußtſeyn einer ſo fürſtlichen und demüthigen Seele konnte das Zeugniß hervorgehen, wie dieſer edle Fürſt in dem Gefühle der Annäherung ſeines Todes ſich ſelbſt es beylegte. Ich habe, ſagte er zu den Umſtehenden, euch und der Kirche lange genug gelebt, jetzt aber

werde ich zu einem beſſern Leben berufen. Ich habe der Kirche zum Beſten gethan, was ich gekonnt, aber nicht viel vermocht. Gott, der alles vermag, und für ſeine Kirche geſorgt hat, ehe ich noch in die Welt gekommen, lebet und herrſchet in dem Himmel; der wird uns nicht Waiſen und mein Gebet und Thränen nicht fruchtlos ſeyn laſſen, welches ich in dieſem Gemache für meine Nachfolger und die Kirche zu Gott knieend gethan.

Eine Thräne glänzte in Cäciliens Auge.

O, ſagte ſie, daß ſo ein zweyter Friedrich wieder erwachen — und, ſchloß Heinrich ihre Rede, ſeinen Glauben als ſeine beſte fürſtliche Gabe ſeinem Volke möge ſchenken können!

Zehntes Kapitel.

Wenn Friedberg ſo von ſeinem vielgeliebten Lehrer erzählte oder deſſen Reden wiederholte, ſo glühete ſichtbar eine heilige Flamme durch ſein ganzes Weſen. Mit welcher Rührung,

mit wie lebendiger Theilnahme faßte aber Cäcilie jedes ſeiner Worte auf. Kein Wunder, wenn bey ſo vielfältiger gemeinſamer Beziehung auf Albert und Theodorus, bey dem Eindrucke, den ſeine eigene Perſon auf ſie nicht verfehlte, eine ſtille Neigung für den Freund in dem Herzen der Jungfrau immer mehr Raum gewann. Es war der erſte Jüngling, der vor ihren wieder geöffneten Augen ſich zeigte, und ſo herrlich mochte nicht leicht ein zweyter erſcheinen. Und wie ganz anders wirkte nicht Cäciliens Nähe auf unſern Freund, als früher Clorindens Geſellſchaft. Er ſagte es ſich oft ſelbſt, daß doch in Cäciliens ſtiller Seele eine weit tiefere, herrlichere Kraft verborgen ſey, als in Clorindens feurigem Geiſte. In Clorinden ſah er nur immer die hohe, ſtolze Gräfin, in Cäcilien die himmliſch reine Jungfrau. Clorinde wußte, wie ſie gewaltig über alle walte, welche in den Kreis traten, den der Zauber ihrer Schönheit um ſie gezogen hatte; nur gegen ihre Mutter war ſie eine demuthvolle Tochter. In Cäcilien war alles bewußtloſe Herrlichkeit, ſie blühete und duftete in dem rein-

ſten Schmucke, nicht anders wie die weiße Lilie unter der halbgeöffneten Roſe in ihrem Garten, die ſich nur von dem Thaue des Himmels zu nähren ſcheint. Hörte man ſie reden, ſo hätte man denken ſollen, ein Kind müſſe eben ſo reden können, und doch war es die Sprache eines Engels. Auch Clorinde war fromm, aber ihr Glaube glich einer Feuerflamme, die mehr verſengt als erwärmt; ihre glühende Phantaſie war ſtets erfüllt von den vielfältigſten Bildern der heiligen Jungfrau und aller Heiligen des Himmels, denen ſie weit mehr Verehrung brachte als dem Unſichtbaren, und ihre Religion und alles ſollte nur dazu dienen, ſie ſelbſt zu verherrlichen. In Cäcilien war niemals der Gedanke, daß ſie fromm ſey, und ihre Andacht war gar aus ihrem Leben nicht geſchieden; man hätte ihr ganzes Daſeyn ein ſtilles Gebet nennen können. Ihr Glaube leuchtete wie ein Lichtſtrahl durch ihre Seele; ſie bedurfte der Pflicht, des Gebotes nicht, denn noch ſchien ſie nicht zur Erkenntniß des Böſen gelangt zu ſeyn.

Wenn darum von Clorindens Glanze das

Auge unſres Freundes oft, wie geblendet, ſcheu ſich abwandte, wie wir es von einem leuchtenden Geſtirne abziehen und doch wieder darauf hinblicken: ſo war ihm, als ob in Cäciliens Nähe eine unbekannte Tiefe in ſeinem Innern ſich ihm erſchließe und ein leiſes, unnennbares Sehnen wie aus einer beſſern Welt ihn anwehe; nie fühlte er ſich heiliger, reiner und auch nie ſeliger, als wenn er in dem Scheine ihrer milden Augenlichter wandelte. Beyde liebten einander, fühlten ſich gegenſeitig zu einander hingezogen, aber es war nur gleichſam erſt die im Sonnenſcheine ſich färbende Blüthe der Liebe, einer Liebe, die nur wenig von der verſchieden iſt, wie ein edler Bruder und eine herrliche Schweſter einander lieben, und wie deren nur Weſen fähig ſind, die in ſolcher Reinheit, wie dieſe beyden, ſich bewahrt haben.

Nur dann, wenn am Abend Heinrich nach einem ſeligen, genußreichen Tage in ſeine ſtille Wohnung zurückkehrte, gedachte er oft mit wehmüthiger Sehnſucht ſeines Freundes. Wie betrübt, wie angſtvoll, ſagte er, haſt du wohl hier oft gerungen mit deiner Liebe, und ich lebe an

dieſem Orte mit einem Herzen voll Himmelſeligkeit. Wo weilſt du auch? O komm', komme doch zu deinem Freunde, der mit offenen Armen deiner harret!

Die Tage waren indeſſen heißer geworden; deſto erquicklicher waren die ſchönen Abende, an denen man gewöhnlich erſt ſpät den Garten verließ; und Heinrich begleitete dann öfter Cäciliens Spiel und Geſang mit ſeiner Stimme. So brachten ſie auch einen beſonders lieblichen Abend abwechſelnd mit Geſang und freundſchaftlichen Geſprächen hin. Eben trat der Mond hell über den Bergen herauf. Heinrich ſaß ſo, daß er dem langen Gange des Gartens den Rücken zukehrte; Cäcilie ſah mit ihren klaren Augen, in welchen der Schein des Mondes ſich ſpiegelte, in denſelben hin. Eine Pauſe war eingetreten, und ſie hielt die Guitarre mit der einen Hand, während die andere läſſig darauf ruhte. Da war es ihr, als höre ſie leiſe Tritte heran rauſchen; ſie heftete ihre Blicke auf die Gegend des Geräuſches hin, und ſtille hob ſich ein bleiches Geſicht aus dem niedern Gebüſch zu Seiten des Weges

hervor, und mit einem Male ſtand, wie angefeſſelt, eine düſtere Geſtalt ihr gegenüber, die, wie eine Leiche, ſie mit ſtarren Blicken anſah.

Albert war es. Truppenzüge und andere Hinderungen hatten den ungeduldig Eilenden aufgehalten. Um ſo mehr beflügelt er, nachdem er die Berge überſtiegen, ſeine Schritte. Nach der letzten langen Tagereiſe iſt er endlich am Ziele ſeiner Wünſche angelangt. Von Ferne hört er Geſang, er naht; an der wohlbekannten Stätte will er die blinde Sängerin überraſchen; da ſieht, von dem Mondſcheine erleuchtet, ein frohes, herrliches Bild mit offenen Augen ihm entgegen. Es war Cäciliens Angeſicht, aber ſo hatte er ſie nur im höchſten Entzücken des Traumes geſehen, wenn ſeine Phantaſie ihr Bild ſchuf, wie ſie liebend und mit offenen Augen ihn anblicke. War es wirklich die Jungfrau? war es ein Trugbild, womit ſeine eigene Phantaſie ihn täuſchte? Sein Fuß ſtockte und ſeine Zunge konnte, in ſchneller Überraſchung, kein Wort hervorſtoßen. Sie aber erbebte bey dem Anblicke der großen, ſtarren Geſtalt, die in dem Schatten recht grauen-

voll daſtand. Es war ihr, als käme der Tod ſelbſt zu ihr geſchritten; ſo hatte ſie den erblaßten Bernhard geſehen; die Guitarre fiel tönend aus ihrer Hand, mit einem Schrey des Entſetzens ſank ſie auf ihren Siz nieder.

Erſchrocken fuhren alle auf. Albert, der ſeine Regſamkeit wieder gewann, eilte herbey. Man trug die Hingeſunkene nach dem Hauſe, und jezt erſt, während in ihrem Gemache der Vater und ihre Frau um Cäcilien beſchäftigt waren, bewillkommneten ſich auſſen die Freunde in ſtummer Verwirrung. Albert vernahm, was für Heil indeſſen dem Hauſe widerfahren. Aber, rief er erſchrocken aus, muß denn jeder Segen ſich mir zum Unheile wenden? Müſſen nur vor mir dieſe neu leuchtenden Lichter zurück beben? Und er wagte es nicht, zu fragen: Hat ſie denn indeſſen meiner ganz vergeſſen, und biſt du glücklicher, Freund? Aber er dachte es bey ſich.

Indeſſen war die Jungfrau wieder zu ſich ſelbſt gekommen. Man ſagte ihr, es ſey Herr Albert geweſen, der, immer bleich, es in dem Schatten des Mondlichtes noch mehr geſchie-

nen. Sie ſchalt ſich ein unverſtändiges, ſchwaches Kind. Es war mir, ſagte ſie, als ob ich den Tod vor mir ſähe, und es iſt doch jetzt ſo ſchön in dem Leben. Ach, fuhr ſie fort, die unerfahrenen Augen wiſſen noch nicht recht zu unterſcheiden; aber ruft mir den Freund herein, damit ich ihm den Schrecken abbitte, den ich ihm und euch allen verurſacht habe.

Mit freudig zagendem Muthe trat der Mahler herein; ſie wollte ihm entgegen gehen. Da ſah ſie wieder an, das ſtarre Geſicht mit der Todtenbläſſe, und ein Entſetzen befiel ſie. O, rief ſie, ihr bringt mir den Tod; das iſt der Freund nicht! und abermals ſank ſie zurück.

Den Mahler aber faßte ein Grauen vor ſich ſelbſt, da er die vor ihm zurückbeben ſah, welche er als den beſten Theil ſeines Weſens betrachtete. In ſchneller Haſt eilt er davon; er denkt nichts und ſieht nichts, vor ſich ſelbſt flieht er, bis ſein Fuß nicht weiter kann, und er an dem Abgrunde auf einem über den See hinragenden Felſen ſteht. Unten wogten die Waſſer, und heiß wallte es in ihm ſelbſt. Gern

hätte er die innere Gluth in den kalten Wogen gekühlt; aber ſtarr wie ein ſteinernes Bild ſtand er auf dem überhangenden Felſen. Er will ſich hinabbeugen, aber ſein Wille hat über die erſtarrten Glieder keine Macht mehr. So ſchwebt er über den Abgrund hin. Da klingt es hinter ihm: Eitel, o eitel alles! — Und eitel! eitel! eitel! ſcholl es durch alle Tiefen ſeines Seyns. Er athmete ſchwer auf, ſein Herz pochte wieder. O warnende Stimme! rief er, du klangſt mir entgegen, als ich zum erſten Male in ihre Wohnung trat; du klangſt mir nach, als ich von ihr floh! — Nein, fürchte dich nicht, ich bringe dir den Tod nicht. — Aber Tod, wo biſt du? hab' ich ſo lange deine Larve getragen, was kommſt du nicht, und ziehſt mich hinab in dein dunkles Reich? Willſt du mich locken in den tiefen See? Ja, da iſt kühles Bad, thut dem heißen Herzen wohl; heilt —

Herr Albert! lieber Herr Albert! hören Sie mich denn gar nicht? — Wie ein wiederholtes leiſes Rufen klang es hinter ihm. Wie aus einem ſchweren Traume fuhr er auf; er blickte um ſich; eben trat der Mond wieder hinter

dem Gewölke hervor, und er ſah den Knaben mit den ſchlichten blonden Locken hinter ſich, der weinend und mit flehenden Augen zu ihm aufſah. Ein Strom von Thränen brach ihm ſelbſt aus den ſtarren Augen, und ergoß ſich über die bleichen Wangen und kühlte die heißpochende Bruſt. Engel Gottes, ſagte er, mir vom Himmel zur Rettung geſandt, als gähnend der Abgrund ſeinen Rachen vor mir aufthat. Er küßte mit heißen Lippen die Stirn des Knaben; kein Wort ſprach er weiter, und verſchwand in die Nacht hinein.

Zu Hauſe hatte man in dem erſten Augenblicke des erneueten Schreckens ſeine Flucht nicht bemerkt. Dann eilte ihm ſein Freund nach; der rückkehrende Knabe, der allein dem Mahler von ſeine gefolgt war, kam dieſem mit der untröſtlichen Nachricht von dem entgegen, was er geſehen hatte. Albert war im Dunkel der Nacht verſchwunden. Vergeblich ſandte man Boten in alle Richtungen nach ihm aus; man harrte einige Tage lang, in der ſichern Erwartung, er werde zurückkehren; bis endlich Hirten von der nahen Alpe meldeten, ſie

hätten einen Mann mit seltsamen Gebehrden auf dem steilsten, gefahrvollsten Pfade über das Gebirge klimmen sehen.

Eilftes Kapitel.

Mit Cäcilien indessen ward es von Tag zu Tag schlimmer. Ein hitziges Fieber hatte sie befallen, und über der nähern Sorge um die Kranke vergaß man die fernere um den Entschwundenen. Ihr ganzes Wesen schien durch einen plötzlichen Stoß aus dem Gleichgewichte gerückt und, hin und herschwankend, den sichern Ruhepunct nicht wiederfinden zu können. Wirr fuhr sie umher mit Händen und Blicken, und nur zu sehr verriethen ihre Fieberreden das Geheimniß ihres Herzens, das sie kaum noch sich selbst mochte recht gestanden haben. Wenn die Krankheit ihren Geist verwirrte, hörte man sie oft mit einer Schreckensgestalt kämpfen; aber es war nicht der Kampf für sie, sondern um den geliebten Freund, von dem sie den

Tod wegscheuchen oder demselben in den Weg treten zu wollen schien, wenn er herannahete. Dann stieß sie wohl in dem rührendsten Tone die Worte aus: Laß doch meine Lilie unangetastet, versenge mir sie nicht mit deinem tödtlichen Hauche! Du bleiches Angesicht, willst du Blumen pflücken, so nimm mich; ich will ja mit dir gehen, will dir warten die Todtenblumen in deinem dunklen Garten; nur den Lieben laß hier oben in der hellen Welt. Siehst du nicht, wie die Sonne ihn so lieb hat? Will mich nur noch ein wenig sonnen im Augenlichte des Lieben, dann gehe ich mit dir. Was fassest du ihn wieder so hart an? ich will ja gerne für ihn sterben, und giebt es etwas Seligeres, als den Tod für den Geliebten?

Wenn Heinrich diese oder ähnliche Reden der lieben Kranken hörte, war es ihm, als müsse er für sie sterben, wenigstens mit ihr hinüber wandern in das lichte Reich, das sich ihr so finster aufthat. Auch er fühlte, welche Seligkeit es seyn müsse, für die Geliebte zu sterben. Denn nun war es ihm klar: sie liebte ihn; und er konnte es sich selbst nicht ver-

bergen, wie ſein ganzes Daſeyn an das ihrige gebunden war, und wenn dieſe ſonſt ſo lichthellen Augen, in denen jetzt ein ſo trübes Feuer loderte, ſich ſchloſſen, für ihn alle Herrlichkeit der Welt mit denſelben erloſch. Aber ſein Freund! ſein armer Freund! Er durfte nicht lieben und ſelig ſeyn, wo dieſer unglücklich war. Auch er kämpfte jetzt den ſchweren Kampf mit ſich ſelbſt. Er wollte forteilen, ſich losreißen; aber augenſcheinlich hing an ſeiner Gegenwart der letzte Hauch ihres verſiegenden Daſeyns. Nur ſeine Nähe konnte ſie beruhigen; und wenn ſie in Fieberträumen lag, ſelbſt den Vater nicht mehr kannte, ſobald ſie ein freundliches Wort des Geliebten vernahm, war es, als ob eine unſichtbare Macht den Sturm in ihr beſchwichtigte. Dann ward ſie ſtill und ruhig, ein himmliſches Lächeln ſchimmerte durch ihre Züge und ſie reichte ihm wohl die Hand, als ob ſie ihm für den Frieden danke, den er durch ſeine Gegenwart ihrem Weſen wiedergeſchenkt hatte. Er durfte nicht fliehen, und ſollte nicht bleiben; von ferne ängſtigte ihn der Freund, in der Nähe die Freundin.

Denn mit jedem Tage verſchlimmerte ſich ihr Zuſtand. Man rief Ärzte von Como und aus andern nahen Städten herbey; ihre Hülfe ſchien zu ſchwach gegen die Macht des Uebels. Nun lag die Kranke kalt und regungslos da, wie eine verwelkte Blüthe. Der geängſtigte Vater ſah dem Augenblick entgegen, wo auch ſeine letzte Freude in dem Grabesdunkel erlöſchen ſollte. In inbrünſtigem Gebete war der Freund auf die Kniee geſunken und hatte ſtille bey ſich gelobet: Du ewige Liebe, erhalte ſie! Nicht für mich flehe ich; gern entſage ich ihr, und froh will ich ſcheiden, ſelig in dem Bewußtſeyn, daß dieſe holden Augenlichter noch mit mir zu derſelben Himmelsſonne aufblicken. — Als er am andern Morgen zu der Kranken kam, fand er ſie auffallend beſſer; die Krankheit hatte ſich in einer ſchweren Kriſis gebrochen. Bald konnte ſie, freylich noch ſehr ermattet, auf den Vater geſtützt und von dem Freunde geleitet, den Garten wieder beſuchen. Ihre Kräfte kehrten zurück und herrlicher, als je, blühete ſie von neuem auf. Zwar nicht ohne Trauer gedachte ſie des Mahlers; ſie

hatte ihn fortgescheucht durch ihr Erbeben. Aber seine letzten Worte, die er zu Ludwig sprach, beruhigten sie wieder. Sie, die so reich war an Glauben und Vertrauen, konnte in ihrer reinen Seele sich gar die Möglichkeit nicht denken, wie diese besten Begleiter jemals von einem Menschen, am wenigsten wie sie von ihrem hochherzigen Freunde, weichen sollten.

Heinrich sah mit hoher Freude ihr neues Aufblühen. Das war ihm klar, seinem Freunde war sie nicht beschieden; und oft dünkte ihn, als sey sie ihm jetzt erst recht gegeben. Sie liebte ihn, er wußte es; er selbst liebte sie mit der glühendsten Leidenschaft. Aber er wollte da nicht glücklich seyn, wo er über das Schicksal seines Freundes nicht beruhigt war, und lebendig stand sein Gelübde vor seiner Seele. Sie lebte, sie blühete wieder, ihr Auge leuchtete mild und hell, und er lebte in ihrer Seele, wohin er sich auch wandte. Mehr hatte er nicht gefordert. Seine Abreise war fest beschlossen, und es fiel ihm nicht schwer zu scheiden, denn er hatte den Sieg über sich selbst errungen. Auch ein Traum trug nicht wenig bey,

daß er ſich freudig losriß und die beſeligendſten Hoffnungen zu freundlichen Begleitern mit ſich nahm.

Er lag gegen Morgen in dem ruhigſten Schlummer. Da war es ihm, als ob eine weiche Hand ihn zart anrühre und eine liebliche Stimme ihm leiſe ins Ohr flüſtere: Blicke auf, ich will dir das Geheimniß deiner Zukunft entſchleyern. Er ſchlug ſeine Augen auf. Es war ihm, als ruhe er an dem Rande eines kryſtallhellen Sees; ihm gegenüber, an dem andern Ufer des Sees, ſaß Cäcilie unter einem blühenden Orangenbaume, mit dem Rücken an den Stamm des Baumes gelehnt. Ein ſilberweißes Gewand umfloß ihre Glieder, und ihre Locken, die aufgelöſet über Nacken und Bruſt herabfielen, umſchlang ein grüner Kranz, aber er konnte nicht unterſcheiden, waren es Myrthen oder Palmen. Ein mildes Licht floß von ihrem Geſichte aus und erhellte mit ſchwachem Scheine die nahen Gegenſtände; alles andere verdeckte finſtre Nacht. In ſeligem Lächeln ſchien ſie zu dem Himmelsbogen aufzublicken, an dem aus unendlicher Ferne die Ster-

ne in ſchönſter Pracht herniederr ſchimmerten. Nun rauſchte ein Lufthauch durch die Krone des Baumes und wie ein Blumenregen ſchienen die Blüthen in den See herab zu fallen, aber es waren nicht die Blumenſterne, es waren die Sterne des Firmamentes, die, ſo wie ſie an dem himmliſchen Bogen erloſchen, wie aus einer unendlichen Tiefe leuchtend aus dem See herauf tauchten, der ſich in ein unermeßliches Meer von ſchwarzem Kryſtall erweiterte. Und die ſilbernen Sterne des Himmels reiheten ſich in der dunklen, durchſichtigen Fluth zu einem Kranze zuſammen, und mit unausſprechlich lieblichem Rauſchen drehte ſich der Kranz in ſchneller Schwingung herum, daß er nur ein einziger lichthoher Ring zu ſeyn ſchien. Da fiel Cäciliens Blick auf den Silberring und er ſtand wieder ſtille als der Sternenkranz, und alle Melodien löſeten ſich in ein tiefes, heiliges Schweigen auf. Heinrich fühlte ſich der Jungfrau ſo nahe und doch zugleich ſo unendlich fern von ihr, als ob ein ganzer Himmel mit allen ſeinen Sternen ſie von ihm trenne. Nun lächelte ſie ihm entgegen, und den Blick auf

ihn gewendet, ſagte ſie mit ſchüchterner Stimme: Heinrich, nimm den Kranz. Wie ſoll ich den Sternenkranz faſſen? ſagte er erſchrocken. Was der Himmel uns darreicht, dürfen wir wohl nehmen, entgegnete ſie. Ermuthigt durch ihre Rede, reckte er die Hand aus nach den leuchtenden Sternen. Aber die Sterne ſanken und fielen wie in eine endloſe Tiefe in den Grund des Sees hinab, und wie der letzte ſchimmernde Punkt eines jeden unten erloſch, funkelte er oben mit neuem vollem Lichte an dem Himmelsbogen wieder hervor. In ſeiner Hand aber hielt Heinrich den Kranz, er wußte nicht, waren es Myrthen oder Palmen, und wie er zu Cäcilien hinüber blickte, war ihr Haupt ohne Kranz, und immer bleicher ward der Schein um ſie, immer mehr verſchwand ihre ganze Geſtalt, und der Orangenbaum, und der See, und die Sterne, und die Nacht in dem dichten Dunkel ſeines Schlummers; nur dünkte es ihn, als ob er fortdonnernd den Kranz in ſeiner Hand behielte. Als er aufwachte, war auch dieſer verſchwunden, aber ein unendlich ſeliges Gefühl blieb in ſeiner Seele zurück.

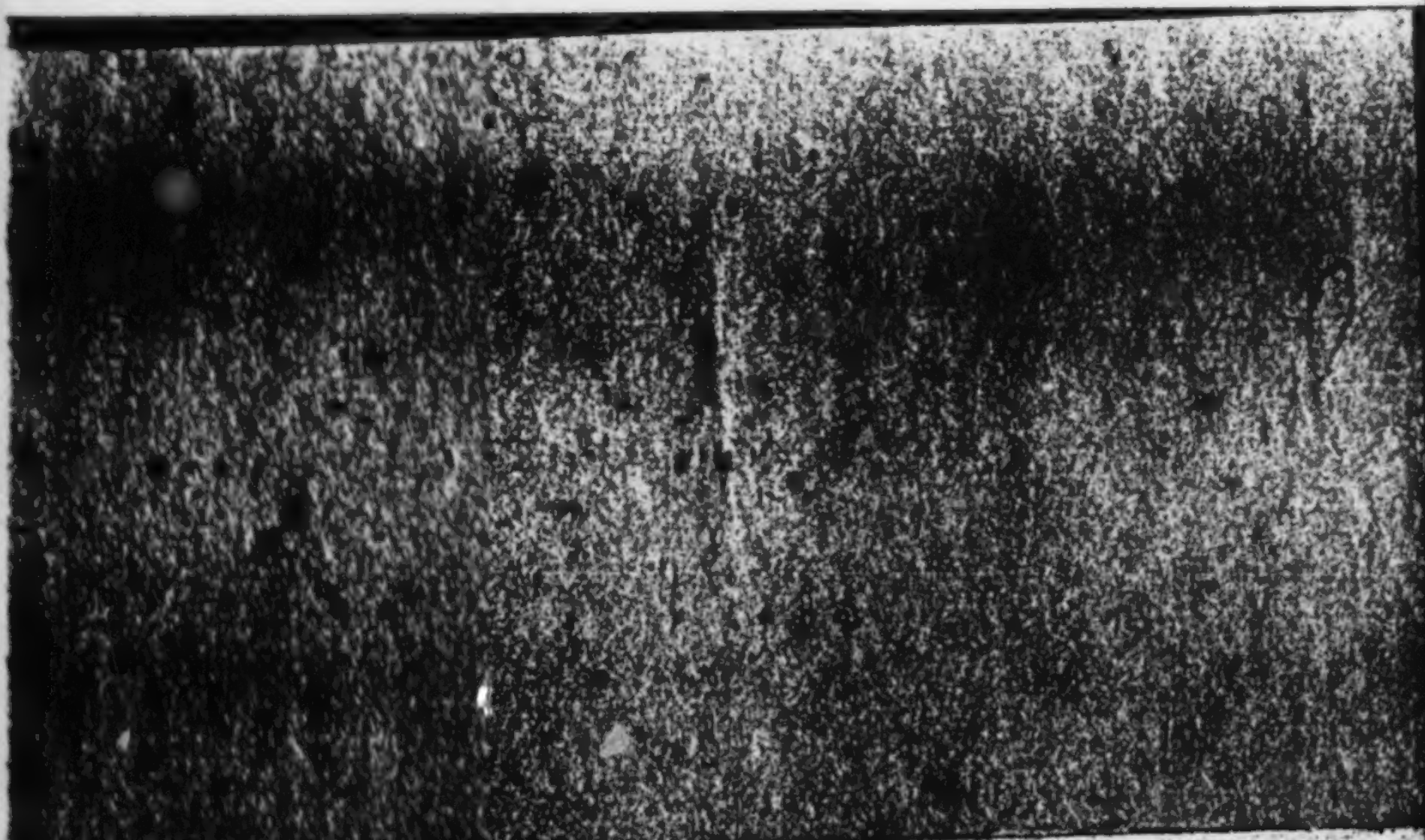
Mit großer Heiterkeit brachte er den Morgen bey den Freunden hin. Nach Tiſche fertigte er noch einen Brief an Fillemann ab, in dem er dem Freunde nichts verbarg, was er in der Seele trug; dann ordnete er vollends alles zu ſeiner Abreiſe, die für den kommenden Tag beſtimmt war. So ward es Abend, bis er zu den Freunden zurückkehrte. Er fand nie-

mand im Hauſe; nun ſuchte er ſie im Garten auf. Endlich traf er Cäcilien; ſie war an einem ſonnigen Plätzchen, mit dem Haupte an die Lehne einer Bank hingeneigt, eingeſchlummert. Bey ihrem Anblicke fiel ihm ein, wie auch er oft bey ſeiner Wiedergeneſung in dem Gefühle des ſüßeſten Wohlbehagens in dem warmen Sonnenſcheine eingeſchlummert war. Stille ſetzte ſich Heinrich, die Freundin in dem Schlummer nicht zu ſtören, auf einem nahen Raſenſitze nieder. Er konnte den Blick nicht abwenden von der ſchönen Schlafenden, mit ſo holdſeliger Miene hatte ſie ihn im Traume angelächelt. Doch nun war es, als ob ſie ſich im Traume mit ſich ſelbſt beſchäftige. Für wen der Kranz, Heinrich? hauchte ein ſanfter Laut über ihre Engelslippen. Aber ſcheu ſprang er auf. Auch ihr Traum ſollte ihm kein Wort verrathen, das ſie nicht gern ihm ſelbſt vertraute. Das Geräuſch des Gebüſches weckt die ohnehin ſchon dem Erwachen nahe Schläferin. Sie hört das Rauſchen, aber ſie ſieht niemand; noch iſt es, als ob einige nahe Blätter ſich bewegten und der auf dem Sitze niedergedrückte Raſen ſich langſam aufrichte. Sie geht nach dem Orte hin, und in den Sand geſchrieben lieſet ſie ihren eigenen Namen: Cäcilie, und ein Kranz von Sternen war einge um denſelben gezeichnet. Heinrich hatte unbewußt die Zeichen in den Sand geſchrieben, und ſie ahnete wohl, von weſſen Hand der Kranz und der Name herrühre. Der Lieſſchauende! ſagte ſie

bey sich; blickt denn sein Auge auch in den Grund meines Herzens, und ist ihm sogar meiner Träume freundliches Spiel nicht verborgen, das ich selbst nicht begreife? War mir doch, als fiele ein blühender Kranz von dem Himmel nieder, und ich frage: für wen der Kranz, Heinrich? soll Cäcilie die Bekränzte seyn? — Da trat Heinrich ihr entgegen; schüchtern begrüßten die zwey hohen Gestalten einander.

O ihr edlen Herzen, auch der heiligsten Liebe reine Gluth wagt ihr nicht einander zu bekennen? Ihr wißt, wie nahe ihr euerm Glükke seyd; ihr liebt euch, nur das Schweigen noch verdeckt eure Liebe; auch diesen leisen Schleyer wegzuziehen, zaget eure Hand?

Schweigend ging die Jungfrau zur Seite des Jünglings, stumm ging er zu ihrer Seite; und sie hätten wohl lange das Wort nicht gefunden, wäre nicht der Vater mit Ludwig zu ihnen getreten. Erst spät am Abend entfernte sich der Freund. Wir werden uns wiedersehen, sagte Cäcilie, beym Abschiede dem Freunde die Hand reichend. Es fiel ihm der Traum ein. Wir werden uns wiedersehen! wiederhohlte er in freudigster Zuversicht. — Wenn nicht hier mit der Myrthe, gewiß dort mit der Palme! fügte er stille hinzu in seinem Geiste.



Wahl und Führung

oder

Religion und Fanatismus

in romantischer Darstellung.

II. Theil.

Leipzig, 1816.

In Commission bei H. A. Köchly.

Wahl und Führung

oder

Religion und Fanatismus

in

romantischer Darstellung.

Zweyter Theil.

Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden; man wird auch nicht sagen: Siehe hier oder da ist es. Denn siehe, das Reich Gottes ist inwendig in euch.

Luc. 17, 20. 21.

* 1121 K 1704

Viertes Buch.

So jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht.

2 Tim. 2. 5.

Erſtes Kapitel

Heinrich war vor Tages Anbruch abgereiſet. Die Zurückgebliebenen waren nun wieder ganz ſich ſelbſt und ihrer Einſamkeit überlaſſen. Cäcilie empfand tief den Schmerz der Trennung von dem geliebten Freunde. Sie beſuchte alle Orte, wo ſie an ſeiner Seite geſeſſen, wiederholte ſich ihre Geſpräche und ſo manches bedeutende Wort, das unauslöſchlich in ihrer Seele blieb; und nur dann ſie wieder da ſaß, wo ſie ſo oft ſich der Nähe des Geliebten erfreut hatte, fühlte ſie ſich recht wohl, und dann war ihr oft, als ob unſichtbar ſeine Geſtalt ſie umſchwebe und tief in ihrem Innern mit ihr Rede

pflege. Sie konnte ſich ſelbſt nicht Rechenſchaft darüber geben, es war ein Gefühl, das nicht zu deutlichem Bewußtſeyn in ihr kam; aber ſie fühlte es und war feſt überzeugt, ſie werde ihn wiederſehen und dann auf immer und unzertrennlich ihm verbunden ſeyn. Nicht als ob ſie den Entſchluß gefaßt oder es ſich nur recht klar gedacht hätte; aber es lag eine Unmöglichkeit in ihrem ganzen Weſen und innern Seyn, daß ſie je einem andern Manne, als dieſem, angehören könnte.

Auch der alte Freyherr fühlte jetzt das Einſame einer ſolchen Losgeſchiedenheit, die ihm früher ſo wohl gethan hatte. Dazu erwachte in ſeinem Vaterherzen immer lebendiger die Sorge um Robert, ſeinen einzigen Sohn. Er hatte ſo lange nichts von dieſem vernommen. Sein edles Volk hatte ſich ermannt und in der Begeiſterung der Freyheit die Ketten der Knechtſchaft zerbrochen; diente Robert noch dem Tyrannen? War er vielleicht gar auch gefallen, als der unglücklichen Opfer eines, in jenem verderblichen Winterfeldzuge? Hierzu traten neue Beunruhigungen. Was man

lange erwartet, gehofft, gewünscht hatte, war endlich geschehen. Ein großer Monarch hatte nun auch thätig gegen die Unterdrücker die Sache seines Volkes ergriffen. Bereits war an der Gränze des obern Italiens die Kriegswuth entbrannt, und es ließ sich voraussehen, daß gerade die stillen, friedlichen Gegenden, wo der Freyherr bisher in so ungestörter Zurückgezogenheit gelebt hatte, vor allen der Schauplatz blutiger Auftritte werden würden. Sollte er die Seinigen, mit denen er aus dem Vaterlande entflohen war, um sie aus den Schrecknissen des Krieges zu retten, nun in dem fremden Lande denselben Preis geben? Hier konnte er länger nicht bleiben; auch das südlichere Italien versprach keine volle Sicherheit; nach einem neutralen Lande mußte man sich wenden. Aber wenn man nach der Schweiz wollte, so that schnelle File noth, um dem herandrohenden Kriegsgetümmel und dem nahenden Winter zugleich zuvorzukommen. So wurden denn unsre friedlichen Flüchtlinge, die endlich glaubten Ruhe gefunden zu haben, von neuem fortgescheucht. Wenige Wochen nach

der Abreiſe des Freundes verließen auch ſie ihren ſtillen Aufenthalt, mit Rührung und tiefen Dank gegen den, der ihnen an dieſem Orte ſo hohe Huld erwieſen hatte.

Mit der Reiſe über das Gebirge aber eröffnete ſich Cäcilien wieder eine neue, ungekannte, große Welt, zu der auch die kühnſten Bilder nicht hinan reichten, die ſie in ihrem Geiſte ſich entworfen hatte. Denn hatte ſich ihr die Natur in ihrer ganzen Pracht und herrlichſten Anmuth an dem lieblichen See gezeigt, ſo enthüllte ihr dieſe nun auf den bereiſeten Höhen des Alpengebirges zwiſchen Gletſchern, Abgründen und rauſchenden Waſſerſtürzen alle ihre Größe und Erhabenheit, ja ihre Schauer und ihre Schrecken, und ſie ſtaunte an die Kühnheit des Menſchengeiſtes, der ſelbſt einer ſolchen Natur den Sieg abgewinnt und über Eisgebirge einen Weg bahnt, auf dem das Saumthier ſicher ſeine Laſt hinträgt. Aber wenn der Menſch ſelbſt in ſo wilder, fürchterlich ſchöner Umgebung ſich ermuthigt fühlt und da ſo manches kleine Zagen von ſich ſchüttelt, wo mit jedem Schritte ihn Gefahren bedrohen: ſo ließ

doch ein Vorgefühl ihrer Reise einen langen und schauerlichen Eindruck in ihrem erschütterten Sinne zurück.

Der Freyherr hatte zur Vorreise für seine Tochter und deren Pflegefrau zwey schöne große Maulthiere gemiethet, auf denen Ludwig wechselnd den Sitz mit den beyden Frauen theilte. Das Fräulein war erst ängstlich bey dieser Art zu reisen; als sie aber von der klugen, vorsichtigen Weise des Maulthiers sich immer mehr überzeugte, wie es fest und ohne Gleiten über Felsenhänge hin trat und selbst überall den besten Pfad sich ausah, so gewann sie rechtes Vertrauen, ja Liebe zu dem guten Thiere, das so sicher und bequem auf mühevollem Wege sie hintrug. Eine gar anmuthige Scene aber bildeten unsere Reisenden, wenn der Vater neben dem Thiere, das die schöne Jungfrau in ihrer Reisetracht und dem Hute mit dem wogenden Federnschmuck und vor ihr den zarten Knaben trug, in männlicher Kraft und doch schon fast greisenähnlicher Haltung hinschritt, während zur Seite des andern Thieres, auf dem die ältliche

Elisabeth in der bescheidenen Kleidung einer Dienerin saß. Filippo, der Eigner beyder Thiere, ging, ein junger munterer Italiäner, der bald mit einer lustigen Erzählung oder einer schauerlichen Schilderung von den Gefahren einer solchen Reise, bald mit dem Spiele auf seiner Maultrommel die Gesellschaft unterhielt.

Sie waren nun in dem Hospize auf der Höhe des Berges angelangt. Bald nach ihnen trat ein anderer Reisender ein. Ohne die Anwesenden viel zu beachten, warf er in einer Ecke auf eine Bank sich nieder, vor sich hin mit dem obern Theile des Körpers auf den Reisestab geneigt und den stieren Blick nach dem Boden gewendet. Er begehrte rothen Wein, wovon ein Mönch eine Flasche vor ihm niedersetzte. Stumm reichte der Fremde diesem ein Goldstück hin, und in hastigen Zügen stürzte er ein Glas des Weins nach dem andern hinunter, wie in einem innern Abgrunde in sich selbst versunken. Alle scheuten sich, ihn anzureden. Mehrere Kostbarkeiten, die er an sich trug, der freye Anstand in seinem ganzen Wesen, seine feine und gute, wiewohl ver-

nachläſſigte Kleidung verkündeten einen Mann von Erziehung. Aber ſichtbar abgelebt war ſeine ganze Geſtalt, das Geſicht verblüht, über das in wilder Verwirrung die ſchwarzen dichten Locken herabfielen, und aus dem furchtbar umherrollenden Auge ſchien das letzte Feuer eines in heftiger Leidenſchaft ausgeglüheten Daſeyns zu ſprühen. Und wenn er die Augen, wie es ſchien gewaltſam, nach Einem Punkte hin auf den Boden geheftet hatte, ſo riſſen die Blicke immer wieder ſich los und fielen auf Cäcilien, von der ſie von neuem auf den Boden herabgleiteten.

Unſern Freunden ward endlich in ſolcher Geſellſchaft ganz unheimlich zu Muthe; um ſo mehr beeilten ſie ſich, ihre Reiſe fortzuſetzen. Aber kaum waren ſie eine Strecke den Bergpfad hinabgeklommen, ſo war auch der Fremde hinter ihnen. In mächtigen Schritten ſchwankte er an ihnen vorüber, immer an dem Rande des Weges hin, wo die Straße am gefährlichſten und das Herabgleiten am leichteſten war, und in rechter Luſt ſchien er mit den Blicken die Tiefe zu ſuchen.

Mit Schrecken sahen ihm unsere Reisenden nach. Jetzt schritt er an dem Rande eines fürchterlichen Abgrundes hin; sein Fuß wankte, die Gestalt sank, suchte vergeblich mit den Händen sich zu halten; sie verschwand hinter dem hohen Rande des Weges, der jenen, von ihrem Standpunkte aus, den Blick beschränkte und den dahinter heraufgähnenden Abgrund verbarg. Ein kalter Schauer überlief sie. Eitel, o eitel alles! schrie Ludwig, dem das Entsetzen seinen Anfall zurückführte. In dem Augenblicke wandten sich zwey Hunde zwischen dem Gestrüppe hervor, und das Gesicht des Fremden hob sich hinter dem Wegrande, glühend roth von der Anstrengung, herauf, und ehe noch Harder zur Hülfe genahet war, hatte auch die ganze Gestalt sich emporgeschwungen. Aber wieder neigte sich der Unbekannte, auf den einen Arm gestützt, mit dem andern und dem obern Theile des Leibes in die Tiefe hinab. Er schien das Gleichgewicht zu verlieren; ein neuer Schauer befiel unsre Freunde; aber in mächtigem Schwunge beugte er sich wieder rückwärts, und durch die Heftigkeit der Bewegung, womit er den hin-

abgereckten Arm herausſchwang, entglitt ihm, was er in der Hand hielt, und flog in weitem Bogen über ihn ſelbſt bis zu Cäcilien hin und fiel klirrend vor ihr auf den Fels der Straße nieder. Das Maulthier hemmte, ohne zu ſcheuen, den Schritt; erſchrocken bebte die Reiterin zuſammen und ſahe betroffen auf den blinkenden Gegenſtand hin, welcher vor ihr lag. Es war ein Dolch mit weißem Griffe, auf dem Flecken von darauf getrocknetem Blute zu ſeyn ſchienen. Aber kaum hatte ſie Zeit, den Dolch mit ſchüchternem Blicke zu betrachten, ſo ſtand auch der Unbekannte mit ſchnellen Schritten vor ihr. Mit ernſter Verbeugung vor dem Fräulein hob er die Waffe auf und weniger gegen Cäcilien, als vor ſich ſelbſt hin, murmelte er in tiefem Tone die Worte: Ja eitel, alles eitel! ſelbſt des Todes heimtückiſche Jagd iſt eitel! Denn packt er dich auch, kriegt er dich nicht, bis der droben mit der Wagſchale dich ſinken läßt. Der iſt nicht eitel, und fehlte nur eine Stunde noch, bis deine Zeit voll abgelaufen, und ſänkſt du in Abgründe hinab, ſo zöge ſein Arm dich herauf. Noch hatte er

diese Worte nicht ganz gesprochen, so schwebte er auch wieder über den Abgründen hin, wie es schien in frevlem Vertrauen, daß diese noch kein Recht auf ihn hätten.

O Gott, seufzte Cäcilie, als er aus ihren Blicken verschwunden war, eine schwere Schuld muß auf diesem Manne lasten? Und doch, sagte der Vater, liegt eine tiefe Wahrheit in den frevelnd ausgesprochenen Worten! — Lange noch war der Fremde der grauenvolle Gegenstand ihrer Gespräche, und auch als sie ihn schon wieder vergessen hatten, drängte sich von neuem seine Erscheinung in ihre Erinnerung.

Als sie nämlich eines Tages an den Ufern des Züricher Sees lustwandelten, zog die seltsame, wie auf die Knie hingesunkene Gestalt eines Menschen ihre Blicke auf sich. Wie sie näher kamen, so erkannten sie den Fremden aus dem Hospize wieder. Er lag wirklich auf den Knieen, vor ihm steckte mit der Spitze in dem Moose, das den Fels bedeckte, der Dolch, den Griff nach oben, wie ein stehendes Kreuz da, und sie bemerkten wieder die Blutstropfen auf dem weißen Elfenbeine des Griffes. Durch

ihr Herannahen aufgestört, zog er den Dolch aus dem Moose und verschwand hinter dem Felsen in dem Gesträuche.

Harder gedachte vorerst den Winter mit den Seinigen in der Schweiz hinzubringen. Als aber nach dem langen zweifelhaften Auf- und Niederschwanken der Wagschale sich alles schneller entschied, als es kaum die kühnste Erwartung hoffen durfte, und nach dem glücklich vollführten Hauptschlage die verbündeten Heere den stolzen Feind, wie in rascher Jagd, über den Strom trieben, der ihm selbst jetzt nicht mehr zum Schirme diente: so eilte der Freyherr nun sogleich zur Ausführung eines Planes, über den er indessen mit sich einig geworden war. Er wollte sich nämlich, sobald es mit einiger Sicherheit geschehen konnte, in der rheinischen Gegend, unfern von dem Wohnsitze ihres verehrten Theodorus ein Gut kaufen, um da für seine übrige Lebenszeit mit den Seinigen sich anzusiedeln. Dorthin richtete er jetzt ohne langes Verweilen seine Reise.

Doch diese ging, oft durch Züge von Truppen und Wagen und andere Hemmungen un-

terbrochen, nur langsam von statten. Aber welches neue, geräuschvolle, regsame Leben entfaltete sich auch hier wieder vor Cäciliens stiller Seele, wenn sie sahen, wie die Schaaren mit wehenden Fahnen; unter dem Schalle einer laut tönenden Musik durch Städte und Dörfer zogen, oder, die Sänger an ihrer Spitze, selbst jubelnd einstimmten in den lustigen Kriegsgesang, oder in unübersehbarer Linie Fußvölker und Reiter, Rüstwagen und Artillerie, wie in buntem Gemische durch einander gemengt und doch in wohl bedachter Ordnung an ihnen vorüber gingen. Und welch hohes Vertrauen, welche Freudigkeit sprach nicht aus aller Blicken! Man sah wohl, es waren nicht willenlose Knechte, fortgestoßen durch das Dräuen des übermächtigen Gebieters: der Wille der Herrscher war mit dem der Völker eines geworden; alle zogen aus, die Schmach zu rächen und sich eine glücklichere, eine freye Zeit zu erkämpfen. Wenn dann so mancher jugendlich zarte Befehlshaber, in stolzem Gange und voll kühnen Muthes in seiner ganzen Haltung, vor seiner Schaar hinschritt, dem man es wohl an-

sah, daß er, nicht in den Waffen auferzogen, nur zum heiligen Kriege das Schwerdt ergriffen hatte: so gedachte voll Sehnsucht der Freyherr seines Sohnes, Cäcilie ihres Bruders. So mußte jetzt Robert seyn, und das war ihnen klar und gewiß, wenn er noch lebte, so befand auch er sich unter den Schaaren; aber da flieg wieder der beängstigende Zweifel auf: ist nicht vielleicht das edle Blut des Getäuschten schon in dem Dienste des Unterdrückers geflossen?

Endlich erreichten sie das Ziel ihrer Reise. Theodorus empfing sie mit der herzlichsten Freude; er war indessen viel älter und ernster geworden, eine Krankheit hatte nicht wenig zur schnellern Abnahme seiner alternden Kraft beygetragen, aber sein Geist besaß noch eine hohe Freudigkeit. Als er von ihrem Plane hörte, so verkündete er ihnen mit großem Jubel, daß nur in geringer Entfernung von seinem Wohnorte schon seit geraumer Zeit ein angenehmer Landsitz feilgeboten werde. Doch in dem Augenblicke war wenig zu unternehmen. Kaum fanden sie den nöthigsten Raum

zu ihrem Verweilen in des Freundes eigener Wohnung, so war die ganze Gegend mit Truppen überfüllt, die immer näher und in dichteren Schaaren, wie eine schwere Wetter-Wolke, längs dem Strome, sich an der feindlichen Gränze hinlagerten.

Mit dem ersten Stundenschlage des neuen Jahres wälzte sich die Kriegeswolke, blutig roth und Verderben drohend, in des Feindes Land hinüber. Man dachte nun an den Ankauf des Gutes. Es bestand aus einem nicht sehr geräumigen Landhause mit einem einzigen Nebengebäude, einem weiten Garten hinter demselben und vielen Wiesenstücken, Getreideäckern und Weinbergen, die, in größern und kleinern Massen, zerstreut unter fremden Gebiete umher lagen. Was den Verkauf des Gutes bisher gehindert hatte, war der Umstand, daß sich wohl für die Grundstücke viele Liebhaber fanden, nicht aber für das Haus, und der Besitzer jene ohne dieses nicht aus der Hand geben wollte. Andere übernahmen nun die Güter, der Freyherr unter sehr vortheilhaften Bedingungen die Wohnung und den Garten mit

einem kleinen, anſtoßenden Bezirke. Man richtete ſich vorerſt ſo gut ein, als es in der Eile ſich thun ließ. Die Kriegsbegebenheiten verſchlangen jedes andere Intereſſe. Begierig ſahe man mit jedem Poſttage neuen Berichten entgegen; man bezeichnete ſich auf der Karte die Stellung der feindlichen und verbündeten Heere, folgte ihrem wechſelnden Vor- und Rückgange, und theilte ſich ſeine gegenſeitigen Anſichten über die etwa bald zu erwartenden Reſultate mit. Denn man hatte es mit einem verzweifelten, vielgewandten Feinde zu thun, und ſo ſchnell auch das erſte Vordringen war und obgleich niemand an dem endlichen Gelingen zweifelte, ſo boten ſich doch der Schwierigkeiten mehr entgegen, als man erſt erwartet hatte. Der Frühling brachte mit ſeinem freudigen Leben auch die frohe Kunde von der endlichen Bewältigung des Feindes und der Eroberung ſeiner ſtolzen, ſieggewohnten Hauptſtadt.

Zweytes Kapitel.

Cäcilie nahm ſich mit Liebe und Thätigkeit der häuslichen Geſchäfte an; ſie wollte alles erlernen, was einer tüchtigen Hausverwalterin noth thut. In der Wohnung ſelbſt war noch vieles zu ordnen; man knüpfte mancherley Verbindungen mit der Nachbarſchaft an; auch hier wieder eröffnete ſich ihr eine neue ungekannte Welt, und wie viel Tüchtigkeit, welche Fülle des reichſten Frohſinnes, welche Tiefe des heiligſten Glaubens entdeckte ſie nicht in ihrer ländlichen Umgebung, beſonders ſo weit der Wirkungskreis ihres geliebten Theodorus reichte. Mit jedem Tage verehrte ſie dieſen höher; er war der treue Freund des Hauſes und kaum gingen einige Tage hin, ohne daß man ſich beſuchte.

Auch von Heinrich liefen die befriedigendſten Nachrichten ein. Nach vergeblichem Bemühen, den Freund aufzuſuchen, hatte er ſich zu ſeinem Vater nach dem ſüdlichen Frankreich gewendet, wo er nun lebte. Noch näher und in-

niger fühlte sich Cäcilie zu ihm hingezogen, schätzte ihn, wenn es möglich war, noch höher, da sie auch die hohe Liebe und Achtung sah, womit stets Theodorus seiner gedachte. So brachten unsre Freunde in der ungestörtesten Heiterkeit den Sommer hin, und ihrem Glücke fehlte nichts, als daß nicht auch von Robert und dem Mahler erfreuliche Nachrichten einliefen.

Der Herbst führte die siegreichen Schaaren in ihre Heimath zurück. Freudig eilte manche Mutter ihrem Sohne, manche Schwester ihrem rückkehrenden Bruder entgegen; auch die letzten Regimenter zogen in lustigem Siegesschalle vorüber; aber sie brachten den Verlorenen nicht zurück. Die sorgsamsten Nachforschungen konnten nicht einmal auf eine Spur führen, ob er noch lebe oder wo man ihn suchen solle; in jenem Winterfeldzuge war er mit verschwunden.

Schon waren die Bäume entlaubt. Die Siegesfeuer hatten auf allen Höhen über die freyen Deutschen Lande zum ersten Male hin geleuchtet, mit ihrem hellen Abendlichte den

hoffnungsreichen Herzen das Morgenroth einer neu aufgehenden beſſern Zukunft verheißend. Die ungünſtige Jahreszeit machte für den betagten Theodorus das Ausgehen beſchwerlich. Seit dem Anfange des Herbſtes ſtand ein junger kräftiger Mann bey ſeiner geiſtlichen Amtsführung ihm zur Seite; um ſo mehr konnte er nun Tage und Wochen bey ſeinen Freunden zubringen. Cäcilie liebte er wie ſeine Tochter, und mit wie reicher Freude erlabte er ſich nicht ſtets an ihrem reinen, frommen Sinne wieder. Oft ſprach man von Robert, und manche Thräne vergoß die Schweſter um den Bruder. Dann tröſtete ſie der bejahrte Freund. Wir wollen uns nicht täuſchen, ſagte er eines Tages; menſchlicher Wahrſcheinlichkeit nach iſt er ſchon in das beſſere Land hinüber gegangen, wo alle Täuſchung aufhört. Aber doch haben wir von ſeinem Tode noch keine Kunde; der Herr iſt reich an Huld und Liebe, und ſeine Gnade uns oft am nächſten, wo wir es am wenigſten ahnen.

Noch ſprach er die Worte, als es an der Thür pochte. Die ſchöne, ſchlanke Geſtalt ei-

nes jungen Kriegers trat herein, und mit ausgebreiteten Armen eilte er auf Cäcilien hin. Aber plötzlich stand er wie angefesselt, als er den alten Theoderus wahrnahm und bemerkte, wie das Fräulein mit hoffend zweifelnden Blicken ihn anlah. O, ich glaubte meine Schwester zu umarmen, sagte er halb verlegen; aber, fuhr er in sich selbst hinein redend fort, sie sieht ja und das ist der Vater nicht! O Robert! rief Theoderus; o der theure, verloren geachtete Bruder! rief Cäcilie zugleich, und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen hervor; sie sank an das Herz des Bruders, und beyde Geschwister mischten ihre Thränen mit einander, sich fest umschlingend in freudigster Umarmung.

In diesem Augenblicke trat auch der Freyherr herein. Robert riß sich los von der Schwester und sank vor dem Vater nieder. Aber dieser hob ihn auf und drückte ihn an seine Brust, und sie konnten lange vor Freude und Rührung nicht zu Worte kommen. Cäcilie war in mächtiger innerer Bewegung auf das Sopha hingesunken; aber mit gefalteten Hän-

den, und leuchtenden, zum Himmel gerichteten Blicken ſtand, wie in ſeliger Verklärung, der ſchöne Greis Theodorus da, und er dankte in heißeſter Andacht dem Herrn, der, auch wo die Menſchen nicht mehr ſehen, alles herrlich hinausführt. Es war eine der Stunden ſeines an Freude und Schmerz ſo reichen Lebens, da, wie er zu ſagen pflegte, der Himmel ſich herabſenkt und auf einige Augenblicke uns in ſeinen Schooß aufnimmt, um uns im Vorgefühle jenen ewig ſeligen Frieden genießen zu laſſen; aber nur ſeine liebſten und beſten Kinder nimmt er ſo auf.

Endlich begann Robert nach langem Schweigen: Ihr Lieben habt vergeben dem Verirrten, der an eurer Bruſt nun wieder Himmelsluft gekoſtet hat. Gewiß, nicht unwerth bin ich euer; nicht böſer Wille, ein verblendeter Sinn trieb mich von euch. Auch ich habe mitgekämpft im heiligen Kriege; ſeht ihr das Kreuzeszeichen auf meiner Bruſt, die auch geblutet hat für das befreyte Vaterland?

Er ſchlug den Mantel zurück, und das ſchwarze eiſerne Kreuz mit dem Silberrande hing von

dem

dem ſchwarzen, weiß geranderten Bande an ſeiner Bruſt.

Ja, ſagte er, eiſerne Zeit war's, ſchweres Ringen.

Und Kreuzesnoth, ſagte Cäcilie hinzu, hat geführt zur Auferſtehungsfreude.

O dieſes Zeichen an deiner Bruſt! ſagte der Vater; nun will ich gern meine Augen ſchließen, denn ich habe geſchaut die Gewährung des letzten von meinen Wünſchen.

Nein, lange, lange ſollſt du noch leben unter deinen Kindern! riefen alle.

Und möge der Herr, ihr Lieben, auch mir noch manches Stündlein in eurer Mitte ſchenken, ſagte Theodorus.

Auch Ludwig, der, von allen in dem Jubel vergeſſen, mit von Freude feuchtem Blicke beſcheiden zur Seite geſtanden, kam nun herbey und küßte den Oheim. Aber der Vater und Cäcilie führten dieſen zu dem lieben Theodorus und ſtellten ihn dem Wohlthäter ihres Hauſes vor, und auch er bezeigte demſelben ſeinen freudigſten Dank.

An dem erſten Tage konnte man vor Fra-

gen und wiederholten Freuden- und Liebesbezeigungen nicht zum Erzählen kommen. Es lag eine so lange Zeit dazwischen, es hatte sich so vieles zugetragen, seit man sich nicht gesehen hatte. Endlich erzählte der Zurückgekehrte nach und nach seine Geschichte, wie er in dem Wahne, daß seiner Zeit alle Kraft, aller Muth, alle Tiefe des Herzens verloren gegangen, sich zu dem gewendet habe, der so mächtig waltete, und sichtbar durch das Verhängniß zu einem außerordentlichen Werkzeuge bestimmt schien, eine neue Zeit und Ordnung herbeyzuführen. Und in dieser Erwartung täuschte ich mich nicht, bemerkte Robert, nur sollte alles auf eine ganz andere Weise sich entwickeln, als ich es geahnet hatte.

Er war oft um die Person des Hochgebietenden, und mit besondrer Huld hatte der Schlaue ihn seiner Aufmerksamkeit gewürdigt, um durch ihn auf sein Volk zu wirken. In dieser Absicht hatte man ihm einen nicht unbedeutenden Posten bey der Gesandtschaft in B. eingeräumt und um so weniger manches Geheimniß vor ihm verborgen, da man seiner

glaubte gewiß zu ſeyn. Aber je mehr er anfing, die geheimen Pläne und Triebfedern zu durchſchauen, welche alles in Bewegung ſetzten, um ſo mehr faßte ihn ein Grauen vor dem Gaukelſpiele, womit man die Welt zu blenden ſuchte. Bey jenem verderblichen Unternehmen war er in Wilna zurückgeblieben, weil er den Trümmern des zernichteten Heeres nicht nach ſeinem Vaterlande folgen wollte. Voll Schaam und Reue hatte er ſich eine Zeit lang in Polen verborgen gehalten. Als aber ſein Volk, die Bande der Schmach zu brechen, ſich mächtig erhob, überall der Ruf der Freyheit ertönte und hochbegeiſtert die Schaaren freywilliger Kämpfer zuſammenſtrömten, ſo war er der erſten einer, die ſich bey den Fahnen zu dem neuen Kriege einfanden. Büßen wollte er und wieder gut machen, was er verbrochen hatte, und jedes Opfer, das er brachte, der Tod ſelbſt, ſchien ihm eine zu geringe Sühne. Darum trat er auch als gemeiner Kämpfer und unter erborgtem Namen in den Dienſt, obgleich ſeine Kenntniſſe und ſeine Umſicht, ſelbſt der Name ſeiner Familie, ihn einen höhern Poſten anzu-

ſprechen berechtigten. Aber eben des hochgeach-teten Namens hielt er ſich nicht länger werth; er wollte dieſen nie wieder führen, oder durch Thaten ſich deſſen von neuem würdig ma-chen. Darin lag auch der Grund, daß niemand dem alten Freyherrn über ſeinen Sohn Aus-kunft zu geben vermochte. Dieſer ſelbſt glaubte ſeine Familie noch in Italien, bis er durch ei-nen Kriegsgefährten, der bey ihm nach dem jungen Harder forſchte, ohne zu wiſſen, daß der, welchen er ſuchte, vor ihm ſtand, die Nä-he der Seinigen erfuhr, und nun ſelbſt, ſobald er ſich losreißen konnte, zu ihnen eilte.

Wie freudiger floß nun der Winter hin! Der alte Theodorus war mehr bey den geliebten Freunden als zu Hauſe, und mit welcher Theilnahme und Aufmerkſamkeit hörten alle zu, wenn ſie am Abend zuſammen in einem Kreiſe um den Ofen ſaßen, und Robert erzählte von dem rührigen Kriegsleben, von der treuen Brüderſchaft, die alle gepflogen, wie ernſt es ihnen um die Sache zu thun geweſen und je-der alle Gefahr, alle Mühen, alle Entſagung gering geachtet, und wie ſie alle entſchloſſen ge-

weſen, lieber die Wunde vorn in der kühnen Bruſt, das Schwerdt in der Hand, dem Tode in die Arme zu ſinken, als nochmals in ein knechtiſches Leben zurückzukehren. Dabey ſprang er wohl von ſeinem Sitze auf und es war, als ob von neuem das Feuer der Schlacht in ihm aufglühe, wenn er ſo manche kühne That eines ſeiner Waffengefährten ſchilderte, oder die er ſelbſt mit andern ausgeführt hatte. Cäcilie blickte dann wohl bebend und ängſtlich auf den Bruder, als ob ſie ihn in der Gefahr des Kampfes vor ſich ſähe; beſonders als er einmal erzählte, wie ſie gleich anfangs in einer verzweifelten Schlacht gefochten und lange nicht vermocht Linie zu halten, weil beſtändig von der einen Flanke her ihre Schaaren, ſo wie ſie auf einer gewiſſen Stelle aufmarſchirten, durch das Geſchütz aus einer feindlichen Schanze niedergeſtreckt wurden; wie er da freywillig mit andern zum Sturme ſich erbot, wie es ihnen in verzweifeltem Wagniſſe gelungen, die Schanze zu erſteigen, und wie er, der erſte, der oben ſtand, von einem Streifſchuſſe in Bruſt und Schulter verwundet, herabſtürzte.

Cäcilie breitete die Arme aus, als wolle sie den sinkenden Bruder in denselben auffangen. O Gott, rief sie, wie du mich ängstigest! Wie seyd ihr Männer doch so keck und kühn!

Und möchtest du, entgegnete der Bruder, daß wir feige uns verkrochen hätten, unser Theuerstes der Willkür eines übermüthigen Siegers preisgebend?

Nicht doch, rief sie, erzähle nur weiter; es ergeht mir, wie den Kindern mit den Mährchen: ich höre es doch gern, wenn ich mich schon ein wenig dabey ängstige.

Diese That, sagte Robert, brachte mir das Ehrenzeichen, welches ihr hier an meiner Brust seht, und (indem er seine Brust entblößte) diese Narbe. Doch zu einer geschicktern Zeit hätte die Wunde nicht kommen können, und viel wollte sie ohnehin nicht bedeuten. Denn der Kampf stand lange stille, und bis die herrliche Schlacht gekämpft wurde, deren Ausgang eigentlich den Krieg schon entschied, war ich wieder frisch und munter.

Und hätte ich es doch beynahe vergessen, fuhr er fort, in brüderlichem Scherze den Blick

auf Cäcilien gewendet. Es geht oft wunderlich im Kriege zu, und wie er, mit dem Tode im Bunde, so manches Geheimniß auf ewig beſiegelt, ſo verräth er auch gar manches wieder. Von einem Kriegsgenoſſen, und zwar von einem recht edlen, ſoll ich der lieben Schweſter einen Gruß vermeiden.

Cäcilie erröthete.

Du darfſt nicht erröthen, Schweſter, ſagte er, in tiefem Ernſte fortfahrend; aber das Räthſel kannſt du mir vielleicht löſen. Er war ein gar herrlicher Degen, ob ihm gleich das Glück nicht lächelte. Ohne ihn ſtände ich wohl ſchwerlich jetzt in eurer Mitte, ihr Lieben.

Aber du ſprichſt ja ſelber Räthſel, ſagte der Vater, und eilſt mit deinem Lobe deiner Erzählung voran.

Ach, entgegnete Robert, es iſt ein ſchmerzliches Lob, das wir einem lieben Todten zollen. Doch ihr verſteht mich ja nicht, und ſo hört denn das Außerordentlichſte, was mir indeſſen begegnete. Nach meiner Wiedergeneſung trat ich als Offizier zu einem neuen Regiment. Bey

dieſem fand ſich ein höchſt ſeltſamer Mann, der die Aufmerkſamkeit aller ſeiner Kriegsgenoſſen erregte, ſo wenig er ſelbſt um irgend einen ſich zu kümmern ſchien. Nur mich zeichnete er von dem Augenblicke an, daß er mich zum erſten Male ſah, auf eine uns allen unerklärliche Weiſe aus, und war von nun an mein unzertrennlicher Gefährte in der Schlacht. Er war von ſtarkem Gliederbaue, faſt Rieſen-Größe und beynahe ſchreckhaft bleichem Angeſichte. Furcht und Grauen ſchien er nicht zu kennen, und das Kriegsleben mit allen ſeinen Gefahren ihm nur ein gleichgültiges Spiel zu ſeyn. Wenn wir andern jungen Kriegsleute oft allzu unvorſichtig gegen den Feind uns wagten, ſo half bald ſeine kalte Beſonnenheit einen Ausweg finden, bald eröffnete uns ſein kräftiger Arm eine Bahn. Hatten wir irgend wo zuſammen die Vorhuth, ſo ruhte er nicht, bis die Feuer licht auflohderten und wir in ſicherer Genoſſenſchaft uns darum gelagert hatten; dann oder wenn wir auch mit einbrechender Nacht vorſichtig unſer Feuer auslöſchten, um dem Feinde unſere Nähe zu verbergen, hielt er gewöhnlich

enigen, die er hierzu aufforderte, außen
n Dunkel, und wir durften unbekümmert
n oder ruhen, vor jedem Überfalle ſicher,
ge er Wache hielt. Manche Nacht durch-
ich ſo mit ihm, Dunkelheit und tiefe
rings um uns, und über uns den Him-
it ſeinen Sternen; achtſam auf jedes Ge-
lauſchend, das nahe oder ferne ſich ver-
n ließ. Welche ernſte Geſpräche haben
nn oft zuſammen geführt! Man fühlte
n ihm mit einem rechten Todesverlan-
tzündet, wenn man das Wehen dieſes
Geiſtes in ſich vernahm, der einzig nur
dem Wunſche zu leben ſchien, zu ſter-
r das Vaterland. Wer er war, wußte
d, und keiner getraute ſich, ihn darum
gen. Aber auch die Feinde kannten ihn
nd wo ſich auf Streifzügen der Blei-
ſo hieß er gewöhnlich nur — zeigte,
ſich ſo leicht keiner zum Kampfe mit

ir haben oft zuſammen gefochten und
einander das Leben geſchirmt. Noch
r Entſcheidung bey Leipzig rettete er

mich zweymal, und lange habe ich, als ſein Pferd unter ihm ſtürzte, einen Schwarm von Feinden von ihm abgewehrt. Indeſſen wand er von dem getödteten Pferde ſich los, und indem er eine neben ihm liegende Lanze ergriff, ſtach er fürchterlich um ſich. Zuletzt traf ihn das Geſchoß von einem fliehenden Feinde, als verſtärkt unſre Reiter heranſprengten und er ſchon gerettet war. Mächtig ſtürzte die hohe Geſtalt nieder, das Getümmel riß mich unaufhaltſam fort; ich ſahe nur noch ſeine Augen ſich ſchließen und ſein letzter Ruf tönte mir nach: Grüße Cäcilien von dem bleichen Freunde.

O Albert! rief Cäcilie, und eine Thräne fiel aus ihrem Auge; wohl kennen wir dieſen. Aber haſt du nachher nichts mehr von ihm vernommen?

Wohl manchen theuern Gefährten, entgegnete dieſer, hat mir die Schlacht geraubt; aber keiner ſchmerzte mich wie dieſer. Ich ſuchte ihn am andern Tage vergeblich auf der Wahlſtatt, habe auch nie wieder etwas von ihm erfahren können.

Drittes Kapitel.

ſe Erzählung führte wieder den Mahler
anzer Lebendigkeit in die Erinnerung un-
Freunde zurück. Als dieſe treue Seele,
rich aber auch als den trüben dunklen Geiſt,
er ſich ihnen ſchon damals an dem See
igt. Robert war es nun klar, er hatte Cä-
ns Bruder in ihm erkannt, und der Tod
entlockte ihm ſein Geheimniß. Man ſprach
in dankbarer Erinnerung viel und oft von
. Theodorus hörte immer mit beſonderer
nerkſamkeit zu und ließ ſich gar manches
gniß, gar manchen Umſtand wiederhohlen,
he die Perſon oder das Leben des Mah-
angingen. Als wieder eines Tages die
auf ihn kam, konnte der Alte ſich der
erkung nicht enthalten: ja, es leidet kän-
keinen Zweifel, auch mir iſt dieſer Mann
meiner Reiſe begegnet, und klar ſteht nun
Erſcheinung vor mir, die mir damals in
r Hinſicht ſo räthſelhaft blieb.

Alle baten den Freund, ihnen nicht zu ver-

ſchweigen, was er von einem Manne wiſſe, an deſſen Schickſale alle ſo lebhaften Antheil nähmen.

Recht gern, erwiederte Theodorus, theile ich euch, meine Lieben, ein Begegniß mit, das mich zugleich noch mit einem andern merkwürdigen Mann bekannt machte, und das uns wenigſtens über Eine Zeit aus dem Leben eures Freundes Aufſchluß giebt. Ihr wißt, wie mich recht eigentlich die Wege der Vorſehung zu euch führten. Als ich euch verließ, ahnete ich nicht, daß noch ſo ſchöne Stunden in eurem Schooße den Abend meines Lebens erheitern würden. Bis in die Mitte des Sommers hielt ich mich in verſchiedenen Städten des nördlichen Italiens auf und nahm dann meinen Weg über den Simplon, um durch das Walliſer-Thal, längs dem Ufer der Rhone, nach dem Genfer-See und deſſen anmuthigen Umlanden zu gelangen. Als ich die Gebirge überſtiegen hatte, zog auf der Seite des Weges eine Kapelle meinen Blick auf ſich, die kühn über dem Abhange von Felſen aufſtieg. Feyerlich ernſt hallte der Klang ihres Glöckleins

durch das Thal hin, und in ihrer feſtlichen Kleidung ſtiegen Männer und Frauen auf dem ſchroffen Pfade zu dem Gotteshauſe hinan. Der Klang der Glocke, die tiefe Stille und der Ernſt der großen Natur, die mich umgab, alles erweckte eine recht ſehnſuchtsvolle Stimmung in mir. Ich folgte den Andächtigen nach der Kapelle und ſang aus vollem Herzen mit einem der Landleute, der mir ſein Buch anbot.

Schon während des Geſanges hatte der Geiſtliche, der indeſſen hervorgetreten, meine Aufmerkſamkeit erregt. Seiner Ordenstracht ungeachtet hätte er von ferne nichts in ſeinem Weſen, was man etwas Klöſterliches oder Mönchiſches hätte nennen können. Mit den ernſten dunklen Augen blickte er ſo freundlich auf alle Anweſende hin, als ob er ſich unter lauter Brüdern befände. Er war nicht alt, noch weniger konnte man ihn jung nennen. Es wehte ein ſo recht Chriſtlicher Sinn und frommer Geiſt durch ſeine Rede, daß ich mich innigſt davon erquickt fühlte.

Als die Verſammlung ſich entfernt hatte, trat ich zu dem Prediger hin, und dankte ihm

für die Erbauung, die er mir gewährte. Ach, ſagte er, hier erbaut uns der Herr ſo durch die Größe ſeiner Wunder, daß es eben mehr nicht bedarf, als eines ſolchen Ortes, wie unſere Kapelle iſt, um in einem empfänglichen Herzen die Andacht zu wecken; und Sie theilen in der That meinen Worten ein zu großes Verdienſt zu, wenn Sie dieſen die Erbauung beymeſſen. — Er lud mich ein, da ich gewiß von der Bergreiſe ermüdet ſey, einige Erfriſchungen bey ihm anzunehmen, und gern folgte ich ihm durch einen hintern Gang aus der Kapelle in ſeine Klauſe, die unmittelbar an das Kirchlein angebaut war; er war nämlich der Bruder, der hier wohnte und den Gottesdienſt in der Kapelle beſorgte. Sogleich ſetzte er mir Brodt und einen Krug mit Wein vor, und ſtellte daneben einen kleinen Korb mit Obſt. Aber wenn der Klauſner meine Verwunderung erregt hatte, ſo that es nun in einem noch höhern Grade ſeine Wohnung.

Dieſe nämlich bildete ein ſehr reinliches, ziemlich geräumiges Zimmer, an das ein kleineres zur Schlafſtätte anſtieß. Ein einziges

Cruzifix hing dem Eingange gegenüber, aber von Heiligenbildern und anderm Zierrathe, womit sonst solche Einsiedeleyen pflegen überfüllt zu seyn, konnte ich nichts bemerken. Desto mehr fiel mir der ganz eigene Geist auf, der mich sogleich beym ersten Anblicke wundersam aus den Bildern ansprach, womit die Wand selbst bemahlt war. Von dem Boden zog sich eine weite Einfassung hinauf, ein sonderbares, aber mit tiefem Sinne geordnetes Gemisch von großen Blumen, kleinen Engelsköpfchen und ganzen schwelenden Genien, dazwischen hin Täfelchen mit kurzen Sprüchen. Über den Täfelchen stiegen bis zu der freylich ziemlich niedrigen Decke Lilienstängel und andere Blumen, auch Büschel von Ähren auf, welche sich oben zusammen neigten und Bogen bildeten, in deren freyem Raume allerley Scenen aus dem Leben, leicht und wie das ferne Perspektiv einer Landschaft, abgebildet waren; auf den Sinn derselben aber schienen die darunter befindlichen Sprüche der Täfelchen hinzudeuten. Doch was am sonderbarsten war und am meisten meine Verwunderung erregte: ich glaubte darunter

einige Ansichten vom Comer-See, ja sogar das Landhaus meiner lieben Freunde zu erkennen, und eine weibliche Figur, die aber überall verschleyert erschien, erinnerte mich um so mehr an meine Freundin, als gegenüber die Züge einer hohen Gestalt in einem erst in den Umrissen entworfenen größern Gemählde unverkennbar die meiner Lieben waren. Wie in stiller seliger Freude stand die Gestalt an dem Ufer eines Gewässers. Wo ihre Blicke hinfielen, floß ein lichter Schein auf den Boden und sprossen Blumen und Kräuter hervor. Sonst zeigte die ganze Umgebung eine große Wildheit; der Sturm trieb die Wogen des Wassers auf und ein Schifflein vom Ufer weg, auf dem die Gestalt eines Mannes, über dessen Gesicht der Wind die Haare hinwehte und dasselbe unkennbar machte, mit mächtigem Arme das Ruder führte. Dabey war auch das merkwürdig: die Figuren auf den kleinen Bildern, so leicht sie auch nur angedeutet waren, wie fast durchsichtige Erscheinungen, hatten alle, obgleich erwachsen, jugendliche, und fast Kinderangesichter, und sie schienen aus der Idee eines Geistes hervor-

gegangen, mit dem ſeine Umgebung zwar herangewachſen iſt, ohne doch aus der Kindheit herausgetreten zu ſeyn. Die ganze Mahlerey übrigens war noch unvollendet, und Farben, Pinſel und anderes Mahlergeräthe lagen auf einem Tiſchchen bey dem im Umriſſe entworfenen Gemählde.

Ich hielt anfangs den Klauſner ſelbſt für den Mahler. Aber auch hier, ſagte er, thue ich ihm zu viel Ehre an, und er bedauerte, daß ſein Hausgenoſſe heute auf das Gebirge gegangen, wohin er immer von Zeit zu Zeit eine Wanderung mache, und vermuthlich vor dem ſpäten Abend nicht zurückkehren werde; ſonſt würde ich einen ſehr merkwürdigen Menſchen in dieſem zu beobachten Gelegenheit haben.

Als ich meine Verwunderung darüber äuſſerte, daß er, als ein Eremit, noch einen Geſellſchafter neben ſich habe, ſo ſagte er mir, daß ſeine Zurückgezogenheit aus der Welt, wo man einzig doch nur recht wirken könne, eben ſo ſtrenge nicht ſey und er mehr um der Kapelle willen, als aus Liebe zur Einſamkeit, ſeinen Aufenthalt in der Klauſe gewählt habe. In

ſeinem Hausgenoſſen habe er aber in der That kaum einen Geſellſchafter. Es möchten etwa anderthalb Monate ſeyn, als er eines Tages gegen Abend über das Gebirge nach ſeiner Wohnung zurückkehrte. In allerley Betrachtungen vertieft, habe er ſich nicht wenig entſetzt, als er zufällig den Blick nach der Seite wandte und einen langen Mann auf dem Felſen bemerkte, der ſtier vor ſich hin ſah und deſſen Geſicht eine Bläſſe entſetzlich machte, wie man ſie ſonſt nur bey einem Todten finde. Wirklich ſey er einige Augenblicke, wie die Geſtalt regungslos, an den Felſen gelehnt, da ſaß, in dem Zweifel geweſen, ob er einen Todten oder einen Lebenden vor ſich habe. Als er näher gekommen, ſo habe er ſich dann freylich ſogleich von dem letztern überzeugt, aber mehr noch habe ihn die Todtenbläſſe bey einem Lebenden erſchreckt. Der Mann habe ihn zwar bemerkt, aber ſchien ihn wenig zu beachten und über gewiſſe Figuren zu ſinnen, die er mit der eiſernen Spitze ſeines Stockes in die Felſenwand eingegraben hatte. Vergeblich habe er mehrere Fragen an ihn gerichtet und ihn verſchiedene

Male umsonst gemahnt, mit ihm zu gehen, bis er ihm den Vorschlag gethan, ihm seine Klause zu mahlen, nachdem er erfuhr, daß er einen Mahler vor sich habe. Da sey die lange Gestalt aufgestanden und mit ihm zur Kapelle herabgestiegen. Als sie aber hereintraten und der Fremde viele Heiligenbilder an der Wand erblickte, so habe er sich unzufrieden nach der Thür gewendet, mit den Worten: da hättet ihr mich besser auf den Bergen gelossen, das sind die rechten Heiligen nicht; und wo soll ich denn meine Bilder hinbringen? Darauf habe Er, der Hausherr, ohne weiteres die Bilder von der Wand genommen, denn, habe er in seinem Herzen gedacht, ein geretteter Mensch in dem Hause ziert dieses mehr als jeder andere Schmuck. Der Fremde habe ihm dankbar die Hand gedrückt, den andern Tag hätten sie sogleich die Wände gereinigt und angestrichen, und nun habe der Mahler mit einer unermüdlichen Emsigkeit sein Werk begonnen. Nur seit einiger Zeit mahle er weniger, besuche auch öfter das Gebirge. Es scheine ein sehr unglücklicher, aber schuldloser Mensch, dessen

Trübsinn, wie ihn dünke, mehr aus einem allzu zarten Gewissen, als aus dem Bewußtseyn eines begangenen Verbrechens herrühre. Sie lebten stille und ruhig mit einander, ohne oft Tagelang ein Wort zu wechseln. Das habe der Mahler sogleich zur Bedingung gesetzt, daß niemand nach seinen Schicksalen forschen dürfe und ihm die Besorgung des Gartens anvertraut werde, dessen er mit vielem Fleiße warte. Auch sey er immer sehr mild und freundlich gegen seinen Hausherrn und gegen jeden, der die Klause besuche, nur dabey stille und in sich gekehrt.

So seht ihr denn, schloß der Eremit, daß ich durch diesen stummen Gefährten nicht eigentlich in meiner Einsamkeit gestört werde, und auch dann, wenn er mich einmal verlassen hat, wie ich denn hoffe, daß nach und nach sein düsterer Sinn sich aufheitern soll, werden mir seine Bilder und sinnvollen Sprüche eine gar angenehme Gesellschaft leisten. —

Alles was ich vernahm und selbst um mich sah, fuhr Theodorus in seiner Erzählung fort, erweckte ein großes Verlangen in mir, den son-

derbaren Mahler näher kennen zu lernen. Ich war begierig zu wiſſen, welchem Volke er angehöre. Er iſt ein Deutſcher, ſagte der Klauſner, ſo wie ich gern geſtehe, daß auch ich in Deutſchland geboren bin und in meinem Vaterlande meine Jugendzeit verlebte; und um auch noch nähere Auskunft zu geben, verſchiedene Umſtände und ſeine Mundart laſſen mich vermuthen, daß er ein Preuße iſt.

Mit dieſer Nachricht glaubte ich ſchon viel gewonnen zu haben, und ich ſtieg am Abend in ein nahes Städtchen hinunter, mit dem Verſprechen, den andern Tag wieder zur Klauſe zurückzukehren. Ich ſchlief die Nacht über wenig. Die Betrachtung beſchäftigte mich: ſollte dieſer Mann nicht wieder zu retten ſeyn? Allerley Gedanken ſtiegen in meinem Geiſte auf und nieder. Aus allem war klar, das Beſſere war in ihm noch nicht untergegangen. Und ſo gewann endlich in mir die Anſicht Raum: ſollte man einen edlen, obgleich ermatteten Geiſt nicht am ſicherſten durch irgend eine große Idee wieder wecken und an die Welt anbinden können, aus der er ſich ſelbſt ſcheint verlieren zu

wollen? Auch diese Idee glaubte ich gefunden zu haben.

Mit dem frühesten Morgen machte ich mich auf. Alles verkündete einen lieblichen Tag; die Sonne schien so hell in das Thal, und oben glänzten die beeiseten Gipfel, während unten überall die frischeste, vollsaftigste Vegetation das Auge erquickte; rauschend strömte der Fluß durch die Tiefe hin. Mit den heitersten Gefühlen stieg ich den Pfad zur Klause hinan. Der Bruder saß bey einem Buche, außen war der Mahler mit dem Spaten im Garten beschäftigt; man konnte ihn nur von hinten sehen. Er hat nicht gern, bemerkte der Bruder, wenn man ihn in irgend einem Geschäfte stört, und außerdem wird er ohnehin bald hereinkommen.

Über eine Weile trat er herein, eine lange ernste Gestalt, wirklich von so bleichem Angesichte, daß auch mich beym ersten Anblicke fast ein Schauder ergriffen hätte. Freundlich, aber still setzte er sich bey uns nieder, ohne, wie es schien, unser Gespräch viel zu beachten. Ich wandte dieses, wie zufällig, auf die Begeben-

heiten des Tages, und die Rede kam darauf, in welch' einer gewaltigen Zeit wir lebten; wie der civiliſirteſte Theil der Erde in dem fürchterlichſten Kampfe mit ſich ſelbſt ringe; wie nun noch ein neuer mächtiger Kämpfer aufgetreten ſey, und man endlich hoffen dürfe, daß die Übermacht des Einen werde gebrochen werden. Mit ſichtbarer Aufmerkſamkeit hatte der Mahler ſeine Blicke auf mich gewendet. Auch dem Eremiten war noch vieles aus der Zeitgeſchichte unbekannt, und ich erzählte nun, wie beſonders ein edles Deutſches Volk in hohem Muthe ſich erhoben habe, und wie nothwendig jeder, in deſſen Bruſt noch ein Deutſches Herz ſchlage und deſſen Arm kräftig genug ſey, ein Schwerdt zu führen, in dieſer Zeit es ſich zur Schmach achten müſſe, nicht ſelbſt für die Sache ſeines Volkes mit zu ringen.

Und werden ſie den Kampf ausfechten zum Siege? fiel mit einem Male heftig der Mahler ein.

Ob ſie werden? entgegnete ich. Gehen Sie hin und fragen Sie die Preußiſchen Jünglinge, welche die Hörſäle der Wiſſenſchaft ver-

ließen und allen Gewerken eines friedlichen Lebens sich abwandten! Fragen Sie die Männer, die aus dem Kreise einer geliebten Familie sich losgerissen haben, und nun freudig bluten in dem heiligen Kriege! Fragen Sie die Mütter, die selbst ihre Söhne waffneten und in den Kampf sandten, und die edlen Frauen, die in hochherziger Liebe sich vereinten, der wunden Helden zu pflegen und wenigstens die Arme zu verbinden, die in dem Kampfe für sie ermattet sind! Kann solcher Muth auch des Sieges ermangeln? Wer möchte hier nicht lieber mit sterben, als nicht mit gekämpft zu haben?

O Gott! seufzte der Mahler auf, und ich sitze da und wimmre wie ein Weib! — Wie aus einem tiefen Schlafe fuhr er auf; ein mächtiges Feuer glühte mit röthlichem Scheine durch sein bleiches Gesicht; er sprang auf, und mit einem Blicke, der ewig in meiner Seele bleibt, die Augen zum Himmel hingewendet, rief er begeistert aus: Vaterland, nimm deinen Sohn wieder! Auch diese Brust kann bluten und sterben, wo es noth thut! — Dann versank er wieder in sich; man sahe, es wogte gewaltig in

ihm;

ihm; er entfernte ſich, mir beym Weggehen ſtumm die Hand drückend.

Dieſer edle Geiſt, ſagte der Klauſner, als er hinausgegangen war, iſt nun gerettet; nun wiſſen wir, an welcher Handhabe wir ihn faſſen ſollen. Er war am Abend noch nicht zurückgekehrt. Ich beſchloß den folgenden Tag abzuwarten, in der Hoffnung, da er nun einmal angeregt war, ihn dahin zu vermögen, daß er mit mir in das thätige Leben zurückkehren werde. Aber als ich in der Frühe des andern Morgens wieder nach der Klauſe kam, hatte er ſelbſt ſeine Reiſe ſchon angetreten.

Ganz ſpät in der Nacht, erzählte mir der Klauſner, ſey er zurückgekehrt und habe ſeine Habſeligkeiten zuſammengepackt. Dann habe er ſich ruhig auf ſeinem Lager, wie gewöhnlich, niedergelegt. Allein bevor noch der Tag hell hereingebrochen, habe ihn der Mahler geweckt, reiſefertig vor ihm ſtehend. Mit den rührendſten Ausdrücken habe er ihm gedankt, auch eine Summe Geldes gereicht, um ſie unter die Armen zu vertheilen. Er habe — das ſeyen ſeine letzten Worte geweſen — in einem

langen, betäubenden Schlafe gelegen; aber noch hoffe er, ſolle ſein Erwachen nicht zu ſpät ſeyn. Er habe nicht ſcheiden können, ohne nochmals auf den hohen freyen Bergen ſein Herz zu erlaben, aber jetzt wolle er auch keine Stunde mehr verlieren. Hohes Werk fordre raſche That. Übrigens möge vorerſt an den Wänden des Zimmers alles ſo bleiben, wie es jetzt ſey; was er begonnen, hoffe er einmal zu vollenden und, ſo Gott wolle, freudiger, als er es angefangen.

Mit dieſen Worten habe er ſich ſchnell entfernt.

Viertes Kapitel.

Es war nun kein Grund mehr vorhanden, fuhr am folgenden Abend Theodorus auf die Bitte ſeiner Freunde zu erzählen fort, warum ich länger hätte verweilen ſollen. Mein freundlicher Klauſner bot mir ſeine Begleitung

an. Er wollte mich, da das Thal eine weite Krümmung machte, den nähern Weg über das Gebirge führen, der ohnehin durch die wechselnden Ansichten, die er eröffne, die Mühe des Hinan- und Herniedersteigens reichlich lohne. So gingen wir unter mancherley Gesprächen zwischen den Gebirgen hin, bis sich mit einem Male dem Blicke die weite Aussicht in ein langes Thal eröffnete, durch das der Strom hinrann. Gegenüber stiegen mehrere Bergreihen in immer höhern Stufen hinter einander auf, und an dem fernsten Horizonte glänzten die röthlich weißen Häupter der höchsten Gebirge. Die große, erhebende Natur vor uns und rings umschlossen von ihren Wundern, ließen wir uns auf ein Felsenstück zu Seiten des Weges nieder. Nun im Begriff, von einander zu scheiden, bat ich meinen Begleiter, mir einen Blick in sein vergangenes Leben nicht zu versagen, da ich mich von je her gern daran erbaut habe, die Schicksale außerordentlicher Menschen zu betrachten; sein ganzes Wesen aber unverkennbar zeige, wie er nicht für den Stand erzogen worden sey, in dem er jetzt lebe, und daß nur äußer-

ordentliche Führungen ihn zu demſelben könnten geleitet haben.

Mein Begleiter ward ſehr ernſt auf dieſe Bitte und ſchwieg erſt eine Weile. Wohl, ſeufzte er dann auf, bin ich in ſo unſchuldigen Verhältniſſen nicht aufgewachſen. Ich habe euch ſchon geſagt, den früheſten Theil meines Lebens habe ich in Deutſchland, meinem Vaterlande, verlebt; dann zog ich, frühe ſchon ein verwöhntes Kind des Glückes, mit meinen Altern nach Wälſchland. Aber vergönnt mir, über dieſem leider größten Theil meines Lebens den Schleier des Schweigens ruhen zu laſſen, den ich nicht wegziehen könnte, ohne Verbrechen zu enthüllen, bey deren Erinnerung ich nun, da Gott mich zur Erkenntniß geführet hat, zurückbebe und die ihr nicht ohne Schauder vernehmen würdet.

O wir irren oft, fuhr er nach einer Pauſe fort, weit ab von dem Heile und ſehen den Abgrund nicht, der ſich vor uns öffnet und uns unaufhaltſam verſchlingen würde, wenn auch der Herr uns ließe, wie wir von ihm laſſen, und nicht zur rechten Zeit uns Verirrten zu-

rieſe. Und, ach! ich bedurfte eines gar ernſten Rufes. In frevlem Muthe, und irdiſche Luſt im Sinne, zog ich über dieſe Gebirge hin. Mein Fuß wankte an einem Abhange, ich wollte mich halten, aber ich glitt und glitt; an einer Felſenwand ſtürzte ich hinunter und verlor die Beſinnung in dem Sturze. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich tief unten in einer Kluft; alles Hinanklimmen an den jähen, faſt ſenkrechten Felſenwänden war unmöglich, und wie zerſchmettert fühlte ich alle meine Glieder; doch konnte ich mich endlich aufrichten. Ein Bergſtrom rauſchte in der Nähe, mit verſengenden Strahlen brannte die Sonne von dem hohen Himmel, nur zuweilen unterbrach das Gekreiſch eines über mir hin ſchwebenden Raubvogels die ſchauerliche Stille.

Ohne Hülfe, fern von allen lebenden Weſen, ſah ich mich in der traurigen Öde allein. Ich rief von Zeit zu Zeit mit aller Kraft, die mir geblieben war, in der Hoffnung, einen Reiſenden oder Jäger, der über die Gebirge klimmt, zu mir her zu ziehen, und die Hoffnung erhielt mich erſt ziemlich muthig, da ich mich auch über-

zeugte, daß ich durch den Sturz nicht eigentlich Schaden genommen hatte. Aber die Sonne ging unter und kam herauf, und sie sank zum zweyten Male unter und stieg wieder herauf: keine Hülfe nahte. In der Nacht erstarrte ich fast vor Frost, verbrannte am Tage beynahe vor Gluth in der engen Kluft zwischen den schroffen Wänden. Immer mehr fingen nun Gefühle und Betrachtungen an in mir aufzusteigen, die ich noch nie gekannt hatte. Wie wüst und schauerlich lag nun, gleich einem verpesteten Sumpfe, mein Leben hinter mir, und zum ersten Male kam mir jetzt der Gedanke: du wirst nun vor den Richter treten! Alles, alles, worauf ich bisher mit frevlem Muthe getrotzt hatte, lag fern von mir, und in mir selbst war es noch öder und leerer, als in der Felsenkluft, die mich verschlungen hatte. Ich empfand so ganz das Gefühl der vollkommensten Zernichtung in mir. Außen waren keine Bande mehr, die mich an die Welt knüpften, und in mir kein Band, das mich an Gott festhielt, als nur das innigste Flehen, das ängstlichste Seufzen nach ihm, und nicht einmal seine Ge-

rechtigkeit durfte ich anrufen, mein eigenes Herz hatte die Verdammung über mich gesprochen.

Matt vor Hunger und Beängstigung lag ich auf dem Felsen da, trübe und verworren in meinem Sinne. Schon neigte sich die Sonne zum dritten Male zu ihrem Untergange. Die Verzweifelung preßte mir den letzten Schrey aus. Da hatte der Herr mich nicht verlassen, er führte zwey Mönche die Straße her. Diese hörten den Klageruf und sahen, durch denselben zur Kluft hingezogen, mit Entsetzen den Herabgestürzten. Vermittelst eines Seiles und mit Hülfe einiger Hirten zogen mich diese endlich mit Gefahr ihres eigenen Lebens herauf. Das Daseyn aber, das mir Gott auf so wunderbare Weise erhalten, habe ich ihm nun auch geweiht, und täglich flehe ich ihn in herbester Reue und Buße um Vergebung meiner Missethaten an. Ich dachte wohl, ich müsse öffentlich der Welt meine Buße zeigen, um durch mein Beyspiel andere Verirrte auf den rechten Pfad zurückzuziehen. Aber, o Gott, des Menschen Herz ist so schwach und trotzig zugleich. Wir ver-

lieren uns so leicht in den andern, und ehe wir selbst es gewahren, hat in veränderter Gestalt uns die Weltlust wieder beschlichen. Ich wollte von der Welt nichts mehr, mit meiner Buße war mir es Ernst, und ich fürchtete, ich möchte doch zuletzt den Ruhm der Bekehrungskunst höher achten, als das fromme Werk selbst, und wenn es in der Felsenkluft schon so schauerlich war, in den noch fürchterlichern Abgrund hinabsinken, aus dem ewig keine Menschenhand mehr retten kann.

So habe ich denn Ruhm und Ehre und alles Gut der Erde von mir gestoßen und einzig dem Dienste der Brüder mich geweiht, und so hoffe ich, werde die ewige Gnade mir am ersten meine Schuld und Sünde vergeben, wenn es mir gelänge, eine oder die andere Seele dem Heile zu gewinnen und in Demuth und Gehorsam mich selbst zu opfern. Darum habe ich auch meinen Namen abgelegt und sie nennen mich nur Bruder Joseph. In der guten Jahreszeit helfe ich unten im Hospitale der Kranken pflegen, in der schlimmen gehe ich täglich auf das Gebirge hinauf, bemüht, den

Verirrten oder Nothleidenden Hülfe zu leiſten, wie Gott auf dieſen Bergen mir half, als ich in der Angſt des Herzens zu ihm rief. Die Abende und oft die Nächte bringe ich zu mit dem Leſen der heiligen Schrift oder der Geſchichte von Menſchen, die auch wie ich erſt verſunken waren, um an ihrem Beyſpiele das Werk der Buße mir zu erleichtern. Zehn Jahre lebe ich nun ſo, habe auch in einem nahen Kloſter in allen geiſtlichen Verrichtungen mich unterweiſen laſſen und die Prieſterweihe empfangen. Nicht als ob ich ein beſondres Verdienſt darin ſuchte, ſondern um beſſer in aller Noth Hülfe leiſten und den Gottesdienſt in der Kapelle beſorgen zu können. Denn ich weiß wohl, daß vor Gott kein Schmuck gilt, als der eines reinen Herzens und einer reuig demüthigen Seele, und in ſtiller, ernſter Betrachtung iſt es mir nach und nach klar geworden, daß die Verbindung, worin ich durch unſern theuerſten Erlöſer mit allen ſtehe, die durch ſein Gnadenwerk entſühnet ſind, viel tiefer und inniger iſt, als das äußere Band, wodurch ich der ſichtbaren Kirche angehöre. Und wenn ich

nur Liebe und Glauben halte, ſo iſt es am Ende gleichgültig, ob ich hierin und in treuer Nachfolge Chriſti glaube genugzuthun, oder auch die Übung gewiſſer Bußwerke nöthig erachte, wenn nur dabey die Liebe nicht leidet.

Dazu ſprach ich, ſchloß der Erzähler, aus vollem Herzen Amen. Wir ſchieden in Liebe und Rührung von einander, wohl wiſſend, daß wir hier auf der Erde nie, gewiß aber in jenem unſichtbaren Reiche uns wieder begegnen werden.

Fünftes Kapitel.

Daß doch, rief Robert, als nach einigen Tagen wieder die Rede auf den Klauſner kam, alle Menſchen ſo tief, wie der treffliche Bruder Joſeph, das heilige Band in ſich fühlen möchten, welches ſie an alle ihre Brüder knüpft! Wie viel ſtörender, nutzloſer Streit um Meinungen würde dann von ſelbſt wegfallen!

Ach, ſagte Cäcilie, ich faſſe es oft nicht, wenn

ich in der Geſchichte leſe, wie Menſchen einander verdammen und verfolgen können, nicht etwa darum, daß der Verfolgte nicht auch wie ſeine Verfolger an die Wahrheiten unſerer Chriſtlichen Religion glaube, ſondern um der Auslegung, um Dinge willen, die eigentlich zum Heile gar nicht noth thun, von denen wir wenigſtens bey unſerm großen Meiſter ſelbſt nichts erblicken.

Eben darum, entgegnete Theodorus, ſtreitet es ſich, was noth thut, meine Liebe. Freylich ein frommes Gemüth, dem es recht ernſtlich um das Eine und Wahre zu thun iſt, findet auch das Rechte leicht, und wer ſich ſelbſt immer vor dem Truge bewahrt hat, wird nicht begreifen, wie ſich überall auch dem Heiligſten menſchliche Rückſichten beydrängen können. Aber der Herr verzeihe mir, wenn es lieblos iſt, ſelbſt von Unmuth und Abſcheu über die Liebloſigkeit andrer erfüllt zu werden; allein ſo ſehr ich gelernt habe, Schwächen und Fehler bey den Brüdern zu ertragen, ſo vermag ich doch nicht, mich eines innern Grimmes zu enthalten, wenn ich ſehe, wie einer den andern richtet und

verdammt, in dem Wahne, daß nur er den ächten, beſeligenden Glauben unſres huld- und liebreichen Meiſters beſitze, da doch der Meiſter vor allem uns lehrt, keinen zu richten und zu verdammen. Dann möchte ich immer das Wort wiederholen, das Johannes in ſeinem Propheteneifer ſprach: „Ihr Otterngezüchte, wer hat denn euch gewieſen, daß ihr dem zukünftigen Zorne entrinnen werdet?“ Und iſt nicht jeder, eben damit, daß er haßt und verdammt, aus der Liebe, aus der Gemeinſchaft mit Chriſtus herausgetreten in die Finſterniß?

Nicht bloß, ſagte der Freyherr, als Chriſten umſchlingt uns ein gemeinſames Band, nicht bloß einen Herrn, einen Glauben, eine Taufe, einen Gott und Vater theilen wir mit einander, ſondern auch durch unſre Menſchennatur ſind wir alle, einer auf das unzertrennlichſte an den andern geknüpft. Derſelbe Himmel umfängt uns alle mit ſeiner hohen Wölbung und von ſeinem Bogen leuchtet dieſelbe Sonne über allen. An ein gleiches Verhängniß ſind wir alle gebunden; ſo lange wir leben, wandeln wir über denſelben Boden hin,

und dieſelbe Erde nimmt unſre Gebeine mit dem Tode in ihrem Schooße auf. Alle ſtreben wir nach Einem Ziele, gehemmt durch dieſelben Mängel, und unterſtützt von gleichen Begünſtigungen. Wenn aber alles dieß uns überzeugt, daß unſre innere, unſichtbare, wahrhafte Vereinigung weit tiefer und dauernder iſt, als bloß äußere, ſcheinbare Trennung, die ohnehin über die Länge des irdiſchen Lages nicht hinausreicht: warum wollen wir nicht lieber, um auch dieſe Scheidewand gänzlich aufzuheben und allen den unſeligen Spaltungen, dem Haſſe und der Verfolgung ein Ende zu machen, manchen Äußerlichkeiten uns unterwerfen, die wir wenigſtens nicht als unverträglich mit dem beſſern Glauben in unſerm Innern betrachten?

Wenn nun aber, erwiederte Theodorus, die andern nicht den Glauben, ſondern vor allem die Äußerlichkeit, den Gebrauch, die Ceremonie von uns forderten und verlangten, ſollen auch wir ſie als Hauptſache achten? Wenn noch bis auf den heutigen Tag eine Kirche alle, die ihr nicht angehören, auch von Chriſtus und dem Heile ausſchließen will? Der Apoſtel giebt

uns den eben ſo weiſen als liebevollen Rath: „Gott das Gericht über die zu laſſen, welche draußen, ſelbſt aber die zu richten, welche drinnen ſind, und hinaus zu thun, wer da böſe iſt.“ Wenn ſtatt deſſen eben dieſe Kirche die Mängel und Mißbräuche in ihrem Innern beweint und beſeufzt, und ſich damit zu rechtfertigen wähnt, daß nicht alles, was in der Kirche geſchehe, auch aus derſelben hervorgegangen ſey, dagegen aber immer den Fluch über alle ausgeſprochen hat, und auch jetzt noch, wenigſtens nach ihren Grundſätzen und dem Glauben, wie er in der Mehrzahl ihrer Glieder lebt, fortdauernd über alle ausſpricht, welche ſie nicht etwa bezeugen kann des Unglaubens an Gott und den Erlöſer, oder der Verachtung unſrer heiligen Bücher, ſondern die gewiſſe Gebräuche, kirchliche Ordnungen, Anſtalten, Übungen und Lehrſätze verwerfen, weil ſie eben in dieſen heiligen Büchern keine Verpflichtung hierzu zu leſen glauben: was ſoll man, als Menſch und Chriſt, hiervon urtheilen? O das iſt es, was mir ſchon ſo manche trübe Stunde gebracht hat!

Und ein ganz anderes iſt es, meine Lieben, fuhr er in hohem Ernſte fort, in dem Gefühle unſrer heiligern, innigern Vereinigung, ſelbſt im Falle ſie von den Brüdern nicht erkannt würde, bey dieſen doch Meinungen, Übungen, Anſichten, Satzungen dulden und achten, weil wir wohl wiſſen, daß ſie, wenn auch nicht hierin, doch in dem Beſſern, Herrlichern mit uns eines Glaubens ſind; und ein ganz anderes, ſelbſt dieſe Meinungen und Anſichten, die wir an und für ſich nicht billigen, dieſe Gebräuche und Satzungen, wodurch wir in unſrer Chriſtlichen Freyheit uns beengt fühlen würden, von ihnen annehmen oder gar uns Lehren aufdrängen zu laſſen, die wir durchaus mit unſerm Chriſtlichen Glauben nicht zu einigen vermögen. Ich nenne hier nur die Lehre von einem Gnadenſchatze, geſammelt aus dem Verdienſte ſolcher heiligen Menſchen, die mehr ſollen gethan und geleiſtet haben, als von einem Menſchen gefordert wird, und woraus man dann dem wieder etwas beylegen kann, der es an ſeinem Theile mangeln läßt; von einem ſichtbaren, untrüglichen Oberhaupte der Kirche,

da wir doch nur ein unſichtbares haben; von der Macht dieſer Kirche, über den Glauben zu richten und zu entſcheiden, da doch allein der Geiſt Gottes es uns bezeugen kann, ob wir Gottes Kinder ſind; von einem Stande, dem die eheliche Verbindung unterſagt iſt, da doch eben dieſe Kirche die Ehe für ein Sacrament erklärt.

Wohl, fuhr er fort, was nicht aus dem Glauben fließt, iſt Sünde, und möge jeder wachen, daß nicht ſein eigenes Gewiſſen ihn verdamme, indem es gegen ihn zeugt. Aber warum ſollen wir unſre Freyheit beurtheilen laſſen von dem Gewiſſen anderer? — Und alles Kirchenthum, alle äußere kirchliche Anſtalt und Verbindung, was iſt ſie anders als die äußere Darſtellung des Reiches der Liebe, des Lichtes, des Glaubens, oder ſoll ſie mehr noch ſeyn, zugleich der Weg zu dieſen Pforten des ewigen Heiles? Wem es aber ernſtlich um das Eine und Höchſte zu thun iſt, der muß auch mit Aufopferung alles andern — denn das nur iſt wahrer Verluſt, von dieſem Ziele abzuirren, oder es nur ſpät oder gar nicht zu erreichen —

der muß auch vor allem den Weg feſt und beharrlich verfolgen, den er redlich und ohne ſonſtige Nebenrückſicht für den rechten, ſichern und geradeſten hält. Daß ein anderer auf einem weitern, auf einem minder ſichern Wege wandelt, wobey er leichter durch mancherley Täuſchung vom Ziele abgelenkt wird, — wir behaupten damit nicht, daß nicht auch er dieſes endlich, wofern es ihm nur Ernſt iſt, erreichen werde. Er gehe ſeines Weges, wenn ihm ſeine Einſicht keinen beſſern zeigt und ſein Gewiſſen einen andern nicht geſtattet; nur verdamme er uns darum nicht, daß wir einen andern Pfad zu eben dieſem Ziele einſchlagen. So mag denn immerhin dieſe Trennung um ſo mehr beſtehen, als ſie zuletzt von ſelbſt ſich löſet, ſobald wir alle einmal völlig in das unſichtbare Reich hinübertreten werden.

Doch auch jetzt ſchon, fiel Cäcilie ein, gehören wir dem unſichtbaren Reiche an!

Heil uns, verſetzte Theodorus, daß dieſes unſichtbare Reich ſo herrlich und gewaltig iſt, daß es ſelbſt durch alle äußerliche Spaltung nicht vernichtet wird, und während Kirchen und

Kirchenpartheyen entſtehen und vergehen, unzerſtörbar fortdauert! Wir ſelbſt nur entfernen uns ſo oft in dem Leben aus demſelben, ſey es, daß wir todt für das Höhere, uns in uns ſelbſt ſchließen, oder alle unſre Wünſche immer mehr an irdiſches Gut feſſeln; ja das äußere Kirchenthum kann uns den Eintritt in daſſelbe erſchweren, wenn es uns von der Uebung äußerer Gebräuche oder den Schrecken, welche augenblicklich ein bewältigender Dienſt in uns erregt, das Heil erwarten läßt, welches allein nur die Reinheit des Herzens, in dem Chriſtus Wohnung genommen hat, gewähren kann; und da träfe den Menſchen der ewige Tod, wo es möglich wäre, daß er ganz aus dem unſichtbaren Reiche herausträte.

Und was giebt uns Zeugniß, fragte Robert, daß dieſes unſichtbare Reich uns umfangen hält?

Ich dächte wohl, erwiederte Theodorus, unſer nun ſo hoch geſchätzter Klauſner war in dem Augenblicke, als er die Felſenwand hinabſtürzte, ſehr fern von dieſem unſichtbaren Reiche, weil er ſo verzweiflungsvoll ſeine Treu-

nung von dem ſichtbaren empfand; aber eben mit dem Sturze ſank er aus dieſem in jenes zurück. Und da gerade treten die Feuer- und Probeſtunden ein, zu prüfen das Metall in unſerm Innern, ob es edlen Gehaltes oder Schlacke iſt, wo unſer ganzes Daſeyn gleichſam an einem Nichts hängt und alles ſinkt und weicht, was uns bisher von außen geſtützt und aufrecht gehalten hatte. Wenn wir da, wo wir gewaltſam aus dem ſichtbaren Reiche und allen Genüſſen deſſelben geriſſen werden, noch Erquickung, Freude, Troſt und Frieden in uns empfinden, können wir abnehmen, daß ein tieferes, feſteres, unauflöslicheres Band dem unſichtbaren Reiche uns vereint.

Man hatte bis tief in die Nacht hinein geſprochen, und oft nahm das Geſpräch ſolch eine ernſte Wendung, was bey dem tiefen Sinne unſrer Freunde und der hohen Anſicht, die ſie allen Verhältniſſen des Lebens abgewannen, nicht fehlen konnte. Dabey waren alle nicht wenig erfreut zu bemerken, wie in Robert, ſtatt jener ſittlichen Verwilderung, die nur zu oft ein kriegeriſches Leben mit ſich führt,

eben dadurch nur viele hohe Ideen geweckt waren, und jener Kampf erſchien allen recht wie ein heiliger Kampf auch durch den frommen heiligen Sinn, die reinſte Begeiſterung, womit dieſe Jünglinge ihn geführt hatten, die in der That eine herrlichere Frucht daraus in ihrem Innern gewannen, als vielleicht unter andern Verhältniſſen ihnen eine lange, ſchmerzliche Lebenserfahrung gewährt hätte.

Vor Cäciliens Seele aber ſtand ſeit dem Tage jener Erzählung ſchmerzlich das unvollendete Gemählde, das Albert, gleich einem Bilde ſeines gewaltſam geſtörten Daſeyns, an der Wand der Klauſe zurückgelaſſen hatte. Sie fühlte wohl, der in die ſtürmende See hineingetriebene Schiffer war der Mahler, aber daß ſie ſelbſt die Geſtalt am Ufer ſey, wagte ſie kaum zu denken. Nun, da auch ſie liebte, ward ihr nach und nach ſo manches Wort klar, deſſen Sinn ſie in ihrer Kindesunſchuld auch nicht einmal geahnet hatte. Sie trauerte ſtille um ihn, wie eine Schweſter über das Unglück des geliebten Bruders trauert. Auch Robert war es nun klar, unglückliche Liebe zu ſeiner Schwe-

ſter hatte ſeinen Kriegsgefährten fortgeſcheucht; auch er war, wie ſo manches andre edle Opfer, untergegangen in den Stürmen der Zeit, oder vielmehr nur von dem Sturme entrückt worden nach den lichthellen Hallen der ewigen Veſte, wo wir alle die Palme des Sieges empfangen, für den wir hier die Krone nicht erhalten können, weil er nur da erſt vollendet iſt, wo alle irdiſche Kränze welk geworden ſind.

So ging in ernſt fröhlichem Zuſammenleben für alle der Winter ſchnell und heiter hin. Welche Blüthen verſprachen ſie ſich aber dießmal von einem Frühlinge, den man in dieſen anmuthigen Gegenden zuſammen verleben wollte! Allein da erſcholl, bevor noch die Bäume Blüthen brachten, die alle überraſchende Kunde: der Löwe, der endlich vom feſten Lande verſcheucht war, iſt wieder zurückgeſchwommen und hat von neuem des Schwertes ſich bemächtigt, das man ihm aus den Klauen gewunden hatte. Der Kriegsgott erhob ſich wieder aus ſeiner Waffenhalle, in der er eben ſich niedergeſetzt hatte, und ſchritt laut toſend mit ſeinem Waffengeklirre in dem lichten Frühling hin; er

zertrat die Blumen unter seinen Füßen, und mischte Leichengeruch mit den Blüthendüften; durch die grüne Saat floß das rothe Blut, und zwischen dem Gesange der Vögel tönte das Geächze wunder Rosse und der Wehruf sterbender Menschen.

Doch wir lassen jetzt Cäcilie, die in ihrem Geiste mit aller Sorge einer liebenden Schwester, und allem Muthe einer deutschen Jungfrau dem Bruder in den Kampf folgte, bey dem Vater und dem ältlichen Freunde in der ruhigen Ungestörtheit ihres ländlichen Lebens; denn unser deutsches Vaterland stellte diesmal nur die Kämpfer, nicht den Kampfplatz. Wir wenden uns zu dem Streiter einer frühern Zeit zurück, der unglücklich rang in dem schwersten Kampfe, in dem Kampfe mit sich selbst.

Sechstes Kapitel.

Fest stehet der Mensch neben der Säule, an die seine Gebrechlichkeit sich lehnt; seiner Schwä-

che dient auch das Rohr noch zur Stütze, er ſteht noch, ſo lange er nur den Halm in der Hand hält, ſeine Phantaſie verleiht dieſem einen Theil von der Feſtigkeit der Säule. Aber iſt ihm von außen ſogar der ſtützende Halm entzogen und in ihm die Kraft gebrochen, ſo wankt er und ſinkt ganz, und es iſt nichts mehr, was in ſeinem Falle ihn aufhalten könnte.

Wir haben Leopold in Rom verlaſſen. Der Traum gab ihm die Beſinnung wieder, welche ihm die Betäubung von dem Sturze ſeines Roſſes und die noch gewaltigere ſeiner Leidenſchaft geraubt hatte. Der Pater hatte ihn beruhigt und dann ſich ſelbſt und den Freunden überlaſſen. Aber der Baron winkte dieſe hinweg: er bedürfe der Ruhe. Und wohl bedurfte er nur allzu ſehr der Ruhe von der körperlichen Ermattung und mehr noch von den Betrachtungen, die, aller künſtlichen Reden des Paters ungeachtet, immer wieder marternd in ſeinen beunruhigten Geiſt zurückkehrten. Er war gerettet aus dem Wagniſſe, in das ſein verzweifelter Muth ihn geſtürzt hatte. Und in dieſem Augenblicke fällt dein Retter! ſchon iſt

er gefallen, das Blut strömt aus seinen Wunden! sprach es in ihm. Dann aber schalt er sich selbst einen Thoren, daß er sich mit Besorgnissen ängstige, die unmöglich zur Wirklichkeit werden könnten. Ohne Zweifel, dachte er, ist Friedberg heute gar nicht in den Garten gegangen, oder noch ist der Vater zur rechten Zeit dazwischen getreten und hat ihn gerettet.

In diesem Augenblicke stürzte einer von seinen Dienern mit bleichem Gesichte herein: eben sey er auf der Straße der Leiche des Herrn Friedberg begegnet, den man, von Dolchstichen verwundet, für todt vorübergetragen habe. Leopold schauderte zusammen. Aber der Freund war nicht getödtet, er konnte, er wollte es nicht glauben; er war verwundet, aber der Dolch hat nicht tief genug getroffen. Zugleich trat Clorindens Bild in allem Reize des blühendsten Lebens vor seine Seele und ließ dem des Todes nicht Raum neben sich.

Leopold saß nun wieder aufrecht in seinem Bette, aber noch konnte er es in den ersten Tagen nicht verlassen. Die Freunde sitzen um ihn, bemüht, ihn mit allerley Neuigkeiten und

Stadt-

Stadtgeſprächen zu unterhalten; auch der Pater bietet alles auf, ihn zu beruhigen. Aber dazwiſchen wiederholt er immer die Frage wieder: habt ihr von dem ermordeten Deutſchen keine Nachricht? Alle maßen ſeine Unruhe ſeiner Theilnahme an ſeinem Freunde und Lebensretter bey, und von dem Mönche angewieſen, verſichern ſie: daß man wohl von ſeinem Niederſinken in dem Garten gehört, aber ſeitdem nichts mehr von ihm vernommen. Sie ſprachen, ohne es ſelbſt zu wiſſen und zu wollen, die Wahrheit, und dennoch war ihre Rede nicht wahrhaft, denn ſie hielten alle den Verwundeten und Gefallenen auch für den Geſtorbenen und Beerdigten. Aber eben dieß beruhigte den Baron. Denn geſtorben, dachte er, kann er nicht ſeyn, ſonſt müßte ich ja von ſeinem Begräbniſſe hören. So wie er ſich aber mit dieſen Schlüſſen beruhigte, ſtieg auch zugleich wieder ſtörend der Gedanke in ihm auf: wird ſie, die ſeinen Tod forderte, auch an ſeiner Wunde ſich genügen laſſen? Nach der Wohnung ſeines Freundes hatte er geſchickt; da hieß es, man wiſſe nichts von ihm; auch

‚hatte ihm der Diener gleich anfangs gesagt, er sey nach Füllemanns Behausung gebracht worden. Aber eine innere Scheu, gleich als ob der Bankier ihn durchschaue, erlaubte ihm nicht, bey diesem Erkundigung einzuziehen; noch weniger aber wollte es der Pater nach der Scene, die bey dem Gefallenen vorgegangen war, und ohnehin ja hielt sich dieser von seinem Tode überzeugt.

So brachte Leopold in höchster Spannung, schwankend zwischen der Sorge um den Freund und der glühendsten Leidenschaft für das schöne Weib, einige Tage hin. Auch der Gedanke noch erhöhete seine Beängstigung: warum fragt sie gar nicht nach dir? liegt ihr der Geliebte so wenig am Herzen? Dann dachte er wieder: sie hat vielleicht gar von dem Vorfalle nicht gehört, oder jungfräuliche Scheu erlaubt ihr nicht, ihre Liebe öffentlich zu zeigen.

Er konnte nun wieder in dem Zimmer umhergehen, und saß in solchen Gedanken allein eines Abends auf dem Sopha. Da öffnete sich leise die Thür, und ein langer, hagerer Mann von grosser Wildheit im Gesichte und in seinem

ganzen Weſen trat herein. Leopold erblaßte bey ſeinem Anblick.

Da bring' ich den Dolch und komme, meinen Ehrenſold zu holen, ſagte Annibale.

Was für einen Dolch? welchen Sold? rief Leopold ängſtlich.

Den Dolch, entgegnete der Römer, durch welchen der gefallen iſt, den ihr mir bezeichnet habt.

Gefallen, unterbrach ihn der Baron, aber auch geſtorben?

Ob geſtorben? fragte ihm unwillig der Mörder nach. Haltet ihr meinen Dolch für ſo ſchlecht? Jeder ſtirbt, den er trifft. Seht, die Klinge iſt blank und ſcharf. Ich habe ſie gereinigt, fuhr er in kalter Ruhe fort, aber zum Zeichen, daß ſie ihren Dienſt geleiſtet, blieben die Blutstropfen am Griffe. Oder glaubt ihr mir nicht, ſo geht nach der Grabſtätte, und aus der Grube muß es euch der Todte ſelbſt bezeugen.

Leopold ſtürzte bey dieſen Worten verzweifelnd auf das Sopha nieder. Er hielt die Hände vor ſein Geſicht, als wolle er vor

der ganzen Welt ſich verdecken, und Mörder! Mörder! ſchrie es in ſeinem Innern; alſo der Freund doch todt? durch deine Hand todt todt?

Annibale ſtand lange ſchweigend da und ſahe den mit der Verzweifelung ringenden verächtlich an. Der Dolch iſt kein Spielzeug für ſchwache Seelen, ſagte er endlich unmuthig; gebt, was ich zu fordern habe und macht, daß ich fortkomme, ehe uns jemand zuſammen trifft. Leopold warf ihm, um ſeiner ſtörenden Gegenwart ſich zu entledigen, den Schlüſſel zu ſeiner Schatulle hin: hier öffne, nimm, was dich gelüſtet, haſt du mir doch mein Beſtes genommen. — Der Römer aber öffnete das Käſtchen, und mit aller wilden Gierde, womit ein rohes lüſternes Gemüth die Erdenſchätze anſieht, griff er in die Goldſtücke, und klingend fielen dieſe zwiſchen ſeinen Fingern durch auf den Tiſch nieder. Es hallte, wie das Klirren der Hölle, in Leopolds Ohr: jetzt nimmt er den Blutlohn! Aber nochmals zählte der Mörder die Goldſtücke. Ganz recht, ſagte er, genau dreißig ſind's, ſo viel habe ich ausbedungen;

und ſeht, dieſe drey für den Dolch, da ihr ihn ausdrücklich begehrt habt. Ihr ſeht, ich bin gewiſſenhaft in meinen Geſchäften, und ſolltet ihr ein ander Mal meines Arms bedürfen, ich habe der blanken Waffen noch mehr. — Er warf den Überreſt des Goldes in das Käſtchen und trat höhniſchen Blickes zur Thür hinaus. Den Dolch ließ er auf dem Tiſche zurück.

Leopold ſank immer tiefer in dem Meere von wogenden Gefühlen, über die er nicht Meiſter ward. Verzweifelung und Liebe kämpften mit fürchterlichem Ringen in ihm. Bald warf er ſich auf das Sopha nieder; bald ſchleppte er ſich noch von ſeinem Sturze matt, wankend durch das Zimmer hin. Für dreyßig Silberlinge, rief eine Stimme in ihm, hat der Judas ſeinen Herrn und Freund verkauft. Zugleich dachte er wieder: welcher Genuß harret deiner! In welchem Feuer wirſt du im Innerſten brennen und alle Erdennoth von dir ſtoßen, wenn die Himmliſche mit ihren Armen dich umfängt und willig ihre Küſſe den deinigen begegnen! Die Hölle ſtand ihm zur einen Seite, der Himmel, wenigſtens was er Him-

melsluſt nannte, zur andern, und jene dräuete, dieſer lockte.

In wilder Verwirrung denkt er zuletzt nichts mehr; ſeine körperliche und geiſtige Kraft iſt erſchöpft; angelehnt ſteht er an dem Tiſche. Die Strahlen der untergehenden Sonne fallen zum Fenſter herein; da trifft blitzend im Sonnenſtrahle der Dolch ſeine Augen. Er bebt zuſammen, die Waffe liegt vor ihm. Bewußtlos greift er darnach, er ſieht die Blutstropfen, ein neuer gewaltiger Schauer faßt ihn, und der glatte Griff gleitet aus ſeiner zitternden Hand. Die ſcharfe Spitze fällt nach unten, und aufrecht ſteht der Dolch an dem Rande des Tiſches. Und wie er nun das aufgerichtete Kreuz vor ſich erblickt, kehren auch in ſeine Erinnerung alle die Gedanken zurück, die er an dieſes Zeichen zu knüpfen gewohnt war. Auf die Kniee ſinkt er nieder, und zu dem Dolchkreuze die gefalteten Hände und den thränenvollen Blick erhebend, ruft er in heißeſter Inbrunſt aus: Dank dir, ewigen Dank eines geängſtigten Herzens, der du in der Stunde der Noth wunderbar das allerheiligſte Kreuz mir

erſcheinen läſſeſt, das die ſolchen Schmerz, uns allen ſolche Wonne bringt. Von dieſem Zeichen rann dein heilig Blut auf die Erde nieder; o Herr, Blut klebt an dem Zeichen, verſöhne du auch dies Blut mit deinem Blute. Weh! klagend ſchreyt es jetzt zu dir; Herr, laß nur einen Tropfen deines Blutes in meine Seele fallen, beſchwichtige dieſe Stimme! Wie ſie winſelt, und wimmert und wehklagt! Doch Herr, du haſt es ja geboten, du durch ſie, die ſo rein, ſo treu, ſo feurigen Glaubens iſt!

Getröſtet durch dieſe Gedanken richtete er ſich auf, und in dem Abendlichte ſtand er vor dem blinkenden Kreuzeszeichen, deſſen Erſcheinung ſolche Beruhigung in ſein Herz gebracht hatte. Ja, ſprach er bey ſich, ſie theilt die That mit dir, ja ihr gehört ſie ganz an; du biſt ihr Arm, nur der ihr angehörige Theil, über den ſie wie über ihre Hand gebietet; und haſt du auch mehr gethan, als auf den Befehl der Herrin den Boten ausgeſandt? Sie iſt nicht wie andere Frauen, hoch ſteht ſie in Glaubenskraft über allen ihres Geſchlechtes. Konnte ſie es gebieten: durfteſt du es vollbringen. Und

was kann sie dir nun noch versagen? Hast du nicht treu vollführt die Bedingung, die sie selbst die gesetzt hat? Hast du nicht sogar den Freund, den Lebenser — Er stockte. O theures Opfer, o du bleicher, gefallener Freund! fuhr er dann fort.

Da hörte er im Vorzimmer die Thür gehen; Tritte nahten; schüchtern zog er den Dolch aus dem Tische und verbarg ihn unter da liegendem Geräthe. Der Pater trat herein. Sein Blick fiel auf die geöffnete Schatulle. Man sollte denken, redete er den Baron an, ihr hättet Wechslergeschäfte gehabt?

Ihr wußtet nicht, entgegnete ihm Leopold, daß er begraben ist?

Wer begraben? fragte der Pater.

Der, erwiederte der Baron, für dessen Tod eben der Sold gehohlt ward.

Was geht dieser, fiel Anselmo ein, euch an? Lebend oder todt, über oder unter der Erde, mit euch darf er keine Gemeinschaft mehr haben. Da ihr mit Unrecht Erkundigung nach ihm einzoget, so habe ich mit Recht diese un-

befriedigt gelassen. Wollt ihr euch selbst vorsätzlich das Bußwerk erschweren?

Nehmt, sagte Leopold bewegt, das Gold hier; laßt dafür in allen Kirchen um seiner Seele Heil beten. Sey er nun sonst, wie er wolle, wenigstens das irdische Daseyn hat er mir gefristet, eben jetzt, da mir die herrlichste Freude desselben winkt. Zur Beruhigung auf immer würde es mir dienen, könnte ich zur Freude, wenigstens zur Erleichterung seines ewigen Daseyns etwas beytragen.

Ich glaubte euch genesen, fuhr ihn der Mönch finster an, aber noch, sehe ich, redet ihr in Fieberträumen. Kann auch dem die Kirche die ewige Seligkeit aufschließen, der nicht in ihrem Schooße starb, und den sie als einen Lästerer und Verächter alles Heiligen verfluchen muß?

Ihr seyd sehr strenge, wandte Leopold ein.

Strenge nur erst, versetzte der Mönch, nachdem alle Gnade und Milde verschmäht worden. Und hättet ihr mich damals nicht durch unzeitiges Klagen aufgehalten, vielleicht wäre, wenn nicht sein irdisches, doch sein ewiges Le-

ben noch zu retten gewesen, und er seufzte, noch vor seinem Tode bekehrt, nicht in den ewigen Quaalen. Doch statt an seine, denkt jetzt an eure Buße.

Und Leopold begann nun ein ernstes Bußwerk. Er ließ sich nach dem Kloster des Paters bringen. Dort in einem stillen abgelegenen Gemache brachte er drey Tage und drey Nächte in abwechselnder Ermahnung und Bußpredigt seines Beichtigers und eigenem Beten und Fasten vor dem Bilde des Gekreuzigten hin. Aber mitten zwischen dem Gebete und dem ernsten Bußrufe des Mönches trat wieder Clorindens Bild vor seine entflammten Sinne, und er geisselte sich selbst und hörte demüthig jedes stachelnde Wort an, freudig auf das Ziel hinblickend, das ihm von ferne winkte. Als zum dritten Male die Sonne hinabgesunken und die Stadt in Dunkel und Schweigen verhüllt war, stieg er zur Mitternachtsstunde von dem Kloster hinab und auf den Knieen klomm er die Stufen der hohen Treppe hinan, wo Clorindens Bild so lockend ihm erschienen war. Nachdem er eben in der Kirche vor dem Bilde

der heiligen Mutter bei dem Scheine der ſtille flimmernden Lampe ſein Gebet verrichtet hatte, kehrte er nach ſeiner Wohnung zurück, um von der Ermattung auszuruhen, womit eine ſo harte Buße Geiſt und Leib gleich ſehr gefeſſelt hatte.

Erſt als die Sonne am folgenden Tage am höchſten ſtand, erwachte er aus einem langen, dumpfen Schlafe, in den er aus übermäßiger Erſchöpfung verſunken war. Er ſollte dieſen und den folgenden Tag in ſtiller Betrachtung für ſich hinbringen und dann in der Frühe des dritten Morgens, nach nochmals abgelegter feyerlicher Beichte, die Abſolution erhalten. Schon nahte der letzte Abend vor dieſem Morgen. Leopold fühlte ſich nun wieder verſöhnt mit ſeinem Gotte, und mit feurigſter Gluth erwachte die Sehnſucht nach dem geliebten Weibe in ihm. Er wollte ja noch ſich ſelbſt bezwingen, er wollte ſie nicht ſehen, bis er ganz entſühnt vor ſie treten durfte; doch, meinte er, die Freude ihrer Nähe dürfe er ſich länger nicht verſagen, wenigſtens die Laube einmal beſuchen, wo er zum erſten Male von ihren Lippen die Seligkeit des Himmels genoſſen hatte.

Er trat den Weg zu dem gräflichen Pallaſte an. Schon war er demſelben nahe, als ihm ein Bekannter auf der Straße entgegen kam und ihn mit den Worten anredete: Bemühet euch nicht, die Gräfin iſt ſchon ſeit mehreren Tagen verreiſet. Leopold war betroffen bey dieſer Nachricht. Wißt ihr es denn nicht? fragte der andere; man flüſtert ſich ſeltſame Dinge in die Ohren; doch hiervon ein ander Mal! Und ſchnell war er dem Barone entſchlüpft, der wie betäubt lange da ſtand, nach dem Pallaſte hinblickend. Seltſam, dachte er, daß der Pater auch hiervon mir nichts berichtete; doch er wollte mich wohl in meiner Bußübung nicht ſtören. Aber, fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, iſt ſie verreiſet, ſo kann ich um ſo freyer, ohne meinem Gelübde zu nahe zu treten, in dem Pallaſte ſelbſt Erkundigung einziehen, und ohne Zweifel hat man mir eine Nachricht hinterlaſſen.

Das Thor des Pallaſtes war halb geöffnet. Er trat hinein, fand aber alle Säle verſchloſſen. Alles war einſam und verlaſſen, und nur ſein eigener Tritt hallte durch die langen

hohen Gänge. Endlich trat ihm aus einem abgelegenen Gemache ein alter Diener entgegen. Er fragte nach deſſen Herrſchaft. Der Mann konnte oder wollte ihm keine Auskunft geben, als daß ihre Verbereitungen vor dem Weggehen auf die Dauer einer langen Reiſe hinzudeuten ſchienen. Nur dieſes Blatt, hat mir die Conteſſa Clorinde aufgetragen, in Ihre Hände zu legen. Mit dieſen Worten entfernte ſich der Diener.

Leopold las die an ihn gerichtete Aufſchrift des Briefes, ſie war von der Hand der jungen Gräfin. Wie glücklich fühlte er ſich, nur ihre Züge zu leſen! Alſo ſie hatte nicht verſchmäht, ihm zu ſchreiben? O er wußte wohl, daß ſie ſo unfreundlich nicht gehen werde, ohne dem Geliebten eine Nachricht zu hinterlaſſen. Er bedeckte mit Küſſen die Buchſtaben. Um mit ſich und ſeinem Glücke allein zu ſeyn, trat er in den Garten. Auf der Stelle ſaß er nun wieder, wo ſie ſeiner Liebe zuerſt Gehör gegeben. Aber was ſchrieb ſie ihm? Harret ſie ungeduldig ſeiner? Ladet ſie ihn ein, ihr zu folgen? Seine Hand drückte ſchon an dem Siegel des Brie-

ſeh. Er zog ſie wieder zurück und langte aus ſeinem Etui eine Scheere hervor; auch das Siegel ſoll nicht verletzt werden. Aber, wandte er ſich ſelbſt wieder ein, wird dich die frohe Kunde nicht in dem ernſten heiligen Geſchäfte ſtören, das du vorhaſt? Sollteſt du das Geheimniß nicht bis morgen beſiegelt laſſen? Er zählte die Stunden. Nur eilf Stunden noch! Doch nein, rief er, um ſo freudiger wirſt du dem Herrn deinen Dank darbringen? Schon war das Siegel gelöſet, entfaltet hielt er das Blatt in ſeiner Hand, und er las und las und ſein Geſicht entfärbte ſich, während er las — denn er las ſeine eigene Verdammung.

Siebentes Kapitel.

An dem letzten Tage, während Leopold oben im Kloſter in inbrünſtigem Gebete vor dem Bilde des Gekreuzigten lag, war unten in dem gräflichen Palaſte folgendes Geſpräch zwiſchen den beyden Beſitzerinnen deſſelben und ihrem Beichtvater vorgegangen.

Ihr habt ein gefährliches Spiel begonnen, Pater; sehr ihr nun, welchen Gewinn es brachte?

Gefährlich nur für schwache Seelen, ich dachte, ein hoher Geist walte in eurer Tochter. Der heiligen Kirche, glaubte ich, diene sie, Gott zu Ehren und der heiligen Jungfrau; aber nun zeigt sich, nur um den Geliebten hat sie gebuhlt. Guter Baum konnte nicht schlechte Frucht bringen.

Ihr hättet nicht übersehen sollen, welche Macht der Liebe Lockung über ein feuriges Weib besitzt. Überhaupt ziemte euch, mit mehr Ehrerbietung von meiner Tochter zu reden.

Nur vor Einem hegt meine Seele Ehrfurcht, vor Gott, und in seinem heiligen Amte spricht mein Mund Wahrheit, die um so mehr das Herz reinigt, je mehr sie es wie mit schneidender Schwerdtesspitze durchdringt. Ich kenne nur Eine Liebe, die zu ihm; dieser muß jedes Opfer fallen, und sie eben kennt keine Rücksicht, weil sie des Herrn Ehre sucht, und müßte sie mit Feuerflammen Leib und Seele scheiden.

Aber ich bin Mutter, und die Ehre meines Hauses ist in Gefahr verletzt zu werden.

Darum komme ich, euer Beichtiger, euch zu tröſten, und aus der Wunde, welche des Feindes Nähe, den ſie mit ſo weniger Vorſicht mied, eurer Tochter geſchlagen hat, die Fäulniß mit dem Meſſer der Kirche auszuſchneiden und den Balſam derſelben hineinzugießen. —

Er trat nun, von der alten Gräfin geleitet, in Clorindens Gemach. In ſchwarzem Gewande und tiefer Trauer lag das ſchöne Weib auf dem Ruhelager. Der Mönch begann die Wechſelrede.

Warum betrübt ihr euch ſo, meine Tochter?

Ich traure über meine Niederlage, über eure, ſchlauer Mönch, und über die eurer Kirche. Aber der Heilige dort oben triumphirt.

Wen nennt ihr den Heiligen?

Den, welchen auf mein Begehren durch des Schwächlings Hand der Dolch traf; ihn, der allein ſich rein und heilig wahrte und Glauben und Treue gehalten hat bis in den Tod.

Ihr ſeyd in einem ſchweren Wahne befangen, Conteſſa; kann auch der Treue halten, der Gott die höchſte Treue gebrochen und der allein beſeligenden Kirche nicht angehört?

O Mönch, das ſpricht nicht Gott aus dir; weiche von mir und läſtre nicht den, um welchen meine Seele ſo tief betrübt iſt.

Eben dieſe Betrübniß iſt ſündig, Gräfin, und wenn ihr nicht bald einlenkt, kann ſie euch dem ewigen Verderben nahe führen.

Ja Mönch, du haſt das ewige Verderben mir gebracht; da verdarb ich, als ich der Rache heimfiel und den Mord verlangte.

Ihr habt die That nicht vollbracht.

Meine Hand nicht, aber mein Wille und Vorſatz.

Die Kirche verzeiht euch den Willen, wozu nur die Liebe zu ihr euch trieb.

Nein, gekränkter Stolz und der Rache Wuth hat mich dazu getrieben.

Auch für ſolche Verirrung reicht die Kirche Verzeihung dem reuig zu ihr flehenden.

Mir ſchaudert vor einer Kirche, die ſo leicht dem Mördern verzeiht.

Ja, wenn ihr die Verſtocktheit bis zur Läſterung treibt, muß ich endlich mit dem Banne der Kirche drohen.

O wen der droben verbannt, der ſcheut keinen andern Bann mehr. Könnte mir der Chriſt, der in ihm wohnt und zum zweyten Male in ihm geblutet hat, vergeben: eurer Vergebung bedürfte es nicht weiter.

Wie euer Geiſt verwirret iſt von dem Gifte der Ketzerey, das ihr eingeſogen! —

Grimmig ſchied der Vater, in tiefer Trauer die Mutter. Am Abend dieſes Tages aber war es, da Clorinde das Blatt für Leopold ſchrieb, deſſen Inhalt wir nun ſchon errathen werden. Hier folgt es.

Elender!

Wirklich, du haſt gemordet deinen Freund, deinen Lebensretter? Schwächer als ein Weib, haſt du vollbracht, was eines Weibes Wahnſinn von dir forderte? Mir begegnet dein Blick nicht wieder, bis wir zuſammen vor dem Richter ſtehen. Graut dir auch davor? Du haſt mich ſchwach geſehen, ſehr ſchwach, und da war ich am tiefſten geſunken, als ich litt, daß dein giftiger Hauch meinen Leib berührte. Aber habe ich geſündigt: bin ich auch ſtark

genug, zu bekennen mein Verbrechen; und gereinigt muß der Heilige vor dir ſtehen, deſſen Namen ich geläſtert habe; darum nur ſchreibe ich dir dies Blatt. Und ſo höre denn: ich habe ihn geliebt mit aller Gluth der Seele, und lieben werde ich ihn, ſo lange ein Hauch des Lebens in mir weht. Meine Liebe habe ich ihm bekannt, da floh er, um dir die Geliebte nicht zu entreißen; für dieſe Schuld hat ihn dein Dolch getroffen!

Und ach, daß erſt die Dolchſpitze, die das edelſte Herz durchbohrte, die Bande zu durchſchneiden vermochte, die meinen freyen Geiſt gefeſſelt hielten! Zu ſpät nur ſchaue ich die Wahrheit, nun die Lippen ſtumm und geſchloſſen ſind, die ſie ſo freudenvoll mir verkündeten. Wie das Lied mich oft ergriff: Nun ſinge Clorinde ich, den eigenen Trauerſang! Und nicht einmal bey ſeiner Aſche darf ich weinen!

Ich fliehe und trage die Verzweifelung mit mir. Auch dich geleite ſie auf jedem Pfade. Dein Leben ſey von nun an eine

Flucht vor aller Huld und Gnade! Das wünscht dir

Clorindens letztes Wort.

Gewißheit seines höchsten Glückes glaubte Leopold in seiner Hand zu haben, da las er den Fluch, welchen die über ihn sprach, die ihm das Heil bringen sollte. Einen ungeheuern Frevel hatte er vollbracht, aber auch der Besitz eines ungeheuern Glückes harrete seiner, dessen auch nur eine Stunde zu genießen, ihm höher schien, als ewige Himmelsluft. Und eine Schuld wenigstens ruhte auf dem Freunde: er hatte gelästert sein Gottesbild. Nun stand der Hingeschiedene rein, wie ein Verklärter, vor ihm, die Lebende wie eine Verbrecherin. Wie öde und leer dünkte ihm nun sein ganzes Daseyn, alles, was er gedacht und geglaubt, was er begonnen und vollbracht hatte! Der Druck einer ungeheuren Schuld lastete auf ihm, und nicht einmal ein Halm mehr blieb ihm, sich darauf zu stützen. Alles, alles, was ein Mensch im Himmel und auf der Erde besitzt, hatte er in diesem Augenblicke verloren. Die Qual trug er im Herzen, die Schuld in der Erinne-

rung, alle seine Wünsche waren zum Verbrechen, seine Hoffnungen zur Sünde geworden.

Krampfhaft drückte er in der geschlossenen Hand das Blatt zusammen; seine Sinne stockten, er hatte keine Gedanken, nur die Größe seines Unglücks zu denken. Schon fielen die letzten Strahlen der Sonne durch das Gebüsch hin. Noch stand er unbewegt da, als eine Hand ihn unsanft anfaßte und rüttelnd ihn wieder zu sich selber brachte. Der Pater war es, der ihm hierher gefolgt war, nachdem er zu Hause ihn vergeblich aufgesucht hatte. Lange sah Leopold diesen mit starren Blicken an. Wo ist sie? fragte er dann hastig.

Wer? entgegnete der Pater.

Clorinde, erwiederte der Baron.

Sie ist verreiset, versetzte Anselmo.

Und ihr wußtet es, fiel Leopold ein, und habt mir es verschwiegen?

Weil es euch, antwortete sein Beichtiger, noch nicht zu wissen frommte.

Wann aber sollte ich es erfahren? fragte Leopold.

Morgen, wenn ihr gebeichtet hattet vor

Gott, entgegnete Anſelmo, und Abſolution erhalten und euer Geiſt von dem Lichte von oben erleuchtet war, wollt' ich Elorindens hohe That euch verkündigen und ſelbſt zur Nacheiferung euch ermähnen. Durch euern Dolch iſt der Widerſpenſtige gefallen: ein gutes Werk, ſofern es zu frommem Zweck vollbracht ward, damit er nicht mit ſeinem ſüßen Munde und ſeiner Rednergabe noch mehr der gläubigen Seelen irre führte. Aber eben darum durfte Elorinde nicht euer werden, damit es nicht ſchien, als hättet ihr, was zu Gottes Ehre und der Kirche Heil geſchah, bloß irdiſcher Liebe Luſt zu fröhnen vollbracht. Wie ſie euch entſagte, ſolltet auch ihr der Conteſſa entſagen, ihr —'

Leopold hatte ſich lange bemüht, den innern Grimm zu bändigen und den Pater in der Rede nicht zu unterbrechen. Nun vermochte er ſich länger nicht zu bewältigen, und heftig fuhr er auf: das lügt der Satan durch dich, Mönch! da lies und erröthe ob deinem Truge!

Und der Pater las, und als er geleſen hatte, zerriß er kalt das Blatt; der Wind wehete die Stücke fort.

Die Worte ſind unſchuldig, ſagte er, nur der Verſtand läſtert, der ſie freventlich durch der Rede Band zuſammenſetzt; ſo ſey es denn gelöſet und der Winde Spiel, das Gleichniß eurer Zweifel, die ſo vor dem Wehen des Glaubens zerſtieben. Ja, fuhr er in argem Hohne fort, ihr ſeyd mündig worden, und bedürft der Mutter Leitung nicht mehr!

Wenigſtens wie ein Kind ſollſt du mich nicht länger an dem Leitfaden gängeln! rief Leopold empört.

Wäret ihr ein Kind, entgegnete Anſelmo, wäre euch beſſer; dann hättet ihr keine Schuld.

Wer anders, erwiederte der Baron, führte mich zur Schuld, als eurer Lehre Trug?

Sprecht lieber, ſagte der Pater, in meinem unkeuſchen Herzen iſt die Wahrheit zum Truge worden!

Habe ich euch, entgegnete Leopold, nicht eben jetzt der Lüge überführt?

Der Lüge nicht, antwortete der Pater, der Unwahrheit, wenn ihr wollt, der irdiſchen Unwahrheit. Morgen hättet ihr alles gehört, wie es war; jetzt konnte das irdiſch Wahre euch

nicht nützen, und weil ich nicht von einem solchen Zettel wußte, habe ich das irdisch Wahre euch verborgen, weil ich fürchtete, ihr möchtet unempfänglich dadurch werden, morgen das himmlisch Wahre zu vernehmen, und das ist es allein, was die Seele vom Verderben rettet. Euch ziemt es zu erröthen, Kurzsichtiger, nicht mir.

O Mönch, Mönch, fuhr Leopold auf, ihr stündet gar herrlich da, käme man nicht auch hinter eure Schliche!

Schliche? entgegnete trocken der Pater; Schliche, die habe ich immer nur bey euch Weltmenschen gesehen; wir Priester des Herrn wandeln auf offener Bahn und brauchen niemand zu scheuen. Ihr aber seyd eben jetzt, während ich euch in stiller Andacht glaubte, heimlich fortgeschlichen, die Buhlin zu besuchen; da habt ihr nun gleich Gottes Strafe gefunden. Der hättet ihr entgehen können, hättet ihr meiner väterlichen Führung treulich folgen wollen. Doch ich sehe, ihr seyd jetzt nicht empfänglich für die Wahrheit. Ich dächte, ihr finget eure Buß: von neuem an; dann wollen wir weiter mit einander reden.

Mit

Mit dieſen Worten verließ er den Unglücklichen.

O Gott! ſeufzte Leopold, ich bin ganz wirr in meinem Sinne, ich kann die Gedanken nicht mehr finden! O hätt' ich nur Thränen, Thränen, um mein Unglück zu beweinen. Ja, nun faßt mich die Verzweifelung: den Freund gemordet, der Geliebten Fluch, die Pein im Herzen, von Gott verdammt, und nun auch noch des Mönches Spott!

Einige Tage ſah man ihn ſtumm und in ſich verſchloſſen umhergehen. Alles ekelte ihn an, ſeine Roſſe und Wagen verkaufte er, entließ ſeine Dienerſchaft; den Dolch trug er in einer Scheide in dem Buſen mit ſich. O, ſeufzte er oft, du biſt nun noch mein einziger Freund, du Zeichen meiner Noth und der Schmerzen, die mein Herz durchſchneiden; und was habe ich vom Freunde nun noch, als die wenigen Tropfen Blut? — An einem Morgen war er aus der Stadt verſchwunden.

Einer war, der ihn aller dieſer Qualen hätte überheben können, Füllemann. Dieſer wußte nun die Abreiſe der gräflichen Familie,

auch Leopolds Trauer war ihm nicht unbekannt. Aber dieser feste Mann, der stets mit sich selbst einig, nie zweifelte, wie er handeln solle, überließ sie vorsätzlich ihrer tiefen Noth, weil diese allein nur so weltliche Gemüther in dem Innersten aufzuregen vermag. Ihr habt, dachte er, den Mord begangen, mögt ihr auch dafür Buße thun. Denn daß eine höhere Hand mit besondrer Gnade den Unschuldigen schirmte, ist nicht euer Verdienst. Und er fürchtete in der That, eine Sünde zu begehen, wenn er sie aus der Täuschung riß, weil sie dann, in der Freude, sich von den Beängstigungen frey zu fühlen, nur um so ungestörter dem alten Truge sich von neuem ergeben würden.

Achtes Kapitel.

Leopold wandte sich nach dem innern Lande. Ganz allein, die ihn überall begleitende Schuld im Herzen und den Dolch an demselben, trat er seine Wanderung an. Er wußte, der

Bruder der alten Gräfin hatte ein Schloß in dem rauheſten Theile des Apenninen-Gebirges. Dort vermuthete er die Verſchwundene, und dort wollte er ſie aufſuchen. Er hatte ihr auf immer entſagt, ſo wie jeder Freude des Daſeyns; aber auf ſolche Weiſe wollte er nicht von ihr ſcheiden. Hatte er gefehlt, ſo theilte ſie die Schuld mit ihm, und nur für ſie hatte er das Verbrechen begangen. Sie ſollte ihm wenigſtens verzeihen, wenigſtens den Fluch aufheben, den ſie über ſein Haupt geſprochen hatte.

Viele Tage war er ſchon gewandert, die letzten Tage über hügeliges Land. Die höhern Berge ſtanden nun vor ihm, und kaum eine Stunde noch war er von ſeinem Ziele entfernt. An dem Abhange des Gebirges lag zwiſchen Felſen an einem Waldbache ein ſtilles Dörfchen. Hier wollte er den Abend abwarten, um, wenn die Hitze des Tages nachgelaſſen hatte, die Höhe hinanzuſteigen. Er ſaß beym Eingange des Dorfes vor einem Hauſe in dem Schatten einer Weinlaube, die, von dem Dache der ländlichen Wohnung fortgeführt, nur eine Erweiterung derſelben ſchien. Eine gutmüthige

Bäuerin hatte ihm eine Flasche mit Wein vorgesetzt und lud ihn ein, von den eben reifenden Trauben, die überall purpurn zwischen dem röthlichen Laube durchschimmerten, sich selbst die auszuwählen, zu denen er Lust hätte.

Aber auf den Reisestab gestützt, saß Leopold in stiller Betrachtung da. Vor seinen Blicken öffnete sich eine tiefe Schlucht, in der der Waldbach über Steine rauschend hinrollte. Zu seiner Rechten wandte sich in einer plötzlichen Krümmung der Weg hinauf, dessen Eingang, gleich einem Thore, zwey Felsen bildeten, von denen der eine, der zur linken, über der Schlucht heraufstieg, der andere neben dem Hause sich erhob, dessen Dach darauf, wie auf einer natürlichen Mauer ruhte. Durch diese Felsenpforte führte der Weg zu einer Kapelle hinauf, von wo er sich wieder etwas abwärts zum Schlosse wandte.

War es die Hoffnung, die so heiß ersehnte Verzeihung endlich zu erlangen, oder waren es frühere Erinnerungen, die bey der auch nur vermutheten Nähe Clorindens in seinem kranken Herzen wieder erwachten, Leopold fühlte

ſich zum erſten Male etwas leichter. Schon griff er nach ſeinem Stabe, durch das Felſenthor den Weg hinanzuklimmen; als ein plötzliches Raſſeln ihn erſchreckte, gleich als ob ein Wagen in vollſtem Laufe den Berg herabrolle. Kaum hatte er Zeit aufzuſpringen, ſo war auch der Wagen mit fürchterlicher Schnelligkeit ſchon unten, und die Pferde rannten, ohne den Umlauf nehmen zu können, gerade mit der Deichſel an die äußerſte Ecke des Felſens zur Linken der Pforte. Der Vorderwagen riß los durch die Gewalt des Stoßes, die Pferde raſſeln mit ſchrecklichem Getöſe in den Abgrund hinab, und der Deckel eines Sarges ſpringt auf und kollert mit noch entſetzlicherm Gepolter denſelben über den Abhang nach, der Wagen ſelbſt aber ſteht, vorn an den Felſen geſtemmt, faſt wagrecht da. Leopold bebt zurück bey dem Anblick, denn es iſt ein Leichenwagen. Stücke von dem darüber gedeckten Tuche haben zwiſchen die Räder ſich hineingeſchlungen, wie eine lange Schleppe hängt der andere Theil nach. Offen aber liegt die Leiche da. Und ein noch mächtigeres Entſetzen faßt den Staunenden, da

er ihr ins Geſicht blickt. Die iſt es, welche er ſucht. Clorindens Mund kann nun nicht mehr den Bann des ausgeſprochenen Fluches löſen; ſchon ſteht ihr unverſöhnter Geiſt vor dem ewigen Rächer. Aber in voller Leichenſchönheit liegt ihr bleiches Bild vor ihm, und ihre Züge verkünden noch im Tode Schmerz und Trauer. Abgeſtreift iſt von der linken Seite das Gewand, entblößt zeigt ſich der ſchöne Arm und die jungfräuliche Bruſt, unter der eine weite Wunde die Urſache ihres Todes verräth.

Die Landleute waren herbeygeeilt. Auf die Kniee warfen ſich einige, aufrecht ſtanden andere mit gefalteten Händen da, alle gafften die Leiche an, aber ſtill und ſtarr, ohne Regung waren alle, als ob ſie ſelbſt mit dem Blicke den Tod eingeſogen hätten. Nun zog ein vom Berge herab ertönendes Klagegeſchrey aller Augen dort hin. Man ſah in haſtiger Eile, und doch bey jedem Schritte durch die langen ſchleppenden Gewänder gehemmt, langſam einzelne ſchwarze Geſtalten herabkommen, dann mehrere zuſammen, und bald zeigte ſich in der Ferne der ganze Leichenzug. Von unten herauf hörte

man das Gewinsel der durch den Sturz bis zum Tode beschädigten Rosse, und immer dichter drängten sich die schwarzen Gestalten, die nach einander den Berg herabstiegen, um den geöffneten Sarg. Der stille Schmerz ward nun von einzelnen lauten Tönen des Wehklagens unterbrochen, aber als ob das Entsetzen allen die Besinnung geraubt hätte, unruhig gingen einige umher, unbeweglich standen andere und rangen die Hände, ohne etwas anzurühren oder Anstalten zur Fortbringung oder wenigstens Bedeckung der Leiche zu treffen. Jetzt träufelten einzelne Tropfen Blut aus der Wunde, und, den Mörder klagt sie an! schrieen einige Stimmen.

Leopold faßte ein Grauen; er wand sich, von allen mit mißtrauisch feindseligen Blicken angesehen, durch die schwarzen Gestalten durch und eilte den Berg hinan. Dich hat auch der Dolch getroffen, du grauenvoll schönes Bild, sprach er bey sich; Er hat dich hinabgezogen; der ist schwer und von ächtem Metalle; wie er an mir zieht, ich fühle es, wie er an mir zieht! — Erschöpft sank er auf der Treppe der Kapelle

nieder. Schon dämmerte die Nacht herauf. Stille, wie bey den Todten, war es in der Kirche, der ganze Leichenzug war dem Wagen nachgeeilt. Er trat durch die offene Thür hinein. Da ſah er eine ſchwarze Geſtalt auf einem Leichenſteine ſitzen; dieſe hob ernſt die Hand auf und winkte ihn fort mit ſtummen Zeichen. Das Grauen trieb ihn hinaus, und mit flüchtigem Blicke erkannte er die alte Gräfin noch.

Er ſtieg den Weg hinab. Nun ſtand er an dem Waldbache, über den hier eine Brücke führte, unter der das Waſſer, wie in kühnem Sprunge, über einen hohen Felſen hinabſtürzte. Unten rauchten die Schornſteine des Städtchens, über dem das Schloß weiß in dem Mondſcheine hervorſchimmerte; und auch oben auf dem Gebirge ſchimmerten einige weiße Häuſer aus der Dunkelheit hervor, die nur noch die ſchroffen Umriſſe der Berge und Felſen erkennen ließ. Er ſetzte ſich auf einem Felſenſtück nieder; auch in ſeiner Seele ſchwand alles in Dunkelheit und kein fernes Sternlein ſchimmerte in dieſe innere Nacht. Hell aber leuch-

tete nun über seinem Haupte der volle Mond. Es schien ihm, als ob langsam ein schwarzer Zug von der andern Seite den Berg herauf nach der Kapelle sich bewege. Da tragen sie dich jetzt zur Ruhestätte, seufzte er; aber wie lange werde ich noch wandern müssen? Er machte eine unwillkürliche Bewegung und fühlte den Dolch auf seiner Brust. Nein, rief er verzweifelt aus, wir theilen die Schuld mit einander, wir wollen zusammen vor den Richter treten; hier wenigstens will ich deinem stummen Winke folgen. Floß nicht nochmals das Blut aus deiner Wunde? Blut fordert Blut! — Er zückte den in seiner Hand blinkenden Dolch nach seinem Herzen. Wieder zog er ihn zurück. Aber wenn ich nun vor den Richter trete, sagte er, und der Richter fragt: wer hat dich vor meinen Stuhl geladen? Ist deine Zeit auch verlaufen?

In diesem Augenblicke ließen sich Orgeltöne vernehmen, und ein stiller Gesang hallte durch die Nacht von der Kapelle herüber. Da war es, als löse sich alles in ihm in tiefe Wehmuth auf, zum ersten Male fand er die Thrä-

nen wieder. Nein, Stimme Gottes, rief er, richte mich, aber doch will ich dir gehorchen, will wandern, ſo lange du mich forttreibſt. Und mit einem gewaltigen Schwunge ſchleuderte er den Dolch in die Tiefe hinab. Dabey war ihm ganz heimlich zu Muthe, einer ſo gefährlichen Waffe ſich entledigt zu wiſſen.

Lange noch ſaß er da; über ihm tönte der Geſang von der Kapelle noch fort. Er verſank immer mehr wie in einen Zuſtand des ſchauerlichſten Träumens. Es war ihm, als ſähe er das ſonſt ſo ſtolze Weib ſich ſcheu und ſchüchtern dem Throne des Weltbeherrſchers nahen; eine unendliche Klarheit verbreitete ſich um denſelben, deſto düſterer war die Geſtalt der Nahenden. Der Richter winkte ſie hinweg. Noch hat mein Spruch dich nicht beſchieden, ſprach er, ſinke in den Sarg, in die Gruft hinab; da harre und büße, bis deine Stunde naht. Er ſah wieder die ſchöne bleiche Geſtalt in dem Sarge, wie ſie in der engen Kammer der Gruft lag; ſie lebte nicht und war nicht todt; denn ſie hatte zwar das Leben von ſich geſtoßen, aber noch hatte ſie der Tod nicht aufgenom-

men. Da mußte ſie ruhen, und ſo ſehr ſie geeilt hatte, doch harren, denn es war ihre Stunde noch nicht gekommen.

Nun hatte der Geſang geendet, Leopold fuhr aus ſeinem Träumen auf. Der Leichenzug wandte ſich unfern von ihm zu dem Städtchen und Schloſſe hinab. Ein langer, hagerer Mann in einem ſchwarzen Mantel kam auf die Brücke zu. Als dieſer den Ort, wo Leopold ſaß, erreicht hatte, blieb er vor ihm ſtehen und redete ihn mit den Worten an: ihr ſeyd ein Fremder und habt wohl von ferne dem Geſange in der Kapelle zugehört; und ohne Zweifel werdet ihr noch lange von dem erzählen, was ihr heute geſehen habt. Aber es iſt ſchon tief in der Nacht, wo wollt ihr noch hin?

Leopold ſagte ihm, daß er noch hoffe, unten in dem Städtchen ein Unterkommen für die Nacht zu finden.

Ihr geht, ſagte der Mann, beſſer mit mir; ich wohne in jenen Häuſern oben, und habe die Aufſicht über den Forſt des Grafen, deſſen Schloß ihr dort unten ſeht.

Leopold erhob ſich und folgte ihm über

die Brücke nach; ſie gingen eine Weile ſchweigend mit einander. Ja, begann ſein Begleiter zuerſt, ſo geht es, wenn ein Menſch von dem Glauben weicht. Ich habe wohl auch manches auf dem Gewiſſen, aber mich vom Bande der Kirche loszuſagen, das laſſe ich ſchön bleiben; wo ſollte ich auch Verſöhnung finden? Ich warnte, man ſolle die Leiche von der Kapelle ferne halten, aber bey einer ſo hohen Perſon ſetzt man ſich über manche Rückſicht hinaus; da ſehen ſie nun die Folgen davon. Wie der Wagen ſich der Kapelle naht, fliegt ein Schwarm von Vögeln, die unter fürchterlichem Geſchrey mit einander kämpften, zwiſchen dem Leichenzuge durch, dicht vor den Pferden hin. Die edlen Thiere ſcheuen; man ruft, man ſchreyt, man will ſie halten, aber alles das macht ſie nur wilder; unaufhaltſam rennen ſie die Straße hinab, und noch ein Wunder iſt es, daß ſie nicht auch die Leiche und den Wagen mit in die Schlucht hinabriſſen, wo ſie nun zerſchmettert liegen. Aber was man ſich erſt nur heimlich ins Ohr flüſterte, das iſt nun offen an des Tages Licht gekommen. Alle ha-

ben die ſchreckliche Wunde geſehen, wodurch ſie ſich ſelbſt entleibt hat.

Dem Baron graute bey der Erzählung des Mannes, der wie ein dunkler Geiſt der Unterwelt in dem hellen Mondſcheine ihm zur Seite ging und ſeine Rede mit ſchauerlichem Gebehrdenſpiele begleitete. Aber er wollte, er mußte alles wiſſen. Er bat ſeinen Begleiter, ihm nicht zu verſchweigen, was er von der Geſchichte der Unglücklichen wiſſe und wodurch ſie zu einer ſo entſetzlichen That getrieben worden ſey.

Da ihr ein Fremder ſeyd, entgegnete der Waidmann, ſo trage ich kein Bedenken, euch manches mitzutheilen, wovon ich, um meines Herrn willen, nicht wünſchte, daß es zu der Kunde der Einheimiſchen gelangte. Denn die Verſchiedene iſt ſeine Nichte, und alle, die ſie gekannt haben, waren entzückt von ihrem hohen Geiſte und ihrer Schönheit. Man will ſich ſeltſame Dinge in dem Hauſe des Grafen erzählen; ſo viel iſt ſicher, einer unglücklichen Liebe wegen brachte ſie ihre Mutter, des Grafen Schweſter, in unſere einſamen Berge. Aber

auch hier ließ ihr ein unauslöschliches Verlangen nach ihrem Geliebten, der auf eine schreckliche Weise soll umgekommen seyn, Tag und Nacht keine Ruhe, und was das schlimmste war, sie verschmähte allen Trost der Kirche. Wir haben gar manches schöne Bild unten in der Kirche und auch in der Kapelle oben, die des Grafen hochseliger Herr Vater, der ein gar frommer Mann gewesen, gestiftet hat; aber das schalt sie einen abgöttischen Dienst. Statt dessen stieg sie oft in den Forst hinauf, und wo zwischen grauen Felsen alte Eichen stehen, und der Bach schäumend zwischen den Steinen sich durchdrängt, schien sie am liebsten zu weilen. Ich ging ihr oft von ferne nach, besorgt, sie möge auf irgend eine Art Schaden nehmen. Sie wollen sagen, ich sey ein harter Mann, und es ist wahr, lange habe ich keine Thräne mehr vergossen, aber wie ein Kind mußte ich oft weinen, wenn ich sie so rührend klagen hörte. Bald war es ein Gebet, dann rief sie wieder einen Namen, alles in einer harten, fremden Sprache. Nur zuweilen hörte ich sie auf die beweglichste Weise Verse aus dem Dich-

ter hersagen, den wir alle kennen, und aus dem auch ich noch aus meiner Jugend gar manchen Spruch behalten habe. Und war mir doch, als ob ich die Klagen des Ritters selbst vernähme, der in dem Kampfe, ohne sie zu kennen, mit eigener Hand seine Geliebte erlegt hat, wenn sie in dem tiefsten Schmerze diese oder andre Verse ausrief:

*) Io vivo? io spiro ancora? e gli odiosi
Rai miro ancor di questo infausto die?
Di, testimon de' miei misfatti ascosi,
Che rimprovera a me le colpe mie.
Ahi man timida e lenta, or che non osi
Tu, che sai tutte del ferir le vie,
Tu ministra di morte, empia ed infame,
Di questa vita rea troncar lo stame?

---

*) Tasso Cant. XII, 75. 76.

Nach der Übersetzung:

Ich leb', ich athme noch? Und meine Blicke
Seh'n dieses Unglückstags verhaßtes Licht,
Des Zeugen meiner stummen Bubenstücke,
Der stets mir vorwirft meiner Schuld Gewicht?
He, feige, träge Hand, voll arger Tücke,
Die alle Wunden kennt, jetzt willst du nicht,
Du Dienerin des Tod's und alles Bösen,
Von diesem schuld'gen Daseyn mich erlösen?

Passa pur questo petto, e fieri scempj
Col ferro tuo crudel fa del mio core.
Ma forse usata a fatti atroci ed empj
Stimi pietà dar morte al mio dolore.
Dunque il vivrò tra memorandi esempj
Misero mostro d' infelice amore?
Misero mostro, a cui sol pena è degna
Dell' immensa impietà la vita indegna.

Ich habe oft ihre volle Verzweiflung angesehen, wenn sie so außen allein war, und eben diese Verse ließen mich das Schlimmste befürchten. Ich habe sie im Schlosse gewarnt, aber da meinten sie, zum Äußersten würde es nicht kommen, man müsse sie vorerst ihrem Schmerze überlassen, bis dessen ärgstes Toben von selbst sich gemindert habe. Und so fanden sie die

---

Durchbohre diese Brust! Mit wildem Feuer
Tauch' ein den Stahl in meines Herzens Blut!
Doch wärst du dann vom Schmerz nicht mein Befreyer!
Du bist gewohnt zu grösserer Wuth.
So leb' ich denn, ein elend Ungeheuer,
Ein schreckend Beyspiel unglückseliger Glut!
Ein elend Ungeheu'r und nur dies Leben
Der ew'gen Schmach kann würd'gen Lohn mir geben.

junge Gräfin eines Morgens in ihrem Blute. Doch mir graut ordentlich, und ich bin froh, daß wir vor meinem Hauſe ſind.

Der Hausherr pochte und die Thür öffnete ſich den ſpät Eintretenden.

Neuntes Kapitel.

Die aufgehende Sonne fand ſchon wieder den vom Grauen des Ortes Fortgetriebenen auf ſeiner Wanderung. Als er von dem herabführenden Pfade auf die Straße kam, trieb ein Schäferknabe, ein munteres Lied ſingend, Schafe und Ziegen an ihm vorüber. Er ſah etwas Blinkendes in der Hand des Jungen, womit dieſer zu ſpielen ſchien; er ſah genauer, und erkannte erſtaunt ſeinen Dolch. Es ward ihm ganz bange zu Muthe, und doch fühlte er ein Verlangen nach der Waffe in ſich. Was willſt du Knabe, rief er ihm nach, mit dem Dolche? Der Junge ſahe ſich um. Ich freylich, ſagte er, weiß nichts damit anzufangen. Als ich dieſen

Morgen zu dem klaren Bache hinabſtieg, wie mit meinem Hute meinen Frühtrunk zu ſchöpfen, fand ich das blanke Ding in dem Geſträuche. Wenn es der Herr brauchen kann, gegen ein Stück Geldes ſoll er es haben. Leopold reichte ihm das Verlangte hin. So war der Dolch nun wieder in ſeiner Hand, den er von ſich geſchleudert hatte, und als er für ſich allein war, ſteckte er dieſen in den Raſen, und verrichtete recht in inbrünſtiger Andacht ſein Gebet vor dem Kreuzeszeichen. O, dachte er, wenn dieſes allerheiligſte Zeichen alle Schuld der Welt tilgt und ſühnt, wie ſollte es nicht auch das Blut verſöhnen, welches durch daſſelbe gefloſſen iſt!

Raſtlos ſetzte er ſeine Wanderung durch das nördliche Italien fort. Schon näherte er ſich der Gränzſcheide, welche die mächtige Alpenwand bildet. Wieder hatte er ſich vor Tagesanbruch auf den Weg gemacht. Eben öffneten ſich die erſten Blüthenkelche in dem früheſten Strahle der Morgenſonne, und die Vögel brachten dem Herrn des wieder erweckten Lebens ihr Frühgebet dar. Eine feyerliche

Stille waltete durch die ganze Gegend. Da ſtand mit einem Male eine wilde, freche Geſtalt, die unvermerkt hinter dem ſie verdeckenden Buſche hervorgeſchlichen war, vor ihm, und indem ſie das bloße Schwerdt über dem Haupte des Wanderers ſchwang, forderte ſie trotzig Geld und Koſtbarkeiten. Mit einer Kraft, wie ſie nur die Verzweifelung verleiht, wand Leopold dem Räuber den Säbel aus der Hand, und ſchleuderte ihn weit in das Gebüſch hinein. Über den, ſchrie er, haſt du keine Gewalt, der unter Gottes Gericht geht. Und wenn mich denn der Teufel ſendete? rief in furchtbarem Tone und ohne aus der Faſſung zu kommen, der Räuber, und wollte mit der nervigten Fauſt ſeinen Gegner bey der Kehle packen. Da ergriff Leopold in der Verzweifelung den Dolch und zückte ihn nach der Bruſt des Mörders, der erſchrocken davon zurückfuhr, die Flucht nahm, und um ſo eiliger zu entkommen ſuchte, da ſich in der Ferne ein Reiter blicken ließ.

Leopold aber ſetzte kalt und gleichgültig, als ob nichts vorgefallen wäre, ſeine Wanderung fort. Er ſchritt durch die Städte, durch

das Gewühl regſamer Menſchen hin, aber nichts ſprach ſein verödetes Herz an; kaum die mächtigen Alpengebirge gewannen ihm Aufmerkſamkeit ab. Da überraſchte ihn in dem Hoſpize auf dem Gotthardt Cäciliens Bild. Die tiefe Ruhe, der ſelige Friede, die Unſchuld und Reinheit in allen ihren Zügen griffen tief in ſein geängſtigtes Herz ein. So rein, ſo unſchuldig, ſprach er bey ſich, warſt du auch einmal, aber nun? — Das Wort des Fluches fiel ihm ein: dein Leben ſey von nun an eine Flucht vor aller Huld und Gnade. Sein ſchuldiges Auge bebte vor dem reinen Bilde zurück und mußte es doch wieder ſuchen. Auch Clorindens Geſtalt ſtand wieder vor ſeiner Seele und ſein ganzes entſchwundenes Lebensglück und alles, was er gehofft und verloren hatte. Von neuem faßte ihn die Verzweifelung mit ihren Krallen, und in ſchauerlicher Freude eilte er an dem Rande der Abgründe hin. Da glitt er aus, ſchon hat die Tiefe ihn verſchlungen; der Dolch, den er tief bis an den Griff in den Abhang ſtößt, dient ihm zur Habe und rettet ihn. Um dieſen herauszuziehen, hatte er zum zwey-

ten Male ſich hinabgebeugt, und von der Gewalt, womit er ihn herauszog, geſchleudert, fuhr die klirrende Waffe in weitem Bogen bis zu Cäciliens Maulthier hin.

In wildem Muthe ſetzte er ſeine Reiſe fort. Schon hat er die hohen Bergwände überſtiegen, noch wandelt er durch die Thäler der Vorgebirge hin. Ein ſchweres Wetter ſteigt vom Horizonte auf; als ob die Wolken zu einer Waſſerfluth geworden, ſtürzt der Regen nieder. Der Bergſtrom iſt aus ſeinen Ufern getreten, und ſchäumend rauſcht er durch den Thalgrund hin. Nun ſteht er an dem Strome. Noch gewähren zwei Balken, der Überreſt der weggeſchwemmten Brücke, einen gefährlichen Übergang von dem hohen Ufer diesſeits nach den ſteilen Felſen jenſeits. Furchtlos tritt der von ſeinem Schickſal Geſcheuchte auf die Balken, mitten ſteht er nun auf dem unter der Laſt ſchwankenden, vom Regen ſchlüpfrigen Pfade; ſein Fuß gleitet ab, und ſchon tragen ihn die reißenden Wogen fort. Mächtig rudert er, ein geübter Schwimmer, mit den Armen, will das Ufer erreichen, aber der Wuth

des Stromes vermag er ſich nicht zu entwinden. Pfeilſchnell wird er fortgeriſſen, ein gewaltiges Sauſen tönt ihm entgegen, und mit aufgerichtetem Haupte ſieht er die nahe aufſteigende Dampfſäule, wo der Strom über eine ſteile Felſenwand ſich hinabſtürzt. Nochmals ſucht er das Ufer zu gewinnen, ſchon faßt er das Gras an dem Uferrande; das Gras reißt, er glaubt in den ſchäumenden Abgrund ſich hinabgeſtürzt; aber unbewußt hat ſeine Hand nach dem Dolche gelangt, tief in dem Ufergrunde ſteckt die Waffe, und gerettet iſt er aus der Waſſersnoth. Und, o Dolch, rief er, ja darum wardſt du in meine Hand zurückgegeben, du ſollteſt mich retten aus Räuberhand, aus der Tiefe gähnendem Rachen und aus des Stromes reißender Wuth. Und in den Felſen neben dem Sturz der toſenden Fluth ſteckt er das Kreuzeszeichen; auf dem ſichern Grunde kniet er nieder, und ſein Auge blickt auf zu dem Verſöhnungsbogen, der in herrlichſter Farbenpracht aus der dunklen Wolke auf ihn niederleuchtete. Er fing an zu ahnen in ſeiner Seele: die ewige Macht,

welche dich dreymal aus der Gewalt des Todes gerissen hat, will dich nicht in Sünden untergehen lassen; zur Buße führt sie dich, und Versöhnung versagt sie keinem ihrer Kinder, so lange nach dem schweren Wetter ihr lichtes Farbenzeichen tröstend hernieder blickt.

Aber wenn auch so zuweilen ein milder lichter Schein in die Nacht seines Geistes fiel, so umdüsterte ihn in andrer Stunde nur wieder desto dichtere, schauerlichere Dunkelheit. Allerley Bilder und gespenstische Gestalten lösten sich, besonders wenn er am Abend allein war, aus seinem geängstigten Sinne los. Dann sahe er sie ordentlich neben ihm stehen, wandeln, ihm winken, drohen, ihn anreden, ohne daß er ein Wort vernahm. Oft blickte er scheu um sich, ob nicht auch seines gemordeten Freundes Schattenbild mit blutiger Wunde sich unter ihnen rege, und ein anderes Mal wieder wünschte er mit sehnlichstem Verlangen, daß doch des Freundes Gestalt ihm erscheinen möge. Denn er war fest überzeugt, daß der Freund, der hier schon so gern verzieh, dort nicht zürnen könne, und daß er selbst sich unendlich

leichter und wehler fühlen werde, wenn einmal nur der verſöhnte Geiſt ihm Verzeihung herüber geflüſtert hätte. Und doch, wenn er ſich dachte, jetzt wird er kommen, wenn es ihm war, als ob ſich etwas rege und er ein Rauſchen vernehme, befiel ihn ein Grauen, oder Clorindens drohende Geſtalt trat dazwiſchen, und nie konnte er den erſehnten Geiſt, den er ſich immer nur mild und friedlich lächelnd dachte, vor ſich ſehen. O, ſagte er dann wohl, nur denen, die in dem ewigen Grauen wohnen, iſt es vergönnt, als ſchreckhafte Geſpenſter die ſchuldigen Herzen zu ängſtigen; aber was könnte euch, Bewohner des ſeligen Landes, aus der ewigen Freude in dieſe Nacht und Bedrängniß herüber ziehen? Wenn er endlich einſchlummerte, ſo ſah er wieder die Grabhöhle vor ſich und Cloeinde lag bleich in dem Sarge und ihre Lippen bebten im Gebete. Tief unten aber ſtand ein anderer Sarg, der war groß und weit und offen, und es war, als höre er ein Murmeln aus dem Sarge: ſieh da, das Hemmungspförtlein dem, der ſeiner Stunde nicht harren kann; eile

eile nur, des Herrn Gericht magſt du nicht beflügeln.

Wenn er dann aufwachte, war er müde und matt, als ob er gar nicht geruht hätte, und es bangte ihm vor dem Dolche, der Böſe möge doch in ſchwacher Stunde einmal ihn zur Selbſtentleibung berücken, und er auch an der grauenvollen Stätte des Gerichts harren müſſen. Aber dann ſagte er wieder: nein, du liebes Kreuzeszeichen, du haſt mich gerettet vom Verderben; ich ſchleuderte dich weg, und du kehrteſt in meine Hand zurück — und Gnade flehend ſank er vor demſelben nieder.

Der Strom des Krieges hatte ſich indeſſen durch das Land, das allein im großen Kampfe keine Parthey ergreifen wollte, eine Bahn gebrochen. Leopold fühlte ſich durch die Kampfesluſt und den freudigen Muth der durchziehenden Schaaren angeregt. Du willſt mit ihnen ziehen, ſagte er zu ſich ſelbſt. Da dein Leben der Welt ſo wenig Heil gebracht hat, vielleicht daß dein Tod einen tüchtigen Menſchen erhaltet, der an der Stelle gefallen wäre, wo du niederſinkſt; auch iſt ein ehrlicher Tod

beſſer als ein elendes, in Thatenloſigkeit verſiegendes Leben. Früher ſchon hatte er bey dem Militär gedient, um ſo lieber bot man ihm eine Offizier-Stelle an, da er mit allen Pflichten und Erforderniſſen des Dienſtes vertraut war.

Aber noch war er mit den verdringenden Schaaren kaum einige Tagemärſche weit in das feindliche Gebiet vorgerückt, als er an einem Übel erkrankte, welches alle tapfre Kämpfer weit mehr ſcheuten, als den Tod auf dem Wahlplatze. Er wurde mit andern Kranken nach einer Stadt am Rhein zurück gebracht. Hier befand er ſich mit vielen andern in einem Hoſpitale, und ſo ſehr man auch alles aufbot, ſo konnte doch bey der Menge der Hülfe begehrenden der Einzelne nicht immer gehörig bedacht werden. O, ſeufzte er für ſich, auch nicht einmal des rühmlichen Todes werde ich Schuldiger werth geachtet; wie Er fiel, ſo wird heimtückiſch mich die Krankheit morden. Er glaubte ſich dem Tode nahe, alle ſeine Kräfte raffte er zuſammen und ſchleppte ſich vor das Krankenhaus hinaus. Es war ein heller Winter-

lag, und auch von dem kalten Himmel blickte heiter und freundlich die Sonne herab. Leopold ſetzte ſich, matt und vor Kälte bebend, auf den Stein am Eingange des Thores nieder; aber doch ward es ihm leichter in der Seele, da er zu dem freyen Himmel aufblickte.

Während er ſo da ſaß, ging ein Bürger der Stadt die Straße hin, und als er den Mann, deſſen ganzer Anblick der eines ſchwer Erkrankten war, unter dem Thore ſitzen ſah, blieb er mitleidig ſtehen, und fragte ihn: warum er ſich hier unten in der kalten Luft, und nicht oben in dem warmen Hauſe befinde? — Einmal zum Tode beſtimmt, erwiederte der Kranke, will ich wenigſtens des Troſtes genießen, nicht da oben in den dumpfen Mauern, ſondern unten unter Gottes Himmel zu ſterben. — Leben und Tod ſteht in Gottes Hand, erwiederte der Bürger; aber würde euch nicht ein Getränk, eine Erfriſchung wohl thun? fragte er theilnehmend. — O! verſetzte Leopold, wo ſo viele nach Labung verlangen, wird leicht der Einzelne überſehen — Der Mann beſann ſich eine Weile. Kommt mit mir, ſprach er dann, es

wird ſich ſchon ein Plätzchen für euch in mei-
nem Hauſe finden.

Er faßte den Kranken bey dem Arme, und als dieſem die Kraft zum weitern Gehen verſagte, trug er ihn auf dem Rücken nach ſeiner Wohnung, wo er ihn mit der ſorgfältigſten Treue viele Wochen lang verpflegte. Denn jetzt erſt fing die Krankheit an, ihre ganze Kraft zu äußern. Doch allmälig milderte ſich die Wuth derſelben, und Leopold war ſo weit geneſen, daß er es wagen durfte, ſich zu ſeinem Regimente nach dem mildern feindlichen Lande zu begeben, wo er hoffte, ganz die verlorene Kraft wieder zu gewinnen. Mit tiefer Rührung ſchied er von dem edlen Manne, ohne deſſen uneigennützige Liebe er ohne Zweifel der Macht der Krankheit unterlegen wäre. Sein Gepäck hatte man ihm nach deſſen Hauſe gebracht, und auch das Geringſte fehlte ihm nicht, als er ſich zur Abreiſe rüſtete; den Dolch allein vermißte er. Aber er wollte, um ſeinen Wirth, der einen ſo hohen Sinn gezeigt hatte, auch durch den ferneſten Verdacht nicht zu beleidigen, deſſen gar nicht erwähnen. Schon

reichte er zum Abſchiede ſeinem Wohlthäter die Hand, als dieſer mit folgenden Worten ihn anredete: Ihr habt ohne Zweifel ein Stück von euerm Geräthe vermißt. Lieber Herr, deutet mir es nicht übel, daß ich es bey Seite ſchaffte. Ihr habt gar arge Dinge in euern Fieberträumen geſprochen, daß mir oft davor gegraut hat. Das Ding nimmt das Leben, das irdiſche, und auch das ewige, wenn es die eigene Hand nach dem Herzen wendet. Nehmt lieber dafür ein anderes, was das Leben giebt, und laßt das Bilderweſen und Anrufen der Heiligen, und haltet euch an Gott und unſern Erlöſer.

Damit holte er eine kleine Handbibel unter ſeinem Rocke hervor und legte ſie in die Hand des Scheidenden.

Zehntes Kapitel.

Leopold ſaß in tiefer Betrachtung in ſeinem Wagen, denn noch fühlte er ſich nicht ſtark ge-

nug, die Reiſe zu Pferde zu machen. Er blickte in ſein vergangenes Leben zurück. So war er denn wieder von einer großen Gefahr gerettet, und recht ſichtbar waltete eine beſondere Sorge und Huth Gottes über ihm, die abermals wie durch ein Wunder ihm Hülfe gereicht hatte. Er kam darauf, ſich ſelbſt und die Art ſeines religiöſen Glaubens mit ſeinem Wohlthäter und deſſen Glauben zu vergleichen. Dieſer Mann, der ſich ſpärlich mit den Seinigen nährte, hatte aus der reinſten, uneigennützigſten Liebe ihn aufgenommen, ja ſich der Gefahr ausgeſetzt, ſelbſt mit den Seinigen von einem Übel befallen zu werden, welches ſich ſo leicht mittheilt. Daß er ihn beym Scheiden reichlich belohnte, und eine beſondre Gnade Gottes ihn und ſeine Familie vor der Krankheit bewahrte, das, als dieſer den fremden Menſchen, den er noch nitmals geſehen hatte, in ſein Haus aufnahm, konnte er doch nicht vorausſehen, am wenigſten erwarten. Ja ſelbſt als er im Fieber die gräßlichſten Reden, deren er ſich zum Theil noch dunkel erinnerte, ausſtieß und ohne Zweifel ſein ganzes entſetzliches Geheim-

niß verrieth, vermochte dieß die thätige Liebe und Sorgfalt ſeines Wirthes nicht zu mindern. Und es war dieß ein Mann ohne alle geſellſchaftliche oder wiſſenſchaftliche Bildung, der mit der treuherzigſten Einfalt von den Angelegenheiten der Zeit und von den großen Staaten ſprach, die ihm auch nicht geräumiger ſchienen, als die Kantone ſeines kleinen Landes; nur wenn auf religiöſe Gegenſtände die Rede kam, bewieß er eine ungemeine Einſicht. Aber von Begeiſterung zeigte er auch nicht eine ferne Spur, wohl aber ein tiefes Gemüth und eine große Frömmigkeit. Leopold ſah ihn oft, wenn er auf ſeinem Bette ſaß, mit vieler Andacht in der Bibel leſen.

Und dieſer Menſch, ſagte er, vermochte ein ſo hohes Liebeswerk zu vollbringen? Ich mit all meiner Begeiſterung, zu der oft ſo feurig die hohen Tempel und herrlichen Bilder mich entzündeten, mit dem Feuerglauben im Herzen, konnte nicht einmal vom Morde, vom Morde am Freunde, mich rein bewahren? Wenn denn ein ſtiller, frommer Inſtinct den Menſchen, deſſen Herz überall dieſem innern Führer folgt, ſicherer

leitete, als jedes äußere Gebot? O ich habe immer nur eitles Streben und Erdenluſt in meinem Herzen gefühlt; nur dann, wenn ſo recht mächtig der heilige Dienſt mich anſprach, ward ich der gemeinen Welt entrückt und fühlte ſo ganz mich empor gehoben! Aber wie lange blieb ich auf der Höhe? Sank ich nicht ſogleich wieder, ſobald mich die Hand losließ, die von außen mich emporhielt? War nicht mein ganzes Daſeyn ein Steigen und Fallen, ein Auf- und Niederwogen? Sollte es nicht einen dauernden Zuſtand geben, feſt, freudig, heiter, fromm und rein, ohne dieſes beſtändige Schwanken?

O Gott, ſeufzte er, du fortgeſtoßener Freund warſt ſo. Stets lag die Bibel auf deinem Arbeitstiſche, oft traf ich dich, wie du darin laſeſt; dann ſahſt du mit freudigem Blicke von derſelben zu mir auf und ermunterteſt auch mich zu dem Leſen des heiligen Buches. Aber ich glaubte alles das in viel herrlicherer Verklärung durch die Werke der Kunſt zu ſchauen, als die todte, ſtumme Schrift des Buches es mir zu verkünden vermochte. Aber wenn denn nun jemand auf den Gebirgen wohnte, oder un-

ter uncultivirten Völkern in einem fremden Lande, wo er an einem erhebenden Dienſte ſich nicht erlaben kann, müßte er der rechten Andacht, der feurigſten wenigſtens, entbehren? Wäre dieſe geknüpft an etwas, das außer dem Menſchen liegt? — Das heilige Buch freylich kann jeder, wo er ſich auch hinwende, überall als einen Schatz aller Geheimniſſe einer höhern Offenbarung, als den Inbegriff aller Vorſchriften des Glaubens und Lebens mit ſich nehmen. Auch in der fernſten Öde, wo es keine Tempel und Kirchen giebt, kann er aus der heiligen Schrift in göttlichen Gedanken ſich erbauen; auch wo Prieſter und Prediger ihm mangeln, zu jeder Stunde daraus Troſt und Freude ſchöpfen. Und denn eben jener Mann, der mir ſo hohe Liebe bewieß, aus dieſem Schatze ſeine Einſicht geſammelt hätte? Wenigſtens wie viel hat vor dem Verlaſſenen, der in jeder Angelegenheit nach dem Prieſter ſchicken muß, der andere voraus, welcher den göttlichen Freund und Tröſter ſtets um ſich hat, und dieſen nur zu befragen braucht, um in jeder Lage des Lebens die rechte Belehrung, Beruhigung oder

Zurechtweisung zu finden! Man hat unſrer Kirche oft vorgeworfen, ſie verbiete dem Layen das Leſen der Schrift; ich habe gelehrte Männer hierüber befragt, ſie erklärten dieß für eine grundloſe Beſchuldigung. Aber doch läßt ſich nicht läugnen, die Schrift iſt unter unſern Glaubensgenoſſen weniger gekannt und verbreitet, und die Kirche beſitzt ſie nur in einer Sprache, die dem Volke unbekannt iſt. Sollte man ſie dennoch vorſätzlich dieſem zu entziehen ſuchen? Sollte man uns wirklich Glaubensvorſchriften geben, die nicht durch Gottes Wort begründet ſind oder dem klaren Sinne deſſelben geradezu widerſtreiten?

Es war, als wollte ein neues Licht in ſeinen Geiſt leuchten, deſſen Strahl doch noch nicht ganz die Dunkelheit deſſelben zu durchdringen vermochte. Er fühlte ſich angeregt von neuen, ungekannten Gedanken, ohne dieſe in voller Klarheit zu faſſen. Er begriff ſich ſelbſt nicht, wie er in ſolcher Noth noch nicht zu dem heiligen Buche ſeine Zuflucht genommen hatte, und wie es der Hinweiſung eines ſo ſchlichten, ungebildeten Menſchen bedurfte, um ihn dar-

auf hinzuführen. In seiner Jugend hatte er keinen Unterricht unmittelbar aus der heiligen Schrift erhalten, und später ohnehin nie sich mit diesem Buche beschäftigt. So trug er denn ein recht feuriges Verlangen, einmal zu dem Urquell selbst zurückzugehen und die Worte Jesu und des heiligen Apostel aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen.

Als er daher eine kleine Stadt erreichte, so ließ er seinen Wagen halten, und um an diesem ihm so feyerlichen Tage ja niemand zu belästigen, befahl er seinem Diener, an einem Gasthause anzufahren. Und nun schloß er sich in dem ihm angewiesenen Zimmer ein. Es war der ersten mildern Tage einer, wie sie den Uebergang von dem Winter zu dem Frühling bilden; warm schien die Sonne durch die Fensterscheiben. Aber wie er nun vor dem Buche da saß, fühlte er auch ganz seine Unbekanntschaft mit demselben. Wo sollte er aufschlagen? Ich will es dem Zufall überlassen, dachte er, oder vielmehr der Macht, die auch im Zufall waltet, und sehen, wie zuerst Gottes Stim-

me zu mir spricht. Er schlug auf Gerathewohl auf und las: *)

„Ehe die Kinder geboren waren und weder Gutes noch Böses gethan hatten, auf daß der Vorsatz Gottes bestände nach der Wahl, ward zu ihnen gesagt, nicht aus Verdienst der Werke, sondern aus Gnaden des Berufers, also: der Größere soll dienstbar werden dem Kleinern. Wie denn geschrieben steht: Jacob habe ich geliebet, aber Esau habe ich gehasset. Was wollen wir denn hier sagen? Ist denn Gott ungerecht? das sey ferne. Denn er spricht zu Mose: welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und welches ich mich erbarme, deß erbarme ich mich. So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen. Denn die Schrift sagt zu Pharao: eben darum habe ich dich erwecket, daß ich an dir meine Macht erzeige, auf daß mein Name ver-

*) Röm. IX.

kündiget werde in allen Landen. So erbarmet er sich nun, welches er will, und verstocket, welchen er will."

Leopold hielt inne; immer beklommener ward ihm das Herz. Doch nun wird der Trost folgen, dachte er, und die Enträthselung des harten Spruches. Er las weiter:

„So sagest du zu mir: was schuldiget er denn uns? Wer kann seinem Willen widerstehen? Ja, lieber Mensch, wer bist du denn, daß du mit Gott rechten willst? Spricht auch ein Werk zu seinem Meister: warum machest du mich also? Hat nicht ein Töpfer Macht, aus Einem Klumpen zu machen ein Faß zu Ehren und das andere zu Unehren? Derhalben, da Gott wollte Zorn erzeigen und kund thun seine Macht, hat er mit großer Geduld getragen die Gefäße des Zornes, die da zugerichtet sind zur Verdammniß; auf daß er kund thäte den Reichthum seiner Herrlichkeit an den Gefäßen der Barmherzigkeit, die er bereitet hat zur Herrlichkeit, welche er berufen." —

Weiter vermochte er nicht zu lesen; er schlug das Buch zu, und im höchsten Entsetzen sprang er auf. O Buch des Grauens! rief er, ja Wahrheit verkündest du, aber schreckliche Wahrheit. Wie glücklicher war ich in der furchtbarsten Täuschung! da hoffte ich wenigstens durch lange, harte Buße den Zorn des Himmels zu erweichen, aber nun? nun darf ich nicht einmal mehr etwas hoffen! Ja nun tagt es in meinem Geiste, ein schauerliches Morgenroth bricht in denselben herein. Ich bin nicht der Berufenen einer, schon bey meiner Wiege ward mir es gesungen: du bist ein Gefäß des Zornes, zur Verdammniß geformt. Ja, du hoher Werkmeister, ich vermesse mich nicht, dich anzuklagen. Kann auch der Wurm, der in seinem steinernen Hause auf dem dunklen Boden der Meerestiefe gefesselt ist, und den der lichte Tag nicht bescheint, bis der Sturm ihn losgerissen und er todt auf den Wogen des Meeres schwimmt, kann dieser Sohn der ewigen Nacht auch fragen: warum wurden mir nicht, wie dem königlichen Adler, Schwingen gegeben, bis zur Sonne emporzuschweben; und ein Auge

ſtark genug, um in ihr helleſtes Licht zu blik-
ken? Aber du oben wehre es auch dem Ge-
ſchöpfe nicht, daß es in der Tiefe ſeufzt, und
richte es nicht, wenn es nach dem Lichte ringt,
aber dennoch nur Werke der Nacht zu voll-
bringen vermag. O Heinrich, Heinrich! „Noch
ehe die Kinder geboren waren, und weder Gu-
tes noch Böſes gethan hatten," war der eine
ſchon berufen, der andere verſtoßen. Du Lieb-
ling, erwählt von der ewigen Liebe, du muß-
teſt freylich auf leuchtender Bahn wandeln;
mit dir konnte ich Sohn der Verdammniß nicht
gleichen Schritt halten. Aber nun iſt auch dein
Mord keine Sünde mehr, und ihr Tod von ei-
gener Hand kein Verbrechen. Jener, deß Ge-
fäße wir alle ſind, hat uns dazu geformt; wir
konnten nicht anders. Hab' ich mir auch dies
wallende, immer heiße Blut ſelbſt in die Adern
gegoſſen? Wir waren dazu beſtimmt, durch
gräßliche That die Welt zu erſchrecken. — Aber
hat denn bey mir allein nur ſich alles umge-
kehrt? Den Freund, den Lebenserretter morde
ich, und ein fremder Mann, der mich zum er-
ſten Male ſieht, rettet mich mit Gefahr ſeines

eigenen Lebens! Das schreckliche Opfer verheißt auch den höchsten Preis, und sie, die zur ungeheuern That mich stachelte, spricht den Fluch über mir. Dreymal giebt das Werkzeug des Todes mir das Leben, und das heilige Buch, in dem so viele Tausende das Leben finden, giebt mir den Tod, den gräßlichsten, den ewigen Tod.

In solchen Gefühlen und Betrachtungen ließ er, ohne Theilnahme an irgend etwas, was um ihn vorging, in seinem Wagen sich fortziehen. „Welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig." — „Jacob habe ich geliebt, Esau gehaßt." — „Nicht an jemandes Wollen oder Laufen liegt es." — „So erbarmet er sich nun, welches er will, und verstocket, welchen er will." — Diese Sprüche tönten immer fort und fort durch seine Seele. Alle die Schreckbilder, womit so oft sein verletztes Gewissen ihn geängstigt hatte, wichen nach und nach von ihm. Er überschaute sein ganzes Leben, und es war ihm klar, was er auch gethan und begonnen haben mochte, es mußte dennoch alles so erfolgen, wie es gekommen war; und er

war in der That nie unglücklicher als jetzt, da er nichts fürchtete, aber auch nichts mehr hoffte. Eine völlige Gleichgültigkeit gewann immer mehr Macht über sein ganzes Daseyn; nichts, auf der Welt nichts, und nichts im Himmel zog ihn länger an; es war, als ob alle innere Lebensregung in ihm erlahmt sey. Kalt ging er in die Schlacht und bot seine Brust dem feindlichen Geschütze entgegen, wie er theilnahmlos den endlichen Sieg der Verbündeten und die Nachricht von dem geschlossenen Frieden vernahm. Wie früher den Dolch, so führte er nun überall die Bibel mit sich. Oft kam ihm das Verlangen, nochmals aufzuschlagen, ob nicht vielleicht ein tröstlicherer Spruch ihm entgegentönen werde. Aber dann fiel ihm wieder ein, was er einmal den Pater hatte sagen hören: es sey ein grauenvolles Buch dem, der es nicht mit der rechten Salbung lese; und ließ es uneröffnet, aus Furcht, noch etwas Schrecklicheres zu lesen.

Aber hat einmal ein Menschengeist dem ewigen Lichte sich verschlossen, so verwirrt er sich auch immer mehr in einem Gewinde von

Zweifeln, aus dem er ſich nicht loszuwickeln vermag. Aus dem verderblichen Wahne geräth er in den verderblichern. Wo der Glaube ihn verläßt, üben Unglaube und Aberglaube um ſo ungeſtörtere Macht über ihn und von den himmliſchen Gewalten kann er ſich nicht losſagen, ohne die der Hölle zu Hülfe zu rufen; denn allein kann er ſich doch einmal nicht wahren vor der dunklen Macht, die ihn gefangen hält. So verſtrickte ſich Leopold immer mehr in dem eigenen Truge. Auch an die ewige Liebe und Weisheit glaubte er nicht mehr. Denn eine Macht, ſagte er, die ſo über dem Menſchen waltet, iſt die Liebe nicht. Das iſt das uralte, eiſerne Verhängniß, das uns erbarmungslos fortſtößt. Aber iſt es nun nicht auch Wahn, was ich von einem unſterblichen Leben und ewiger Fortdauer nach dem Tode oft ſo ergötzlich träumte? Was ſichert mich vor ewiger Zernichtung? Es war ein tiefes Forſchen nach einem Geheimniſſe in ihm, deſſen Dunkelheit er nicht zu durchdringen vermochte. Er kam nach und nach auf die Idee: wenn denn doch ein unwiderſtehliches Schickſal über ihm

walte, ob ſich nicht Kräfte, geheime Mächte auffinden ließen, vermittelſt deren jeder, dem es gelänge, Gewalt über ſie zu gewinnen, wenigſtens den Einfluß ſeines Verhängniſſes zu hemmen vermöchte? ob ſich nicht wirklich ein Arcanum ſollte entdecken laſſen, wodurch man nicht vor Zernichtung, aber vor einem frühen Tode ſich ſchirmen, ein Mittel, wodurch man, wenn überhaupt ein vom Leibe geſchiedener Geiſt noch fortdaure, dieſen herüberziehen und zwingen könnte, Rede zu ſtehen über alle die Geheimniſſe, welche die jenſeitige Welt verſchließt?

Früher ſchon hatte er ſich in eine geheime Geſellſchaft aufnehmen laſſen, welche ſich des Beſitzes tief verborgner Weisheit rühmte. Wie eifrig arbeitete er nun mit einigen Brüdern! Wie mächtig zogen ihn alle die myſtiſchen Zeichen des Pelikans, der Roſe, des Kreuzes, das nun für ihn eine ganz andere Bedeutung gewann, des Löwen, des Stieres und viele andere, und alle die Verſchlingungen von Kreiſen und Linien an! Wenn klappernd, während er in ſtiller Betrachtung da ſaß, die Gerippe aus den Särgen hervorſtiegen, oder wenn er, in

das Grab hinabgelaſſen, mit dumpfen Falle die Erdſchollen auf den Deckel der Todtenlade herabfallen hörte, wie furchtlos hielt er alle dieſe Proben aus, gleich einem Spiele, das man mit ihm trieb, da er das wahre Grauſen empfunden hatte! Wie ernſt und feyerlich prüfte er ſich ſelbſt in dem langen, ſchwarz verhüllten Saale, vor ſeinem Altare ſtehend und den Blick nach den Todtenköpfen hingewendet, aus deren tiefen Höhlen der ſchwache Schein hervorfiel, der nur matt den düſtern Saal erleuchtete! Wie freudig trat er dann in die hellſtrahlende Halle hinein, und wie er nun an der weiß bedeckten Tafel in dem weiſſen Ritterkleide da ſtand, das Rohr, der Gebrechlichkeit Zeichen in der Hand, das Schwerdt unter den Füßen und das rothe Marterkreuz auf der Bruſt; der Bruder mit dem Tuche den Mund ihm abwiſchte und er das geſegnete Brodt empfing: da war ihm, als müſſe mit dem Genuſſe des heiligen Mahles ein tiefverborgenes, ungeheures Geheimniß ſich ihm erſchließen; es traten wieder Augenblicke der tiefſten Rührung, des ſehnſuchtvollſten Hoffens ein, aber die Öde

in ſeinem Herzen verſchlang ſtets wieder alle aufkeimende, tiefere Regung. Nachdem er den Sinn aller dieſer Zeichen ergründet hatte, ſo wußte er gerade eben ſo viel als zuvor; er wußte gar nichts, und die Zweifel blieben in ihm. Unmuthig ſagte er ſich endlich von den Trüdern los und kehrte nach ſeiner Vaterſtadt an den Rhein zurück.

Eilftes Kapitel.

Auch in ſeiner Vaterſtadt lebte der Unglückliche eine Zeit lang in ſeiner innern Öde und Gleichgültigkeit fort, nachdem ihm der letzte Verſuch mißlungen war, der dunklen Macht ein Geheimniß zu entreißen, das ſie ihm nicht freywillig enthüllte. Nur zuweilen ſchien es, als ob das Zuſammentreffen mit einem alten Freunde, und die Rückkehr ſo mancher Erinnerungen aus einer an dieſem Orte froh durchlebten Jugend ſein erkaltetes Herz etwas erwärme; aber ſelbſt auch der Rücktritt in den

Kreis einer Familie, die ihn mit Innigkeit liebte, vermochte es nicht ganz zu heilen.

Als die Kriegsflamme sich von neuem entzündete, fühlte er sich abermals von Kampfeslust angeregt. Diesmal trat er in die Dienste des Staates, dem seine Vaterstadt zugefallen war, und sein besseres Geschick wollte, daß er bey demselben Regimente mit Robert zusammentreffen sollte, ja daß er in diesem den Rittmeister der Escadron fand, bey der er als untergeordneter Offizier eintrat. Alle Kriegsgenossen liebten und ehrten diesen kräftigen, an Geist und Leib gleich gesunden jungen Mann, und mehr noch als durch den in der Schlacht so oft erprobten Muth, gewann er alle für sich durch seinen ächt brüderlichen Sinn, womit er vor keinem einen Vorzug begehrte und was er selbst besaß, stets gern mit jedem theilte, welcher um ihn war. Die Schaaren umzogen, wie mit einem Walle, das feindliche Gebiet, und mochte auch erst die lange Zögerung des Kampfes manches muthige Herz mit ungeduldigem Zürnen erfüllt haben, so brach mit Einem Male die Schlacht so gewaltiger los. Des

kühnſten Muthes ungeachtet hatte man am erſten Tage weichen müſſen; deſto glänzender entſchied ſich der Sieg am dritten Tage. Robert hatte in dem dichteſten Gewühle der Schlacht mitgekämpft, aber wo ſich Leopold neben oder hinter ihm zeigte, war es, als ob die Kugeln ſelbſt den kühnen Kämpfern Bahn machten, und unverſehrt gingen beyde durch dieſe Tage, die eben ſo reich an Gefahr als an Ruhm waren.

Unaufhaltſam drangen nun die Sieger dem fliehenden Feinde nach, und obgleich keine gröſſere Schlacht mehr vorfiel, ſo hatten doch noch einzelne Heeresabtheilungen manchen harten Kampf mit dem Feinde, der um ſo verzweifelten Widerſtand zeigte, je mehr er auf ſeine eigene Hauptſtadt zurückgedrängt wurde. Es war nur wenige Tage, bevor man die Waffen gänzlich niederlegte, eine feindliche Schaar erſt nach ſchwerem Kampfe über einen Fluß zurückgeworfen worden. Es fehlte dem Feinde an Zeit, die Brücke abzubrechen, aber um ſeinen Rückzug zu ſichern, ließ er zu ihrer Vertheidigung eine Abtheilung ſeiner Leute zurück. Robert befand ſich mit ſeinen Reitern an der

Spitze der ihren Gegnern auf dem Fuße nachfolgenden Sieger. Ohne Zögern sprengte er mit einem Theile seiner Schaar, nachdem er Leopold aufgetragen hatte, mit dem andern den Übergang durch den Fluß selbst zu versuchen, auf die Brücke hin. Der Feind feuerte heftig, einige Kugeln hatten das Geländer zur Seite der Brücke weggerissen. Die Reiter, ohne sich daran zu stören, eilten vor, und schon hatte ihr kühner Führer fast den Übergang gewonnen, als eine Kugel sein Roß traf. Das edle Thier sprang hoch auf, und warf seinen Reiter über die Brücke hinab.

Leopold hatte vergebens versucht, durch den allzu tiefen Fluß zu setzen. Noch hält er am Ufer; er sieht den kühnen Führer über den Rand der Brücke hinabgestürzt; ein Entsetzen faßt ihn mit allen andern. Soll dieses edle Leben jetzt, dem Ziele so nahe, ohne Wunde untergehen? ruft er. Und bevor er noch das Wort gesprochen, war er von seinem Pferde abgesprungen; als ein geübter Schwimmer machte er sich Bahn durch den Strom, und noch zu rechter Zeit erreicht er den Kampfgenossen.

noſſen, der, dem Sinken nahe, ſich nur noch mit Anſtrengung ſeiner letzten Kräfte, durch den Zuruf der am Ufer haltenden ermuntert, über dem Waſſer hielt. Beyde kamen unverſehrt auf dem jenſeitigen Ufer an, welches bereits die Reiter von den Feinden gereinigt hatten. Es war dieß ihr letzter Kampf in dieſem Kriege, und wenige Tage darauf zogen die Deutſchen Schaaren zum zweyten Male triumphirend in die feindliche Hauptſtadt ein.

Auch Leopold theilte diesmal das Hochgefühl der Siegesfreude bey dem Einzuge in die ſtolze Stadt, und mehr noch, als er ſah, wie nach und nach ſich die prunkenden Säle von den Kunſttrophäen leerten, und jedes Volk die ihm entriſſenen Schätze zum Zeichen des nun vollerdeten Sieges zurücknahm. Denn ſeit jenem Kampfe auf der Brücke fing nun allmälig eine milde Wärme an, ihren linden, belebenden Hauch durch ſein erſtarrtes Daſeyn zu wehen. Er hatte ein edles Menſchenleben gerettet: zum erſten Male wieder fühlte er an jenem Tage ein wohlthuendes, nicht unbefriedigendes Gefühl in ſeinem Innern, und als

er an dem Abend deſſelben auf ſein Lager niederſank, erwachten lange nicht gefühlte Regungen in ihm; zum erſten Male wieder betete er zu der ewigen Macht, in freudigem Danke, daß ſie zu ſolch einer That ſeinem verzweifelnden Muthe Gelegenheit gegeben.

Zuvor ſchon, wenn er Robert anſah, war ihm oft, als ob in dieſem nur eine ähnliche, frühere Erſcheinung ſeines Lebens wiederkehre, ohne ſich doch darüber recht mit ſich verſtändigen zu können; und wie ein Menſch keinen andern vom Tode retten kann, ohne daß der dem Leben neu Gewonnene damit zu ſeinem Lebensretter in eine nähere Beziehung trete, ſo fühlte er ſich vor allen zu dieſem hingezogen. Robert aber hing ſeit jenem Tage mit einer zärtlichen, ja ſo zu ſagen, weichen Liebe, die man am wenigſten in dieſem ſtrengen, rauhen und in dem Kriegsleben faſt verwilderten Gemüthe hätte ſuchen ſollen, an ſeinem Lebensretter. Die verbündeten Schaaren fingen an, von der Hauptſtadt des Feindes ſich zu entfernen, um ſich in den Provinzen deſſelben mehr auszubreiten und da bequemere Quar-

tiere zu ſuchen. Robert und Leopold lebten in den innigſten Verhältniſſen zuſammen. Wie wohlthätig wirkte aber auf dieſen ſeine nähere Verbindung mit jenem, und durch ihn mit ſeinen andern Kriegsgenoſſen; und wie ſtärkte er ſich ſelbſt an der freudigen Kraft, der ſtets regen Begeiſterung in dem luſtigen Kriegsleben dieſer Jünglinge, das doch wieder im geringſten nicht aus den Schranken ſich entfernte, wie ſie die ſtrengſte Sittlichkeit nur ziehen mochte! Er lernte hier eine Begeiſterung kennen, die, ohne irgend eine Anregung der Sinne, rein aus einer ſittlichen Idee hervorkeimte, und wenn er dann vergleichend in ſich ſelbſt forſchte, ſo entging es ihm nicht, wie auch ſein früheres Leben, bevor es durch ſchreckliche Ereigniſſe geſtört war, in einer ganz andern Sphäre ſich bewegt hatte. Ging er nun tiefer und forſchte nach den Elementen dieſer Begeiſterung, ſo fand er: es war, neben mächtigem Zürnen über unverdiente Kränkung, hohe Vaterlandsliebe, ſie kämpften für die Freyheit und eine beſſere Zukunft ihres Deutſchen Volkes; aber ihn hatte Verzweiflung in den Kampf

getrieben. Neben dieſer Begeiſterung für das Vaterland war es hoher religiöſer Glaube: daß das Gute nicht könne untergehen, und daß Gott dennoch den am Ende mit dem Siege krönen werde, der nur feſt an ihm hält und ohne Wanken und Zagen ſeine Sache verfolgt. Aber auch der Glaube an Gott wankte in ihm, und die Idee eines eiſernen Verhängniſſes kann keinen Muth, noch weniger Begeiſterung einflößen. Er fing an zu erkennen, daß er in einem tödtlichen Schlummer liege, und doch vermochte er nicht, ſich demſelben zu entwinden. Es ſtieg wohl der Gedanke in ihm auf, ob er nicht jetzt, in einer andern Gemüthsſtimmung, ob er ſo recht das Sehnen nach Troſt und Verſöhnung in ſich fühle, Licht und Beruhigung in der heiligen Schrift ſuchen ſolle. Er holte ſie hervor, aber dann befiel ihn immer wieder ein Zagen, und er gedachte, wie er ja früher, da er ſich beſſer fühlte, ſtatt der völligen Rückkehr zum Guten, nur in den allerſchrecklichſten Zuſtand verſetzt worden ſey, und das heilige Buch blieb, noch wie vor, verſchloſſen für ihn.

Zwölftes Kapitel.

Während Leopold unschlüssig mit sich selbst rang, fand eines Tages Robert die Bibel auf dessen Tische, und war nicht wenig verwundert, sie bey seinem Freunde, den er als Katholiken kannte, zu finden. Leopold scheute sich, seinem Kriegsgefährten zu erzählen, durch welchen sonderbaren Tausch er zu dem Besitze dieses Buches gekommen, aber er verbarg ihm nicht, mit welchem Grauen ihn früher dasselbe erfüllt und wie er seitdem nicht gewagt habe, es wieder aufzuschlagen. Laß uns versuchen, sagte Robert, ob nicht heute der Herr freundlicher zu uns spricht. — Er schlug auf und las, während sein Freund in ängstlicher Erwartung neben ihm in das Buch blickte, mit lauter Stimme: *)

„Denn des Menschen Sohn ist gekommen, selig zu machen, das verloren ist. Was dünket euch? Wenn irgend ein Mensch hundert Schafe hätte und Eins unter den

*) Matth. 18. 11—14.

ſelben ſich verirrete: läßt er nicht die neun und neunzig auf den Bergen, gehet hin und ſuchet das verirrete? Und ſo ſichs begiebt, daß er es findet, wahrlich ich ſage euch, er freuet ſich darüber mehr, denn über die neun und neunzig, die nicht verirret ſind. Alſo auch iſt es vor euerm Vater im Himmel nicht der Wille, daß jemand von dieſen Kleinen verloren werde."

Nun, fragte Robert, iſt das nicht ein tröſtliches Wort, recht des hohen Meiſters werth? Und giebt es etwas herrlicheres, als zu kommen, bloß um zu retten, was verloren iſt?

O, rief Leopold aus, wäre mir damals dieſe Stelle begegnet, wie vielen Verirrungen, welchen Leiden wäre ich nicht entgangen! Aber ſtehe mir bey, Robert, als treuer Kriegsgeſellerte, auch in dieſem Kampfe. Sprich aufrichtig, glaubſt du, daß auch von den Kleinſten keiner ſoll verloren gehen und nicht aus der großen Zahl derer, die in die Welt treten, jedem voraus ſein Verhängniß beſtimmt iſt, ſo daß der eine gar nicht ſtrauchelu, der andere aber, ſo

ſehr er auch ringe, ſein Heil nicht erkämpfen kann?

Wie kommſt du nur auf ſo gotteslästerliche Gedanken? verſetzte Robert unmuthig. Meinſt du, der Vater könne von ſeinen Kindern eines verloren gehen laſſen, wenn ſchon der Hirte geht, und dem verirrten Schäflein an dem Felſenhange mit Lebensgefahr nachklettert, und es, wenn er es findet, auf den Arm nimmt und zurückträgt?

Ach, erwiederte Leopold, ſchilt nur jetzt nicht, da ich im Herzen ſo froh bin; aber die Schrift ſelbſt hat mich auf ſolche Gedanken gebracht.

Es mag ſeyn, ſagte Robert, daß du irgend eine Stelle falſch verſtanden haſt. Aber ſollte auch irgend eine Stelle dieſem zu widerſprechen ſcheinen, ſo ſcheint ſie es gewiß nur, und iſt beſtimmt nur in einer beſonderen Beziehung, etwa um eine irrige Meinung bey den Gläubigen zu beſtreiten, ſtark und ſchneidend ausgedrückt. Denn das bleibt ewig unſere tröſtliche Lehre: „alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle,

die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Welche Gewalt aber wäre so mächtig, daß sie einem Menschen verwehren könnte zu glauben, so er es nur sich selbst nicht verwehret? —

Leopold las von diesem Tage an oft und viel in dem heiligen Buche; und wie manche tröstliche Wahrheit enthüllte sich vor ihm, aber auch mit wie ganz anderm Sinne fing er nun an, sein Leben zu beurtheilen, und wie manche Rede Heinrichs fiel ihm ein, die er jetzt erst zu verstehen glaubte! Nun betrachtete er mit Rührung die wunderbare Art, wie ihn Gott in so vielen Gefahren erhalten hatte, und klarer als je durchschaute er es nun: die ewige Liebe wollte ihr Kind nicht zurückrufen, so lange es den finstern Mächten angehörte, sondern mit großer Geduld erst dessen freudige Rückkehr erwarten, um ihm nicht ihre Gnade entziehen zu müssen. Dabey kam ihm der Gedanke: ist auch dein edler Freund durch dich gefallen, so hast du doch wieder ein nicht minder edles Leben gerettet. Aber er schauderte zusammen bey diesem Gedanken. Armer

Mensch, schalt er sich selbst, wie du dich sogleich stolz deiner selbst überhebest! Nun wähnst du dein Verbrechen schon wieder gut gemacht zu haben? Aber hättest du ihn denn retten können, wenn sich nicht die ewige Gnade recht klar an die hätte bewähren wollen, und ihn vor deinen Augen in die Wellen des Stromes herabsinken lassen? Bey allem Willen ihn zu retten, hättest du es doch nicht vermocht, hätte sie ihn nicht in die Gefahr gegeben! Dabey fühlte er so recht tief, wie er keine Ansprüche auf die Gnade Gottes habe, und wie nicht das eigene Verdienst, sondern allein der Glaube an Christus ihn dem Heile näher führen könne. Das Gleichniß von dem Töpfer war ihm weniger auffallend mehr, und es schien ihm überhaupt, als ob jene Worte, die ihn so sehr erschreckt hatten, einen immer mildern Sinn für ihn gewännen.

Dabey konnte es nicht fehlen, daß auf diese Angelegenheit, die jetzt sein ganzes Daseyn in dessen tiefster Wurzel erfaßte, nicht öfter seine Rede hinlenkte, wenn er mit Robert zusammen war. Dieser erzählte ihm dann von

Theodorus, wie ſehr dieſer wahrhaft fromme und weiſe Mann ſie oft erbaut habe, und wenn irgend ein Menſch ſeinem immer noch ſchwankenden Freunde über irgend ein Geheimniß Licht und Aufſchluß zu gewähren vermöge, es Theodorus vor allen ſey, bey dem er Hülfe finden werde. Dadurch erweckte er in Leopolds Gemüth eine rechte Sehnſucht nach dieſem Manne, und auch Robert ſehnte ſich nach den Seinen zurück. Der Friede war geſchloſſen, man bedurfte jetzt ihres Armes nicht mehr; um ſo leichter wirkten ſie ſich gegen den Herbſt hin die Erlaubniß aus, ihrem Regimente, das bald nachfolgen ſollte, in die Heimath voranzugehen.

Ihre Reiſe war ſchnell und glücklich, und ſie beſchleunigten dieſelbe um ſo mehr, je näher ſie ihrem Ziele kamen.

Sie hatten in der Frühe des Morgens die letzte Tagereiſe begonnen; es war an einem Sonntage. Eben ritten ſie einen Hügel herauf, da enthüllte ſich der ſtille friedliche Ort vor ihren Blicken, und das Geläute vom Thurme begann, gleich als ob es die Rückkehrenden

feyerlich bewillkommne. Landleute, die Männer in ihrer dunklen, reinlichen Sonntagskleidung, die Frauen in hellerm, bunterem Putze, gingen in kleinen Gesellschaften und vertraulichem Gespräche aus einem benachbarten Dorfe und den durch das Thal zerstreut liegenden Mühlen und einzelnen Wohnungen, zur Kirche hin, einem einfachen, heitern Gebäude, das an dem Ende des Dorfes in dem Grünen gar einladend da lag. Eben verstummten die Töne eines feyerlich ernsten Gesanges, als sie dem Gotteshause näher kamen; wie ein Ruf des Herrn zog es sie zu demselben hin. Sie sprangen von ihren Pferden ab und schickten diese mit ihren Dienern nach dem Dorfe voraus. Sie selbst wandten sich nach der Kirche. Weil sie aber mit ihrer fremden Erscheinung keine Störung verursachen wollten, blieben sie außen an der Thür stehen. Sie vernahmen von innen eine Stimme, tief und langsam, aber freundlich mild; Robert erkannte sie sogleich für die seines verehrten Theodorus. Schon hatte dieser seine Rede begonnen. Er sprach von dem Rufe des Herrn an alle sündige Wesen zur Rückkehr

zum Frieden, und der rechten Freude in dem Vereine mit dem Vater und dem göttlichen Sohne, und von den Mitteln und Anſtalten, welche die Vorſehung trifft, jedes ihrer Kinder zur Buße und Beſſerung zu wecken. Zuletzt ſchloß er mit einer das Herz ergreifenden Einladung an alle zagende Seelen, die zwar den Ruf Gottes vernehmen, aber immer ſchwanken, demſelben zu gehorchen.

Leopold fühlte ſich zugleich ſchmerzlich zerknirſcht und troſtvoll erhoben in ſeinem Innern. Es war nicht der polternde Lärm der Mönche, noch das harte Gericht, wie es ſtolze Prieſter, gleich ſchuldig wie ihre Brüder, doch keck, über Viele ausſprechen; es war die herzliche, rührende Stimme des Boten des Herrn, der milde freundliche Ruf der ewigen Liebe durch einen ihrer Söhne an ihre andern Kinder. Auf die Rede folgte ein nicht allzu lauter, harmoniſcher Geſang. Dann entfernte ſich ein Theil der Gemeinde. Der Prediger, — er ward im Vorüberſchreiten außen geſehen — ein ehrwürdiger Greis, an dem, man konnte es deutlich wahrnehmen, das Leben mit allen ſeinen

Schickſalen vorübergegangen war, aber auch um ſo tiefer wie die Furchen im Geſichte, ſo die Freudigkeit des Glaubens in das Herz eingegraben hatte, trat vor den Altar. Hier ſprach er mit wenigem von der Verſöhnung derer, die freudig dem Rufe des Herrn gefolgt ſind, und von ihrer ſeligen Vereinigung mit dem Vater.

Und ihr nun, ſchloß er, ihr Theuren des Herrn, die ihr das Pfand der Verſöhnung im Herzen tragt und den Troſt freudigſter Zuverſicht in der Seele; ihr alle, denen der Herr in dieſer Stunde einwohnt und die ihr wahrhaft geſpeiſet und getränkt ſeyd mit dem Fleiſche und Blute des Verſöhners — empfanget nun auch zum Siegel und lautem Zeugniſſe eurer Verſöhnung das heilige Mahl. Denn wie ihr ohne die Gabe der goldenen Saat nicht leiblich leben könntet, ſo wäret ihr geiſtig todt ohne die Himmelsſpeiſe, welche eure Seelen labt und erquickt. —

In heiliger Stille, in ſichtbarer Rührung und freudigſter Andacht nahten alle dem Altare und empfingen das heilige Brodt und den Kelch aus den Händen des greiſen Gottesboten. Ein

feuriges Dankgebet und ein erhebender Geſang ſchloß die Andacht.

Wie war Leopold zu Muthe! Er vergaß ſich ſelbſt und die Welt, ganz den heiligſten Gefühlen hingegeben. Alle ſeine Sinne ſchwiegen, und es war doch tief in ſeiner Seele eine Labung, eine Gluth und Kraft, und Klarheit zugleich, als habe auch er von dem himmliſchen Mahle gekoſtet. Er ſtand und blickte die aus der Kirche zurückkehrenden an, aber er ſah ſie nicht, bemerkte nicht, wie Robert dem Vater und der Schweſter entgegen eilte und mit herzlichem Drucke ihre Hände faſſend, ſich ſtill mit ihnen zurückwandte. Er trat in die Kirche hinein. Es war alles wohlanſtändig und reinlich, ernſt, einfach und ſtill, kein Schmuck, von ferne nichts, was die Andacht hätte ſtören, oder den Gedanken durch Beſchäftigung der Sinne nach außen hätte ziehen können. Dem ehrwürdigen Geiſtlichen dankte er für die Erbauung, die er ihm gewährt hatte. Beyde traten mit einander zur Kirche heraus, als ihnen Robert entgegen kam, der über der Freude des unerwarteten Zuſammentreffens mit

dem Vater und der Schweſter den Freund vergeſſen hatte. Theodorus bewillkommnete ſeinen jungen Freund auf das freudigſte, und alle drey gingen mit einander nach der Pfarrwohnung.

Doch wir verlaſſen jetzt Leopold in dem heiligen Kreiſe dieſer Menſchen, froh, ihn endlich gerettet zu ſehen, und wenden uns zu ſeinem Freunde, den er nicht mehr unter den Lebenden wähnte.

Fünftes Buch.

Die göttliche Schwachheit iſt ſtärker, denn die Menſchen ſind.

1 Cor. 1, 25.

Erſtes Kapitel.

Heinrich hatte vergeblich ſeinen Freund aufgeſucht, ohne auch nur eine Spur des Vermißten auffinden zu können. Über dieſen Reiſen und Nachforſchungen war der Winter hingegangen, und er widerſtand nun länger nicht mehr der Sehnſucht ſeines Herzens, die ihn zu ſeinem alten Vater hinzog. Er überraſchte denſelben mit dem Frühlinge, und wie wohl fühlte er ſich nicht in dieſer durch jede Art von Gewerken und menſchlichem Kunſtfleiße blühenden Stadt, in dieſen milden Gegenden, die zwiſchen den Cevennen und Alpen mit dem Strome der Rhone dem Mittage ſich öffnen, wo bey

dem Rebenſtocke, der goldnen Saat und den Baumfrüchten unſrer mittlern Regionen auch die Goldfrucht, die Olive und der Maulbeerbaum freudig gedeihen, und die, ohne von den Nachtheilen beyder Himmelsſtriche zu leiden, alle Annehmlichkeiten des Nordens und Südens vereinen. Noch reichten die Stürme, welche das Herz und die öſtlichen und nördlichen Provinzen des Reichs verwüſteten, nicht bis in den Süden deſſelben hinab, und um ſo freudiger genoſſen Vater und Sohn des lange entbehrten Zuſammenlebens, je weniger beyde an den politiſchen Ereigniſſen Antheil nahmen. Heinrichs Vater beſaß in dem Umkreiſe der Stadt weite Güter; er ſelbſt lebte unweit derſelben auf einem ſehr angenehmen Landſitze, in einer freundlichen Wohnung, die mit den nöthigen Wirthſchaftsgebäuden, welche ſich an dieſelbe anſchloſſen, ein groſſes Ganze bildete. Hier befand er ſich in der Mitte einer Zahl von thätigen, tüchtigen Menſchen, die ihn alle wie ihren Vater ehrten und deren Geſchäftigkeit er mit Hülfe eines Hausverwalters lenkte. Alle empfingen Heinrich als den einzigen Erben und künftigen

Beſitzer dieſer weiten Güter mit tiefer Ehrfurcht und liebten ihn bald eben ſo ſehr, als ſie ſein liebevolles, freundliches Weſen gewahrten. Unſerm Freunde ſelbſt aber war es, als habe er nie ſo recht ſeine Liebe zu ſeinem ehrwürdigen Vater empfunden und ſich in der Liebe deſſelben ſo glücklich gefühlt, als jetzt; auch der Alte ſchien in der Nähe ſeines Sohnes nun recht wieder ſeines Daſeyns ſich zu erfreuen. Heinrich hatte ihm kein Geheimniß aus allen Schickſalen ſeines Lebens gemacht, ſelbſt ſeine Liebe und freywillige Entſagung nicht ausgeſchloſſen, und der Vater hatte es dem Sohne nicht verhohlen, wie dann erſt in den Wogen, welche dieſes Erdenrund umfließen, ſein Alter wie eine freundlich helle Abendſonne untertauchen werde, wenn er ihm eine ſolche Tochter ins Haus führen würde. Von Harder waren öfter Briefe angelangt, die alle von der herzlichſten, ja man konnte ſagen, zärtlichſten Theilnahme zeigten, und ſelbſt Cäcilie hatte es nicht verſchmäht, ihrem Freunde zuweilen einige Zeilen beyzufügen. Heinrich hatte nämlich bey ſeiner Abreiſe aus Italien den Freunden ein

Haus in der Schweiz beſtimmt, dem er ſie ihre Briefe zu überſenden hat, und auf dieſem Wege ſchnell von ihrem veränderten Aufenthalte Nachricht erhalten. Auch von Theodorus langten manche freundliche Briefe an, und dieſer hatte es auf ſich genommen, ſeinen Freund mit dem vertraut zu machen, was man von Alberts Schickſalen in Erfahrung bringen würde. Hieraus und aus dem gänzlichen Mangel an weiterer Nachricht von dem Mahler, hielt ſich denn auch Heinrich mit den andern überzeugt, daß ihr unglücklicher Freund unter den Opfern gefallen war, die ihr Deutſches Vaterland ſeiner wieder errungenen Freyheit brachte. Hierdurch ſchwanden die letzten Bedenklichkeiten in ihm, und er war entſchloſſen, ſobald die Stürme des Krieges ſich würden gelegt haben, eine neue Reiſe nach ſeinem Vaterlande anzutreten und dann Cäcilie als ſeine unzertrennliche Gefährtin, und ihren Vater in die ſüdlichern mildern Lande mit zurückzuführen. Groß und herrlich war das Glück, welches ihm die nahe Zukunft verſprach. — Aber ein Abgrund öffnet ſich uns oft plötzlich zwiſchen uns und unſerm Glücke, und, ſtatt aller der geträumten

Herrlichkeit, ſind wie am Ende froh, nur das eigene Leben aus deſſen gähnendem Rachen gerettet zu haben.

Die Waffen ruhten endlich, die alte Herrſcherfamilie war auf den Thron ihrer Väter zurückgekehrt. Aber während im Norden der Sturm ſich legte, entzündete ſich in dieſen glücklichen Gegenden ein innerer Krieg, der um ſo furchtbarer ward, als der von der Wuth Bewaffnete gegen den Wehrloſen, der Bürger gegen den Bürger kämpfte. Eine Fortion, die der neuen Regierung eben ſo abhold ſchien, als der alten, verbreitete, wie man wiſſen wollte, unter dem Schirme eines hohen Prinzen aus dem Königshauſe ſelbſt, von dieſer Gegend, wie aus ihrem Mittelpunkte, ihre Einflüſſe nach allen Richtungen. Zu der Wuth, wie ſie religiöſer Fanatismus erzeugt, geſellte ſich auch noch Partheyhaß und Habgier. Das umrollende Rad der Zeit ſelbſt wollte man in ſeinem Laufe zurückwenden, und die Proteſtanten, welche man als die Günſtlinge, und eben darum auch als die Begünſtiger dieſer Zeit anſah, die in dem Raume von fünf und zwanzig

Jahren ſolche Umwälzungen herbeygeführt hatte, traf vor allen der Haß und die Verfolgung. Man erlebte alle Schrecknisſe einer finſtern, gräuelvollen Vergangenheit, deren Rückkehr man in unſern Tagen, in der Mitte des civiliſirteſten Erdtheils, für unmöglich geachtet hatte. Wie aber hätte Heinrich in dieſen Verwirrungen ſeinen Vater verlaſſen können! Die Sorge um ihn machte unter dieſen Bedrängniſſen alle anderen Gefühle in ihm ſchweigen.

Höher noch ſtieg die Verwirrung, als der Gefürchtete, auf deſſen Schritte ganz Europa mit geſpannter Erwartung hinſah, zum zweyten Male erſchien. Die religiöſe Wuth mußte in dieſer Gegend eine Zeit lang der politiſchen weichen. Hier und in einer benachbarten, ganz rechtgläubigen Stadt behaupteten ſich die Anhänger und alten Krieger des zum zweyten Male Verdrängten am längſten, bis ſie endlich der Übermacht erlagen. Raub und Mord bezeichnete den Eintritt der wilden Sieger, und zum zweyten Male erfuhren die Unſchuldigen, die an allen dieſen politiſchen Vorgängen keinen Antheil genommen hatten, Verfolgungen,

die

die an Dauer und Schrecklichkeit noch weit die erſten übertrafen.

Auch Heinrich war mit ſeinem Vater von dem Lande in die Stadt geflohen, und ein feuriger Eifer erwachte in den Bedrängten für den Glauben, um den ſie ſo vieles erleiden mußten. Doch ihre Leiden ſollten noch erhöht werden, ſelbſt an heiliger Stätte ſollten ſie keine Sicherheit mehr finden.

Die Gemeinde war in tiefer Andacht in einer der beyden Kirchen verſammelt. Da erhob ſich außen ein wilder Lärm; bald ſchritten einzelne freche Geſtalten mit lautem Tritte und trotziger Miene durch die Kirche hin. In hoher religiöſer Feyer, ohne ſich ſtören zu laſſen, ſprach der Geiſtliche fort, ein Mann in beſter Kraft und voll des heiligen Geiſtes. Er redete von der Beſeligung eines reinen, ſchuldfreyen Herzens, und von dem tröſtenden Zeugniſſe, das uns dieſes tief in uns von der Nähe unſeres Gottes giebt, und ſollte es auch außen ſcheinen, als habe er ſeine Huld von uns abgewendet. Bald drängten ſich der Frechen mehr in die Kirche herein und ihre Gebehrden

wurden drohender; dazwiſchen ſchoß der wilde Ruf einzelner Stimmen: laßt uns alle zumal erwürgen, da wir ſie jetzt in Händen haben. Tiefe Beängſtigung ergriff die Herzen der Verſammelten. Mütter drückten ihre zarten Lieblinge an die Bruſt, um durch Einen tödtlichen Streich mit ihnen zugleich zu ſterben. Ältern nahmen Abſchied von ihren Kindern, Freunde ſagten den Freunden das letzte Lebewohl. In tiefſter Andacht waren einige auf die Kniee geſunken, in inbrünſtigem Gebete ſich ſelbſt und die nahe Gefahr vergeſſend; bange Furcht mahlte ſich auf den Geſichtern anderer; tiefe Verachtung ſprach aus einigen Blicken; in hohem Glaubenseifer und freudiger Ergebung blickten andere Augen zu dem Himmel auf; ein Seufzen, ein ängſtliches Ächzen unterbrach zuweilen die Stille. Aber da brauſete der Lärm von neuem auf: eine ganze Schaar Bewaffneter drängte ſich herein. Der Geiſtliche aber begann das Gebet zu ſprechen, wie man es über Sterbende zu halten pflegt, und wenn das Getümmel auf Augenblicke ſchwieg, ſo hallte dazwiſchen ſeine ſtarke, helle Stimme.

recht wie aus einem unverzagten Herzen. Doch bald ward er über dem Getöse gar nicht mehr gehört; man ſtieß ihn herab von ſeinem hohen Stande, trieb die Gemeinde aus der Kirche; die heilige Stätte aber ward verunreinigt, beraubt, und alles zerſtört, was zu dem Dienſte des Herrn gehörte.

Auf den Sturm folgte wieder eine kurze Stille, und da die Stadt ſo wenig Sicherheit gewährte als das Land, ſo wandte ſich nun der alte Friedberg nach ſeinem Hauſe zurück; ſein Sohn und ein einziger Freund, ein junger kräftiger Mann und Vorſteher einer Fabrik-Anſtalt, der nicht weit von dem ſeinigen ein Landhaus hatte, begleiteten ihn. Aber welch ein Anblick bot ſich ihnen dar! ſchon von ferne erkannten ſie kaum ihre Wohnung wieder, die eher einer verfallenen Ruine aus einer frühern Zeit der Zerſtörung zu gleichen ſchien. Und wie ſie näher kamen, in welch einem Zuſtande fanden ſie das ſonſt ſo heitre, freundliche Gebäude! Überall an den Wänden ſah man den Rauch und ſchwarzen Dunſt der um das Haus angezündeten Feuer; die Spiegelſcheiben der

Fenſter waren zerſchlagen, die Tapeten herabgeriſſen, die Böden aufgebrochen, die Möbel zertrümmert. Von den abgebrannten Scheunen ſtanden nur noch die Wände; die Ställe waren leer, alle Bewohner vertrieben. Mit ſchwerem Herzen ſahe Heinrich die Zerſtörung an; nicht die Größe des erlittenen Verluſtes war es, was ihn am meiſten betrübte, ſondern die Größe der unverſöhnlichſten Wuth, der ſelbſt der Raub nicht genügt, die dann erſt abläßt, wenn ſie auch, was ihr nicht angehören kann, zertrümmert hat. In ähnlichem Zuſtande fanden ſie auch das Landhaus ihres Freundes, der von Geburt ein Schweizer war.

In tiefem Kummer kehrten alle zurück; aber kaum traten ſie zum Thore der Stadt herein, ſo umwogte ſie auch das Toſen eines wüthenden Volkshaufens. Heinrich und eben ſo Stähli (ſo hieß der Fabrik-Herr) hatten früher einige Male laut und kühn vor den Behörden der Stadt über die Schwäche oder den böſen Willen Klage geführt, womit man ſie ohne Schuz dem wildeſten Grimme eines fanatiſchen, irre geleiteten Haufens Preis gab;

und gerade ſie, die Fremden, hatten den meiſten Haß und Neid erregt. Seht da die Feinde des guten Königs, die Verächter unſeres Glaubens! rief eine freche, rohe Geſtalt; auf ihren Ruf drängten ſich andere um ſie her, und unter mancherley Mißhandlung ſchleppte man ſie in eine Art von Gefängniß. Kein Widerſtreben war möglich; ſie mußten der Gewalt gehorchen. Eingeſchloſſen waren ſie nun in dem engen, unreinen Gemache; die Nacht ſtieg herauf; außen dauerte der Lärm fort. Doch jetzt öffnet ſich die Thür; man gebot ihnen zu folgen, ſie glaubten, man führe ſie zum Tode.

Ein Trupp Bewaffneter geleitete ſie durch die Straßen; man kam zu dem Thore; das Thor dreht ſich knarrend in ſeinen Angeln; ſie treten in die Nacht hinaus. Der Lärm der Stadt verſtummte allmälig hinter ihnen; unter mancherley Spott und Schmähung gegen ihren Glauben gingen die Bewaffneten zu ihrer Seite. Nun nahte man ſich einem Hügel, man kam an Friedbergs Landhauſe vorbey, aus deſſen oberſtem Zimmer der ſchwache Schein

eines Lichtes kaum bemerkbar hervorſchimmerte; durch ſeine Fluren ging es dann hin, und hoch ſtand ſchon die Saat, welche ſeine Begleiter oft höhnend mit den Füßen niedertraten. Endlich gelangten ſie bey einem Thurme an, von dem nicht ferne, an dem Rande eines Waldes, ein Haus ſtand. Einer der Begleiter ſchloß mit einem großen roſtigen Schlüſſel die Thür des Thurmes auf; eine enge Treppe führte ſie zu einer andern Thür, auch dieſe ward geöffnet, und den Gefangenen ihre Wohnung angewieſen. Da hurret, ſprach einer aus der Bande, der ihr Führer zu ſeyn ſchien, bis man über euch Gericht halten wird. Und du Louvaulte, ſagte er zu einem ſeiner Untergebenen, der jetzt hervortrat, eine ſtarke, kurze, gedrungene Geſtalt, bürgſt mir für die Eingekerkerten. Verlaßt euch darauf, entgegnete dieſer mit höhniſcher Freude, ſie ſind in ſichern Händen.

Damit ſchloſſen ſie die Thür; man hörte ſie die kurze Stiege hinabſteigen und unten die zweyte Thür ſchließen. Endlich verſtummte

auch der letzte rauhe Ton der im Scheiden ihrer That ſich Rühmenden.

Zweytes Kapitel.

Der Thurm war den Eingeſchloſſenen wohl bekannt. Er ſtand an der Gränze von Friedbergs Beſitzungen und war der Überreſt eines weitläuftigen alten Gebäudes, wie verfallene Mauern, Keller und Gewölbe rings umher zeigten. Er hatte urſprünglich den Eingang erſt in ziemlicher Höhe über dem Boden; ſpäter hatte man unten eine Thür ausgebrochen, und die obere zugemauert, ſo wie auch die Fenſter, von denen nur ein einziges offen gelaſſen, aber mit ſtarken eiſernen Stäben verſehen war. Durch dieſes und eine Öffnung in der Decke, durch die eine Treppe hinaufgeführt hatte, fiel das einzige Licht herein. Denn der Thurm beſtand urſprünglich aus zwey Geſchoſſen; das obere war gewaltſam zerſtört, das untere noch ſehr feſt, und ein hoher Pfeiler, der in der Mitte

aufſtieg, trug die gewölbte Decke. Die Thüren waren von ſtarken Bohlen und dicht mit eiſernen Banden belegt, und der Thurm, früher zu einem ſolchen Zwecke nicht beſtimmt, ſchien ſpäter zu einem Gefängniſſe gebraucht worden zu ſeyn. Aber graute den Unglücklichen vor dieſer Wohnung, ſo ſchauderte ihnen noch mehr vor dem Manne, in deſſen Gewalt ſie gegeben waren. Sie kannten ihn als einen brutalen, grauſamen, dabey ſeinem Glauben fanatiſch ergebenen Menſchen, der mehrerer ſchweren Verbrechen halber eine lange Zeit auf der Galeere hingebracht hatte und ſich jetzt bey den blutigen Auftritten beſonders auszeichnete.

An dieſem Orte, einer ſo feindſeligen Macht hingegeben, ſaßen die drey in der dunklen Nacht zuſammen. Noch kurz vorher waren ſie geehrt unter ihren Mitbürgern; lebten auf bequeme Weiſe in einer reichen Umgebung, die ſie durch ihren Fleiß, ihre Thätigkeit und Redlichkeit ſich geſchaffen hatten; und nun waren ſie ohne Schuld, ohne Verbrechen, ohne gerichtet oder nur verhört zu ſeyn, eingekerkert, und jeder Au-

genblik konnte über ihr Leben entscheiden. Wenn aber Vater und Sohn wenigstens des Trostes genossen, daß sie, was sie auch traf, gleiches Schikſal mit einander theilten, so war Stähli der Vater von vier Kindern, der Gatte eines liebenswürdigen Weibes, das mit der besorglichſten Zärtlichkeit an ihm hing. Lange saßen die drey auf dem Fuße des die Decke tragenden Pfeilers stumm beysammen. Stähli brach zuerſt in laute Klagen aus, schalt sich selbſt feige, daß er geduldet hatte, daß man ihn in die Nacht hinausführte, ihn wie einen Todten lebendig in ein Grab einschloß, in dem er doch am Ende würde elend umkommen müſſen. Er gedachte des Weibes, seiner Kinder, wie sie nun klagen, sich abängſtigen würden, des Vaters harrend, der sich ohne Spur verloren habe.

Es war eine schreckliche Nacht, und selbſt auch der lichte Schein des herrlich herauf tagenden Morgens, der sie mit seiner ganzen Pracht begrüßte (denn nach dieſer Himmelsgegend blickte ihr Fenſter) fiel trüb und düſter in ihre Seelen. Der heitre Morgen führte einen

heitern, aber glühend heißen Sommertag herauf. Matt und lechzend saßen sie bald da, gingen bald unruhig in ihrem Kerker herum, ferne von aller menschlichen Hülfe, auch nicht der Laut einer Stimme drang zu ihnen. Sie schienen in Schweigen begraben und Heinrich dachte oft an Ugolino in dem Hungerthurme, aber er sagte den andern nichts, um sie nicht noch mehr zu beunruhigen.

Die Nacht brach zum zweyten Male herein; man sahe ängstlich derselben entgegen, da man am Abend wildes Geschrey von Louvaute's Wohnung her vernahm; die Eingekerkerten schlossen kein Auge. Eben fielen die ersten Strahlen der neuen Sonne in ihren Thurm herein, als man Waffengeklirr und den Tritt eines sich nähernden Menschen hörte, und zwischen den rostigen Stäben der Fensteröffnung hob sich das rothbraune Gesicht ihres Aufsehers hervor. Seine rohe Stimme brüllte zu ihnen herein, ihnen einen vergnügten Morgen in ihrem anmuthigen Landhause wünschend. Er reichte ihnen einen Krug mit Wasser und ein Brodt durch das Fenster, und diese Gaben

brachte er ihnen von nun an regelmäßig jeden Morgen, bevor er in die Stadt ging; daneben ſchilderte er ihnen gar manche gräßliche Scene, die hier vorgefallen, nannte manchen wohlbekannten, ſchätzbaren Mann, der geblutet habe, und hieß ſie ihr Glück ſegnen, daß ſie ſich in ſo guten, ſorgſamen Händen befänden.

In der dritten Nacht waren von großer Ermattung und Sorge endlich alle in einen feſten, faſt betäubenden Schlummer verſunken, aus dem ſie erſt Louvaute's Morgenruf weckte. Eine beſondere Freudigkeit lag auf des Alten Geſicht, und indem er die beyden jungen Männer, als ſie wieder allein waren, mit einem tröſtlichen Lächeln anblickte, ſtand er auf und beyde ſahen ihn erſtaunt aus einer Mauerniſche eine Flaſche Wein und ein Körbchen mit Speiſen hervorholen, das er daſelbſt verborgen hatte. Da ſeht ihr nun, Kinder, redete er ſie an, daß uns der Herr nicht verläßt. Laßt uns darum Muth haben; und ſollte uns auch das Äußerſte begegnen, nun ſo kehren wir ja nur zu einem freundlichen Herrn und Vater zurück.

Er erzählte ihnen, daß er aus ſeinem Schlaf

dem das Alter ſchon ſeine Dauer und Feſtigkeit genommen, durch den Ruf einer ſchwachen, wie es ſchien, weiblichen Stimme um Mitternacht ſey geweckt worden. Schlaft, ihr Armen, habe ſie gerufen, ſo feſt und ruhig in euerm Thurme? Er habe, ohne daß alles dieß den feſten Schlaf ſeiner Gefährten ſtörte, ſich aufgemacht und die Helferin der Nacht ſogleich erkannt. Es war Louvaute's Gattin, ein ſtilles, gutmüthiges Weib, das früher bey manchem ländlichen Geſchäfte in Friedbergs Hauſe Dienſte geleiſtet und von ihm bey dem wüſten Leben ihres Mannes viele wohlthätige Unterſtützung erhalten hatte. Dieſe habe ihm nun die Speiſen herein gereicht und ſich ſchnell entfernt, mit der dringendſten Bitte, ja alles vor ihrem Manne verborgen zu halten.

Wie labten ſich alle drey zuſammen an den Speiſen; aber die jungen Männer genoſſen alles Zuredens ungeachtet nur wenig von dem Weine, um dieſen dem Greiſe aufzubewahren. Ein feuriger Muth erwachte in allen, und es war, als ob mit dem Leibe auch ihre Seele neu gelabt und erquickt ſey. Und ſo

fehlte seit dieser Zeit, während am Morgen Louvautte regelmäßig das Brodt brachte und den Wasserkrug an einem nahen Feldborne von neuem füllte, nun auch die gutmüthige Mariane — so hieß das Weib — an keinem Tage, indem sie bald am Morgen, oder in der heißesten Schwüle des Mittags, oder wann sie sich sonst unbeobachtet wußte, irgend eine Labung brachte, die sie den Eingeschlossenen für das Geld, welches sie noch bey sich hatten, und einige Kostbarkeiten verschaffte. Doch so sehr die beyden jungen Männer auch um eine Decke, einige Kissen, oder um sonst etwas zu einem bequemern Lager für den Greis baten, so lehnte sie es stets unter Thränen ab. Sie versicherte, seit sie die Unglücklichen in dem Thurme wisse, habe sie keine Ruhe mehr und sie würde ihnen gern alles gewähren, aber sie dürfe es um ihres Mann's willen nicht. Denn wenn dieser es bemerkte, so würde sie nicht bloß selbst den grausamsten Mißhandlungen desselben ausgesetzt seyn, sondern auch den Eingekerkerten nicht einmal mehr die heimliche Hülfe, wie bisher, leisten können. Alle aber dankten

Gott, daß ſie doch wenigſtens dieſe nicht entbehrten.

So gingen einige Wochen hin; die Kräfte des alten Friedberg ſchwanden ſichtbar mit jedem Tage. An ein reiches Leben gewöhnt, das ihn nie genöthigt hatte, ſich eine Bequemlichkeit zu verſagen, dabey von den marternoſten Sorgen um den geliebten Sohn geängſtigt, unterlag er nur zu ſchnell den Entbehrungen eines ſolchen Aufenthalts, welcher ihn nicht vor der Kühle der Nächte ſchützte und wo der harte Boden ihm zum Lager diente; und auch die ihm gereichte, immer nur dürftige Labung gewährte ihm keine gehörige Stärkung. Er hielt ſich, um ſeine beyden Gefährten nicht zu beunruhigen, ſo lange er es vermochte, aufrecht, und von dem Gefühle der Annäherung ſeines Todes ward ſein Gemüth mit großer Heiterkeit erfüllt; aber bald vermochte ſein kräftiger Wille ſeinen ſchwachen Gliedern nicht mehr zur Stütze zu dienen.

Heinrich ſahe mit tiefſter Betrübniß dem Verſiegen der väterlichen Kraft zu; nicht der Gedanke einer möglichen Trennung war es,

was ihm wehe that, sondern das Unvermögen, seinem alten, schwachen Vater bey so vielen Mitteln, die ihm sonst zu Gebote standen, jetzt auch die nöthigste Bequemlichkeit nicht gewähren zu können. Er und Stähli wollten dem Greise aus ihren Rocken eine Decke bereiten, aber standhaft wieß dieser es von sich, und nur mit vieler Mühe konnte der Sohn den Vater bereden, während er selbst auf dem harten Boden hingestreckt lag, sein greises Haupt auf Heinrichs Schooß zu legen.

So saßen sie einige Tage da, meist jeder stille in sich selbst versunken. Stähli sah oft mit tiefem Schmerze die beyden an, und dann vergaß er ganz über dem Anblicke ihres Jammers die eigene Noth. Aber zu einer andern Zeit wieder faßte ihn der Grimm in dem Innersten; er stampfte mit den Füßen, daß das Gemäuer bebte, forderte Waffen, Waffen, um wenigstens an einem der Mörder blutige Rache nehmen zu können; aber dann sah er sich in den dicken Mauern eingeschlossen und spottete bitter über seine eigene Schwäche, die wohl in den Kerker sich habe führen lassen, aber ihn

nicht zu sprengen vermöge. Mit den rührendsten Ausdrücken tröstete ihn dann wieder der Greis und bat ihn, nicht durch solche Ausbrüche die letzte Stille seines entschwindenden Daseyns zu stören. Und der edle Mann vergoß dabey Thränen, sich unschuldigend, daß er, nicht genug selbst unglücklich zu seyn, auch die Last des ohnehin schon so tief gebeugten Greises noch erhöhen müsse, und er bat diesen auf das flehentlichste um Verzeihung, und ruhte nicht, bis Heinrich aufstand und ihm erlaubte, das Haupt des Greises auf seinen Schooß zu nehmen. In diesem treuen Dienste wechselten beyde mit einander, doch so, daß der Sohn die größere und längere Mühe desselben sich nicht nehmen ließ.

Auch Heinrichs Gemüth ward immer mehr von einer innern Heiterkeit erfüllt. Er sahe für seinen Vater dem Ziele so vieler Leiden entgegen, wovon ihm der Tod nun bald Befreyung versprach. Noch ein Tag und eine Nacht gingen hin. Der Greis versank zuweilen in einen Schlummer; dann strahlte eine besonders lichte Freudigkeit aus seinen Mienen,

und wenn er erwachte, sagte er oft: o daß ich es euch doch beschreiben könnte, was für unaussprechlich herrliche Gestalten ich gesehen habe; aber eben das Beste und Herrlichste vermögen wir nicht auszusprechen.

Zum letzten Male ging ihm die Sonne auf, hell leuchtend in all ihrer Majestät; mit der reinsten Freude blickte er in ihren Glanz. Louvautte erschien an diesem Morgen nicht. Der Greis schlummerte wieder ein; in besonderer Verklärung leuchtete diesmal sein Angesicht. Sein Haupt ruhte auf dem Schooße des Sohnes, aus dessen Augen einzelne Perlen hervorquollen. O der fromme, fromme Vater! flüsterte Stähli; er war betend neben ihm auf die Kniee gesunken. Nun regte der Alte seine Hände, als ob er an seiner Stirn etwas suche, und wie betroffen fuhr er aus seinem Schlummer auf. Wo ist denn der Kranz? fragte er, noch wie im Traume. Habt ihr, Kinder, denn nicht die überaus lichte und liebliche Gestalt in dem weißen Gewande und mit den silbernen Fittichen gesehen, die eben heranschwebte, den Kranz auf mein Haupt niederließ

und mir winkend zuflüsterte: Komm, du Lebensmüder, nun gehen wir zum Vater —? Ja Kinder, fuhr er fort, die volle Klarheit des Geistes wieder gewinnend: nun neigt es sich zu Ende. Du, Heinrich, wirst glücklich seyn, und du weißt schon, wer dich beglücken wird; du, Stähli, wirst den Deinen wiedergegeben werden, die Gestalt hat mir es gesagt. Aber ist denn Louvaute nicht gekommen, daß ich ihm verzeihen kann? — Kinder haltet fest am Glauben! — Er blickte einige Male suchend umher, dann schlossen sich seine Augen, um sich dem Lichte der Sonne, die nun hoch am Himmel aufgestiegen war, nicht wieder zu eröffnen.

O du Seliger, du trägst nun die schönste aller Kronen, den Märtyrerkranz! sagte Stähli, und weiter konnte er vor Wehmuth kein Wort mehr sprechen. Heinrich aber war von tiefster Trauer und Freude zugleich erfüllt. Das liebe Haupt, das noch in seinem Schooße ruhte, schien schwerer geworden zu seyn und er fühlte, wie es nach und nach erkaltete. Ja du weiße, lichte Erscheinung, sprach er stille in sich, ich

kenne dich wohl; aber das dachte ich nicht, daß du in so ernster Stunde dich wieder zeigen würdest. Wohl, Cäcilie, die Palme ist es, die du bringst! Stumm und still, in den innern Kummer versunken, saßen beyde lange bey der lieben Leiche.

Marianens Stimme weckte sie aus ihrer Betäubung. Sie hatte erst eine Weile schweigend die Scene angesehen. O Gott, seufzte sie dann, er ist wohl gar gestorben. Die zwey tief Betrübten blickten auf; sie reichte ihnen ein Kissen herein. Für den alten Vater! sprach sie leise. O, entgegnete Heinrich, hat doch sein ehrwürdiges Haupt so manches Mal auf dem harten Steine geruht; nun, da er dessen nicht mehr bedarf, bringt ihr das Kissen. Sie erzählten ihr nun, wie freudig er geschieden und wie er zuletzt noch ihrem Manne verziehen habe. Da nehmt ihr, sagte das Weib, eine große Last von meiner Seele; denn von allem Schrecklichen, was er je begonnen, hat mir immer das Ärgste geschienen, den frommen, unschuldigen Greis so einzukerkern. Aber gräßliche Dinge sind wieder in der Stadt vorgegan-

gen. Der König hat einen vornehmen Offizier geschickt, um dem wilden Leben endlich Einhalt zu thun; selbst den Abgesandten der Majestät haben sie tödtlich verwundet, da er ihnen einreden wollte; darüber ist mein Mann mit andern zur Untersuchung eingezogen worden.

Stähli bat, sie möge um so mehr ihnen endlich ihre Freyheit wiedergeben, da es gewiß der Wille des Königs nicht sey, daß man Unschuldige so mißhandle.

Wie gern, erwiederte sie, wollte ich es thun! Aber da sind andre bey uns, die vermögen mehr als der König, und diese haben mir diesen Morgen noch zwey wilde Leute geschickt, die mir und meinen Kindern mit dem Tode und allen Martern droheten, wenn ich die Gefangenen frey ließe oder es an den Tag käme, wo sie eingeschlossen seyen. Aber was, sagte sie, ist nun mit dem Todten anzufangen? dieser kann doch bey euch nicht bleiben?

Heinrich und Stähli baten auf das dringendste, sie selbst den alten Vater bestatten zu lassen, damit nicht einer von den rohen Menschen auch die Leiche noch mißhandle. Sie ver-

ſprachen ihr bey dem Todten, bey ihrer eigenen Ehre, ſobald das heilige Geſchäft vollendet ſey, in ihren Kercker zurückzukehren.

Mariane willigte endlich nach vieler Bedenklichkeit ein; ſie reichte ihnen wieder die Labung und entfernte ſich dann. Stähli aber ruhete nicht, bis Heinrich, der die Leiche nicht von ſich laſſen wollte, ſich erhob, und ſie legten nun das Kiſſen unter das Haupt des Greiſes, der wie in ruhigem Schlummer da lag.

Drittes Kapitel.

Ihr alle, die ihr ſchon geweint habt bey den theuren Überreſten eines Vaters oder einer Mutter, eines Bruders oder einer Schweſter, eines geliebten Kindes oder eines Freundes, und die ihr in dem Glauben an den Herrn truget, was der Herr geſandt hat, euch brauche ich das nicht zu nennen, was ſo tief das Herz bewegt, was es verwundet und auch wieder heilt; was es ängſtiget und tröſtet zugleich, und was

kein sterbliches Wort auszusprechen vermag; und ein anderer, der dieß noch nicht erfahren, oder der bloß den Schmerz der Verzweifelung, aber um seines Unglaubens willen nicht auch den Trost des Himmels empfunden hätte, würde mich doch nicht verstehen, wenn ich es ihm auch nennen wollte. Denkt euch diese Gefühle noch erhöht durch die außerordentliche Lage unsres Freundes und die Reihe der vorangegangenen Ereignisse, und ihr werdet ahnen, was in seinem Innern vorging. In dem Grade als die Erde unter ihm sank und ein dichter Schleyer alles Irdische vor seinem Blicke verbarg, neigten sich auch hell und heiter die Wolken des Himmels zu ihm hernieder, und nahmen ihn auf und trugen ihn in die selige Höhe, wo nun sein Vater als ein entfesselter Geist im Lichte wandelte. Er war allmälig in den Zustand getreten, in welchem alle Schrecken der Erde keine Gewalt mehr über uns haben, und die Stürme, die hier unten alles durch einander wirren, uns nicht mehr fassen können, weil wir allzu hoch stehen, als daß sie uns noch zu erreichen vermöchten. Aber das eben ist die

Wonne in dem Schmerze, die Süßigkeit in der Trauer, die Freude in der Wehmuth, das Licht in der Dunkelheit, daß da, wo die Bande der Erde sich lösen, die des Himmels sich fester knüpfen, wir wenigstens diese unsichtbaren Bande in der stillen Nähe des Todes lebendiger fühlen und bey dem Wehe der Erde der Trost des Friedens Gottes in einem vertrauenden Herzen nur um so voller und labender quillt.

So saß Heinrich in stillem Frieden, ja man konnte wohl sagen, in hoher Freudigkeit des Geistes neben der Leiche seines Vaters. Sein Freund sah ihn oft verwundert an, und, du große Seele, dachte er bey sich, ich fasse dich nicht; es muß eine mir unbegreifliche Kraft in deinem Innern leben, daß du alles so zu tragen vermagst. Er fühlte sich allzu tief unter ihm, als daß er es nur wagte, ein Wort zu seinem Troste zu sprechen. Nur zuweilen reichte er ihm etwas Wein, und der Freund durfte ihm den Genuß desselben nicht versagen. Am Abend erschien Mariane wieder. Stumm reichte sie ihre Gabe herein: Stähli flüsterte

einige Worte zu ihr hinaus; sie nickte ihm zu und entfernte sich.

Heinrich sank mit der Nacht in einen ruhigen Schlaf, und der Freund konnte lange den Blick von den beyden Schlummernden nicht abwenden, von denen der eine in seiner Leichenruhe ausgestreckt da lag, der andere mit dem Haupte an den Fuß des Pfeilers gelehnt, fast saß. Es schien ihm, als ob er jetzt besonders, in dem Schlafe, zwischen beyden eine größere Ähnlichkeit entdecke, als er sie je bemerkt hatte. Wenn man sie so ansah, man wußte nicht, welcher von beyden der Lebende, welcher der Todte war, ja sie schienen nur die Bilder Eines Wesens, das eine in der Jugend, das andere im Alter erblichen, denn auch Heinrich war todtenbleich. Endlich schlummerte auch Stähli ein. Erst das Morgenlicht weckte ihn wieder; bald nach ihm erwachte auch sein Freund. Verwundert sahe dieser in den lichten Tag. O, wie habe ich so lange geschlafen, sagte er; aber der Vater war bey mir, ganz die lichte selige Gestalt, wie er in mir lebt und leben wird, bis ich selbst ihm einmal so begegnen

nen werde. Und ich sage mit ihm, daß ich die es, Freund, aussprechen könnte, was ich überschwenglich Hohes und Herrliches gesehen habe.

Da öffnete sich unten die Thür. Ein leiser Tritt kam die Treppe herauf; die zweyte Thür that sich auf, Mariane trat herein. Erlaube, Freund, begann Stähli, daß ich mich nun auf kurze Zeit zu einem Geschäfte entferne, das wir am Abend vielleicht so ungestört nicht besorgen könnten.

Gott, rief Heinrich, du willst doch nicht schon dem Vater forttragen?

Nein, entgegnete der Freund; ihm mit diesem Weibe seine Ruhestätte bereiten.

Und warum, fragte Heinrich, soll ich nicht auch theilnehmen an diesem letzten Dienste?

An dem letzten, erwiederte Stähli; an diesem nicht. Dir als dem Sohne ziemt es, des Vaters Leiche indessen zu bewachen.

Mit diesen Worten war er auch schon hinausgetreten, das Weib ihm nach. Leise lehnten sie die Thür hinter sich an. Bald, bald, seufzte Heinrich, wirst auch du liebes Bild von mir genommen werden; doch du lebst ja in

meinem Innern fort; da halte ich dich ewig fest.

Es dauerte lange, bis Stähli zurückkam. Er war einer solchen Arbeit nicht gewohnt, ganz erhitzt trat er in den Thurm zurück; das Weib schloß hinter ihm zu. Heinrich aber reichte dem Freunde die Hand. Habe Dank, sprach er, du Guter; du hast mich wohl verstanden. Wie gern hätte ich nicht mitgeholfen, aber sehr wehe hätte es mir gethan, dem Vater mit eigener Hand die Grube zu graben.

In meist stummer Betrachtung ging der Tag hin; am Abend erschien die Schließerin wieder. Nun, Freund, sagte Stähli, laß den Lebensmüden uns zur Ruhe bringen. Heinrich bat, ihm wenigstens bis zum kommenden Morgen die liebe Gesellschaft zu lassen; aber allzu überwiegend war die Vorstellung seines Freundes, daß man an dem, was man heute ungestört thun konnte, vielleicht morgen würde gehindert seyn. Es war ein ernster Augenblick, der nächste schreckliche nach dem, da der liebe Todte die Augen schloß. Mit aller Macht brach wieder der Schmerz in Heinrich hervor;

er überwand ihn zum zweyten Male. Ach, sagte er, ich weiß, es ist Täuschung, der Vater ist gestern schon heimgegangen; aber so lange wir nur die theuern Überreste noch vor uns sehen, wähnen wir uns von dem Geliebten nicht ganz geschieden. Doch laßt uns nicht länger zaudern. Sorgsam hob er mit dem Kissen das theure Haupt auf; der Freund und das Weib halfen mit, und sie trugen die Leiche zu dem Grabe hinab.

Nur wenige Schritte von dem Thurme war die Grenze von des Verstorbenen, nun Heinrichs Besitzungen. In reicher Fülle stand die Saat da, bald zur Erndte reif; aber der, welcher die Früchte einsammeln sollte, war nicht mehr, und die waren zerstreut, deren fleißige Hände sie gepflanzt hatten. Neue traurige Erinnerungen erhöheten Heinrichs Kummer, aber von neuem dankte er seinem Freunde, als dieser, auf das Grab zeigend, ihn mit folgenden Worten anredete: Siehe, hier auf dem eigenen Boden soll er ruhen, und der Markstein daneben mit seinem Namenszuge sey sein Grabstein. Sie senkten die Leiche in das Grab hin-

ab, mit dem Kissen unter dem Haupte. Oben drüber machten sie ein Dach von Brettern, und nun erst warfen sie mit der Schaufel die Erde darauf. Denn wir wissen wohl, die liebe Gestalt wird bald zerstört seyn, aber uns graut, an dem Bilde des Todten selbst etwas zu entstellen. Wo wir von demselben scheiden, soll es noch unversehrt seyn, und keine Erdscholle soll es berühren.

Nachdem sie dem Todten den letzten frommen Dienst erwiesen hatten, hielten sie noch ein stilles Gebet bey dem Grabe. Dann kehrten die beyden Männer, die sich so leicht ihrer Freyheit hätten bemächtigen können, von einem schwachen Weibe geleitet, in ihren Kerker zurück, vielleicht um denselben nie wieder zu verlassen, und nicht einmal eines Grabes sich zu erfreuen, wie sie es eben bereitet hatten.

Viertes Kapitel.

Abermals gingen einige Tage ohne Hoffnung hin; man schien sie ganz dem Andenken der Menschen entziehen und aus dem Kreise der Lebenden verstoßen zu wollen. Die beyden Freunde wechselten nun manche ernste, bedeutungsvolle Gespräche mit einander. Wie die Liebe, auch wenn sie alles geleistet hat, doch am Ende sich selbst nicht genügt, so dachte wohl Heinrich und äußerte es auch vor seinem Freunde, wie sein letztes Zusammenleben mit dem Vater für beyde so reich an der beseligendsten Freude gewesen und wie sehr er es nun bereue, die Jahre, die er in fernen Landen verlebte, nicht auch mit dem Greise getheilt zu haben. In Stähli dagegen regte sich wieder der alte Unmuth, daß er so macht- und thatenlos hier in diesem Zwinger eingeengt sey. Warum auch, sagte er, haben wir von früh an solche Mißhandlungen geduldet? Warum haben wir nicht da, als die Frechen in die Kirche drangen, lieber uns in ihre Mordwaffen gestürzt

und an heiliger Stätte das Leben ausgehaucht, da wir doch am Ende wie wehrlose Schafe hingeschlachtet werden?

Freylich, entgegnete Heinrich, damals knirschte gar manches muthige Herz vor innerer Entrüstung über den Frevel; aber wozu gehört mehr, diesem innern Drange, dem Wunsche der Rache nachzuleben, oder denselben in uns zu überwinden?

Gewiß zu dem letztern, erwiederte der Fabrik-Herr. Aber wenn wir hiernach unsre Thaten ermessen wollen, dann müssen die Guten immer die Schwachen und Wehrlosen seyn und der Spott der Schlechten, die ungehindert ihren Übermuth an ihnen auslassen.

Es kommt mir, sagte Heinrich, seit wir in diesen Mauern eingeschlossen sind, ein gar herrlicher Spruch der heiligen Schrift nicht aus dem Sinne, dessen tiefe Kraft ich hier erst habe recht fühlen lernen: daß die göttliche Schwachheit stärker als die Menschen ist. Und hast du, Freund, nicht kürzlich auch einen gar kräftigen Belag dazu geliefert? Warum hast du, da wir im Freyen waren, dich wieder von dem

Weibe einschließen lassen? Siehe, da war das Weib stärker, als wir, das uns in ein Gefängniß zurückführte, wovor uns graut. Denn gern sind wir doch wohl nicht dahin zurückgekehrt?

Gern nicht, fiel der Kaufherr ein, aber freywillig. Sie hätte uns nicht bewältigt, hätten wir ihr entrinnen wollen.

Aber warum, fragte Heinrich, haben wir nicht gewollt, was wir wünschten, und das vorgezogen, wovon wir voraussahen, daß es uns den herbsten Schmerz bringen werde?

Weil wir, versetzte Stähli, nicht Treulose seyn, weil wir das Weib nicht unglücklich machen wollten, das sich vertrauensvoll in unsre Macht gegeben und so edel indessen sich unsrer angenommen hat; weil wir alle Marter, den Tod selbst, für zu geringe achten, um dafür unsre heiligste Zusage zu brechen.

Und warum achten wir, fragte Heinrich, diese Zusage so heilig?

Weil wir, erwiederte sein Freund, nur dadurch, daß wir Treue üben, unser Herz von

Schuld rein bewahren und frey zu Gott aufblicken können.

Auch ich, stimmte Heinrich ein, achte dieß als das Höchste, als den herrlichsten Sieg und die rechte Kraft und Stärke, die allein allen Trug, alle List der Welt überwindet. Und siehe, Freund, um dieses herrlichste Gut, und was nach diesem unter den irdischen Dingen einem Mann das Schätzbarste ist, um unsre Ehre hätten wir uns gebracht, hätten wir der Gewalt die Gewaltthat entgegen gesetzt. In einem civilisirten Staate, wo die Gerechtigkeit das Schwerdt handhaben soll zum Schutz und Frommen des getreuen, unschuldigen Bürgers, ist es keine Schande, ohne Schuld und Verbrechen gemißhandelt, beraubt, gemordet zu werden; hier fällt die Schmach allein auf die Regierung, deren Schwäche oder böser Wille so weit geht, den Räuber und Mörder in ihrer Mitte zu dulden. Hätten wir uns widersetzt, so trügen wir auch einen Theil der Schuld mit, wir hätten die Waffen geführt gegen die Bürger des Staates. Und ist einmal der innere Bürgerkampf entflammt, wer will

dann entscheiden, welche die Angreifenden waren? Wer will die Wuth fesseln, ist sie einmal losgelassen von den Banden, und würde sie uns nicht auch wieder zu weit geführt haben? Damit aber, daß jene gegen Wehrlose ungereizt wütheten, stehen sie auch als die Schuldigen vor der ganzen Welt da. Ja was hätte unser Widerstand nur gefrommt bey der großen Überzahl unsrer Feinde?

O! rief Stähli, nun erst ist mir es recht klar, warum ihr immer so abriethet, wenn wir, von Zorn entbrannt, die Waffen ergreifen und lieber mit der ganzen Stadt untergehen, als uns der Willkür dieser Wüthenden Preis geben wollten. Aber das sehen sie nicht ein, neben der Mißhandlung verachten sie uns auch noch um unsrer Schwäche willen.

Schwach allerdings, antwortete Heinrich, erscheinen wir darin, daß wir sie doch, da wir uns zur Wehre setzen konnten, nach ihrer fanatischen Wuth ungehindert über uns walten ließen. Aber wenn solche Wehrlosigkeit, solches Verschmähen jeder Waffe, womit ein Mensch seinen Gegner von sich abwehren könnte, Schwachheit ist,

so beruhet diese nicht auf feiger Zaghaftigkeit, nicht auf dem, was die Schlechten zu ihren Thaten treibt, sondern auf der eigenen Selbstbewältigung, auf der Übermacht des göttlichen Gedankens in uns; und sey es Schwachheit, so ist es eine göttliche Schwachheit, so ist es die höchste Kraftäußerung, jeder eigenen Kraft, Hülfe und Wehre zu entsagen und uns ruhig in die Fügung einer höhern göttlichen Ordnung zu ergeben, deren heiliges Gesetz uns einen solchen Widerstand nicht gestattet. Und glaubst du wohl, daß die Menschen so viel vermögen, als diese göttliche Schwachheit?

Stähli aber fiel seinem Freunde um den Hals. Ja, du großer, herrlicher Mensch, rief er aus, ich habe dich bey dem Tode deines Vaters kennen lernen; du vermagst mehr mit deiner göttlichen Schwachheit, als wir Starken mit unserm Grimme. Aber sprich weiter, lehre sie mich ganz kennen, diese göttliche Schwachheit.

Heinrich aber blickte erröthend seinen Freund an. So, sagte er, sollte nie ein Freund zu dem andern sprechen; Freunde müssen einander

ehren, nicht aber bewundern und rühmen wollen.

Nun, entgegnete Stähli, rühmen habe ich dich nicht wollen; so mußt du es nicht nehmen. Aber daß wir uns immer solche Gewalt anthun müssen! fuhr er fort, den abgebrochenen Faden der Rede neu anknüpfend.

Gut, versetzte Heinrich, daß wir es vermögen. Und wer in der That ist schwächer, der, welcher der aufsteigenden Leidenschaft gebietet und seine Hand ruhen läßt, oder der andere, welcher wild in seinem Grimme hinfährt und den Wehrlosen mißhandelt?

Ich verstehe, worauf das führen soll, erwiederte Stähli; gewiß ist es dieser. Denn so gewaltig er auch in seiner That erscheint, so schwach ist er an innerer Kraft und Freyheit; er handelt nicht mehr nach Willen und Einsicht, er ist nur das Werkzeug einer blinden Macht, die ihn treibt und deren Drange er nicht zu widerstehen vermag. Allein beurtheilen wir nach solchem Maaße die Thaten der Menschen: wie vielen Helden, die groß und leuchtend in der Geschichte da stehen, müßte man, statt der em-

pfangenen Bewunderung, nur mit Verachtung lohnen.

Die göttliche Schwachheit, versetzte Heinrich, ist wenigstens nicht in ihnen, und alle diese Weltstürmer, deren blutige Bahn Verwüstung und Wehklagen bezeichnet, ich kann sie eben so wenig bewundern, als die, welche in irdischem Bangen feige verzagen und nur irdisch, nicht aber göttlich schwach sind. Auch stehen beyde am Ende einander gleich; in keinem ist die göttliche Idee, der höhere Gedanke, welcher sie bekräftiget und vor allem sich selbst besiegen läßt; beyde gehorchen dem Ungöttlichen, einer Gewalt, die ihnen überlegen ist, nur mit dem Unterschiede, daß diese den einen vorwärts treibt, den andern zurückstößt.

Aber wenn die Menschen immer nur nach solchen Grundsätzen handelten, wandte Stähli ein, geschähe überhaupt nichts Großes mehr in der Welt.

Das Große wohl, sagte Heinrich, aber nicht des Schrecklichen so viel, und alle solche Gräuelscenen verschwänden von selbst.

Allein wodurch gewinnt der Menſch, fragte Stähli, dieſe rechte Stärke?

Nur durch die Übermacht des Göttlichen in ihm, verſetzte Heinrich, nur dadurch, daß er in ſich ſelbſt keine Stärke ſucht, daß er ganz in die Huth einer höhern Macht ſich begiebt, und indem er ihre Sache zu der ſeinigen macht, auch die feſte Zuverſicht hegt, daß Gottes Sache nie unterliegen könne, aber auch erkennt, daß nur da erſt recht der Kampf des Menſchen für Gott beginnt, wo der mit ſich ſelber geendet iſt.

Aber, hielt Stähli entgegen, wenn nun Kerkermauern uns umſchließen, oder ein gewaltiges Schickſal alle unſre Kräfte lähmt, und wir gar nicht wirken und für Gott kämpfen können?

O, verſetzte Heinrich, da gerade ringen wir oft in dem gewaltigſten Kampfe, wo wir von außen gänzlich thatenlos, ſind da am ſtärkſten, wo wir am ſchwächſten ſcheinen, und viel ſchwerer, als für Gott zu kämpfen, iſt es oft, dem Herrn ſtille zu halten und zu zeigen, daß Mauern und Bande zwar unſre Glieder, nicht aber den freudigen Glauben feſſeln können, daß wir

ſtark genug ſind, wohl unſrer Einſicht, nicht aber ſeiner Weisheit zu mißtrauen und auch da zu hoffen, wo wir ihn nicht verſtehen.

Ach ja, ſtimmte Stähli ein, das wäre auch kein Glaube, der nicht eine Probe auszuhalten vermöchte.

Fünftes Kapitel.

Schon mehrere Tage war die Luft ſehr dick und ſchwül; man ſah einem Gewitter entgegen. Noch während beyde Eingeſchloſſene mit einander ſprachen, ſtiegen ſchwere Wolken an dem Horizonte herauf; die Sonne barg ſich hinter einem dunklen Schleyer. Es war, als ob die unſichtbare Macht auch noch in der Stunde, da die Worte ausgeſprochen wurden, die Kraft der Herzen prüfen wolle, aus denen ſie hervorgefloſſen waren.

Eine dumpfe Stille in der Luft verkündete den ſich bald losloſenden Sturm. Schon hallte der Donner von ferne. Nun trieb der Wind

wirbelnd den Staub auf; der Tag schien zur Nacht werden zu wollen. Der Regen fiel, lauter hallte der Donner; mit fürchterlicher Schnelligkeit wälzte sich das Wetter heran. Heinrich wär es feyerlich zu Muthe; er äußerte es nicht, er dachte es kaum, aber doch sprach es tief in ihm: Ewiger, nimm mich zu die in dem Wetter! O, rief Stähli, was ist doch der Menschen Zürnen gegen diese überirdische Macht! Das Wetter stand senkrecht über ihnen, Blitz zückte auf Blitz durch die schauerliche Dunkelheit, Strahl und Hall theilten Einen Augenblick des Entstehens und Verschwindens mit einander; der Boden wankte, es war, als sey die Erde aus ihren Fundamenten gerissen. Nun, Freund, rief Heinrich in feyerlicher Begeisterung aus, nun lösen sich unsre Bande; droben bey dem Vater finden wir uns wieder. Die Freunde sanken einander in die Arme. Ein gewaltiger Schlag riß sie wieder aus einander; es war, als fiele oben ein Feuerpfeil prasselnd auf das Gemäuer nieder, der Thurm wankte und borst bis in seinen Grund hinab.

Als Heinrich wieder zu sich selbst kam,

wehte eine frische, erquickliche Luft durch die Mauern; das Gewitter war verschwunden, hell und freundlich schien die Abendsonne von Westen herein. In diesem Augenblicke richtete sich auch Stähli empor, tief aufathmend aus der noch beklommenen Brust. Aber wo fällt denn nun das Licht herein? rief er verwundert aus; und wie hell und lustig es in unserm dumpfen Gemache ist! Man untersuchte vor allem den Thurm. Fest stand der Pfeiler in der Mitte, unversehrt das Gewölbe über ihnen, welches er trug. Aber die Thür war aus der Angel gerissen und in das Gemach hereingeworfen; gerade hier war die Mauer von oben bis unten durch eine fürchterliche Gewalt zerrissen und der Spalt klaffte weit von einander; ein schwarzblauer Rand bezeichnete die Bahn, welche der Blitz genommen hatte. Noch war die untere Thür verschlossen, aber der herabgefallene Schutt und das herausgerissene Gestein, das sich an den Thurm angelehnt hatte, bot von der Mitte der Treppe einen leichten, gefahrlosen Ausgang in das Freye.

So ist der Mensch: sie, die eben noch ge-

wünscht hatten, Gott möge sie im Wetter zu sich nehmen, fielen auf ihre Knie nieder, und dankten für ihre wunderbare Lebenserhaltung. Freudig sprang Stähli auf. Nun laß uns auch keine Secunde mehr verlieren, rief er, Gott selbst hat unsre Bande gelöset, auf eine Weise gelöset, wie wir es nicht erwarten durften; wir sind frey, laß uns fliehen!

Fliehen? fragte Heinrich betroffen; vor wem fliehen? Wir haben kein Unrecht gethan.

Aber um neuem Unrechte, neuer Mißhandlung zuvor zu kommen, fiel Stähli ein. Oder willst du warten, bis man dich in ein andres, schrecklicheres Gefängniß schleppt, wo uns nicht ein gutmüthiges Weib Labung reicht?

Freund, entgegnete Heinrich, was haben wir diesen Morgen noch gesprochen?

O, sagte Stähli, das paßt daher nicht mehr. Ich werde der Gewalt keine Gewalt entgegensetzen, aber ich sehe auch nicht ein, was mich zu dem längern Weilen in diesem Thurme verpflichtet, in den nicht das Recht, sondern die Gewalt mich eingeschlossen hat?

Eben diese Gewalt, erwiederte Heinrich.

Die, welche uns eingeschlossen haben, sollen uns auch wieder herausführen. Man soll nicht sagen, daß wir, Verbrechen halber in Verwahr gebracht, heimlich entflohen seyen, und öffentlich unsern Namen als ehrlos bezeichnen; durch unsre Flucht aber würden wir wirklich schuldig scheinen.

Die Zeit ist kurz und theuer, fiel Stähli ungeduldig ein; fliehe, komm! das Weib, die Kinder rufen.

Schon stand er auf dem Rande der Mauer und stieg in das Freye hinab. Heinrich folgte ihm bis gegen das Grab seines Vaters hin; nun blieb er stehen. Und ist es zu fliehen fest beschlossen, rief er, lebe wohl Freund, Gott geleite dich, folge der Stimme des Herzens! auch ich folge ihr und bleibe.

Nochmals bat Stähli dringend, dann drückte er dem Freunde die Hand; schon scheidend fiel er ihm abermals in die Arme, und schnell verschwand er in den nahen Wald hinein.

Heinrich trat zu dem Grabe seines Vaters. Schwirrend stiegen zwei Lerchen aus dem Frucht-

felde in die hohe Luft auf. Das umherstehende Getreide hatte mit den gewichtigen, zur Erndte reifen Ähren sich von beyden Seiten auf das Grab herabgeneigt, das sie fest verdeckten. Heinrich stand bey dem Grabe; er athmete tief die frische, kühle Luft ein; es that ihm so wohl, nach dem weiten freyen Raume des Himmels wieder aufzublicken. Welch ein stilles, seliges Leben, dachte er, rings die Natur durchdringt; wie der Regen alles erquickt hat! Die niedergesenkten Halme erheben bald ihr Haupt wieder, neu gestärkt von den an ihnen glänzenden Tropfen, welche sie noch niederbeugen; der Vogel schwingt sich zwitschernd in den freyen Himmelsraum hinauf; du Seliger, dessen Gebeine hier ruhen, bist heimgekehrt in die noch freyern Weiten; auch der Freund hat sich dem Kerker entwunden, und ich sollte in den Thurm, den wie im Grimme des Herrn Hand zerrissen, zurückkehren? — Und doch, wie floh der Freund durch die Büsche! Jedes Geräusch schreckt ihn, jedem Begegnenden weicht er scheu aus, und muß er in dieser Entstellung, wie er aus dem Thurm kam, nicht wirklich einem entsprungenen Ver-

brecher ähnlich scheinen? — Nein, sterben kann ich, aber auch den Schein der Schuld nicht tragen. Dank dir, Vater, daß du frühe in diesem Glauben mich erzogen hast!

Er fühlte so recht, er stehe in Gottes Hand. Er war so schwach, so wehrlos, und in dieser göttlichen Schwäche so unbesieglich stark, daß selbst der Schrecken des Todes keine Gewalt über ihn gewinnen konnte. Eben wollte er nach dem Thurm zurückkehren, als ihm von da her Mariane entgegentrat. O Gott, redete sie ihn an, muß ich euch hier finden? Als ich den Thurm so zerstört sah, fürchtete ich erst, ihr wäret umgekommen, freute mich dann, als ich euch nicht fand; aber wo ist euer Gefährte?

Er hat sich, entgegnete Heinrich, der Fesseln entledigt.

Ach, bat das Weib, fliehet auch; nun können sie mich nicht strafen; der Thurm selbst zeugt, daß ich euch nicht frey gegeben.

In diesem Augenblicke trat ein Mann hinter ihnen hervor, in Offiziers-Uniform, und wie sein ganzes Äußere zeigte, von hohem Range. Er hatte ihre Worte, von ihnen selbst unbe-

merkt, ungehört und verlangte Aufklärung. Heinrich erzählte ihm in gedrängter Kürze die Geschichte ihrer Gefangennehmung, ihm die Flucht des Freundes eben so wenig verschweigend, als den Tod des Vaters. Und ihr wäret, fragte verwundert der Unbekannte, wirklich nicht entflohen?

Nein, entgegnete dieser stolz, nur ein Verbrecher entfliehe.

In der That, junger Mann, sagte der Fremde, ihr scheint ein solches Schicksal nicht zu verdienen; fliehen sollt und dürft ihr nicht, aber mit mir nach der Stadt zurückkehren und Gerechtigkeit fordern.

Wie oft, erwiederte Heinrich, haben wir umsonst Recht gefordert; wäre es uns zu Theil geworden, so schlösse dieses Grab nicht die Gebeine eines der edelsten Menschen ein.

Der Unbekannte lobte Marianen wegen ihrer Menschenfreundlichkeit; Heinrich dankte ihr auf das herzlichste für die ihm und seinen Unglücksgefährten erwiesene Liebe, und schenkte ihr noch das Getreide des Ackers, worauf sich das Grab seines Vaters befand. Beyde Män-

ner wandten sich nach der Stadt zurück, wo sie mit der Dunkelheit anlangten. Sein Begleiter nahm unsern Freund für diese Nacht in seiner eigenen Wohnung auf, und er erfuhr nun, es war von den Offizieren einer, die abgesandt waren, um die Ruhe in der Stadt wieder herzustellen. Durch die Unterstützung dieses Mannes gelang es Heinrich, daß man die Eingekerkerten für frey und unschuldig erklärte. Aber als er selbst nun in den lebhaftesten Farben die Gräuel schilderte, die ihm selbst und seinen Freunden begegnet waren, und auf Bestrafung der Thäter drang, sahen sich die Richter bedenklich, ja fast unwillig an; man beschied ihn, ein anderes Mal diese Klage vorzubringen.

Heinrich eilte vor allem zu Stähli's Gattin. Der größere Theil ihres Hauses war geplündert und verwüstet worden. Er fand sie in einem hintern Gemache unter ihren Kindern, die in ihrer Unschuld munter um sie spielten, gleich als ob nichts Schreckliches vorgegangen wäre. Sie selbst aber war sehr bleich und traurig. Sie sank vor Freuden in Ohnmacht, als sie hörte, daß ihr Gatte lebe und gerettet

sey. Heinrich aber bebte tief in seinem Innern bey dem Gedanken, wie das stille Glück so vieler unschuldigen, edlen Familien durch eine Zahl Nichtswürdiger und ihre fanatische Wuth war gestört, und durch so manches blutige Opfer auf immer zernichtet worden. Er selbst ließ sich durch das erste vergebliche Bemühen nicht abschrecken, wiederhohlt laut und öffentlich Genugthuung zu fordern. Denn, erklärte er seinen Freunden, sollte ich auch damit nichts erreichen, so müssen es die Schlechten doch laut hören und in sich selbst fühlen, wie verächtlich sie in dem Urtheile aller Bessern dastehen.

Er hatte nun wieder einige Zeit in seiner Vaterstadt zugebracht, als an einem Abend der Offizier zu ihm kam. Ihr wißt, sagte dieser zu ihm, daß ich diese Gräuel verabscheue, aber ihr habt sehr unklug gehandelt, euch nicht an eurer Freysprechung genügen zu lassen; kaum war diese zu erlangen, und nun sehe ich voraus, bald wird ein neuer Sturm ausbrechen; wenn ihr euch nicht zeitig entfernt, so werdet ihr ohne Zweifel als das nächste Opfer fallen. Hiermit empfahl er sich,

ohne weiter ein Wort zu verlieren oder den Dank zu erwarten.

Heinrich besuchte am folgenden Tage nochmals seine Freunde und hatte das Vergnügen, Stähli, der sich von allem Vorgefallenen schnelle Nachricht zu verschaffen gewußt hatte, im Kreise seiner Familie zu treffen. Da siehst du nun, sagte Heinrich, wie gut es war, daß ich nicht floh; schwerlich befänden wir uns sonst an dieser Stelle zusammen. Gewiß, sagte dieser, die ewige Versicht leitet alles doch am Ende besser, als wir es erwarten. Nun aber, sagte sein Freund, laß uns ein Land verlassen, das uns keine Sicherheit mehr gewährt. Alle seine Reiseanstalten waren auch vor dieser Mahnung seines wohlwollenden Retters schon getroffen. Die Aufsicht über seine Güter übertrug er dem Verwalter, mit dem sein Vater bisher das Ganze geleitet hatte; nach wenigen Tagen verließ er selbst die Stadt.

Er nahm seine Richtung nach einem nahen Seehafen. Sein Plan war, hier ein Schiff abzuwarten, das ihn nach Italien bringen sollte. Dort wollte er den Winter in dem

Schooße

Schooße von Füllemanns Familie hinbringen und bey diesen wohlwollenden Menschen Ruhe suchen von so vielen Leiden.

Aber wie er nun allein in seinem Wagen hinfuhr, und zuletzt die Stadt und die wohlbekannte Landschaft aus den Augen verlor, und überall fremde Gegenstände ihm begegneten: da sank er auch immer mehr aus dem gespannten, erhöheten Zustande, worein ihn der Tod seines Vaters und die an denselben geknüpften Ereignisse versetzt, und worin ihn in seiner Vaterstadt der heilige Unmuth und das Zürnen über so viele Kränkungen, die noch fortdauernd seine unschuldigen Glaubensbrüder trafen, erhalten hatte, in die stille Ruhe und Einsamkeit seines eigenen Innern zurück, und nun erst empfand er recht die tiefe Wunde und den Schmerz in seinem Herzen. Er fühlte sich so allein, so verlassen, so losgetrennt von allem, was ihm das Theuerste war auf der Erde. Um so mehr sehnte er sich nach verwandten, gleichfühlenden Herzen, und das Glück zeigte sich günstig seiner Sehnsucht. In dem Hafen der Stadt lag ein Schiff segelfertig, das in

wenigen Tagen nach Genua abgehen sollte. Er miethete sich um einen hohen Preis eine eigene Kammer auf demselben, um sich von andern ungestört seinen Gefühlen überlassen zu können.

Die Stunde der Abfahrt kam; er ging nach dem Hafen. An dem Gestade flehte ihn in zerrissenen Kleidern eine scheußliche Gestalt, die alle Zeichen der tiefsten Erniedrigung eines Menschen an sich trug, um eine Gabe an. Er erschrak bey ihrem Anblicke, und jetzt bebte auch die Gestalt vor ihm zusammen und fing an, um Gnade zu bitten. Es war Louvaulte; mit Hülfe seiner Genossen hatte er aus seinem Gefängnisse sich losgemacht, konnte aber darum dem härtesten Geschicke nicht entgehen, und fürchtete nun die Rache eines Mannes, den er so übermüthig und erbarmungslos behandelt hatte. Geh, Elender, rief ihm Heinrich zu; schon verfolgt dich dein Gericht, ich begehre nichts von dir. Nachdem er ihm eine Gabe hingeworfen, stieg er in das Boot. Aber er konnte sich, während dieses vom Ufer abstieß, des Ausrufs nicht erwehren: unglück-

liches Land, dessen eigne Bürger sich morden! bist du noch nicht gesättigt mit dem Blute deiner Kinder?

Sechstes Kapitel.

Heinrich hatte sich den Tag über in seiner Kammer gehalten; aber als die Nacht mit ihrem dunklen Schleyer das bunte Leben verdeckt hatte und auch auf dem Schiffe alles stille und ruhig geworden war, stieg er auf das Verdeck hinauf, um sich an dem Anblicke des weiten Himmelsbogens und der hehren, ernsten Welten zu laben, welche nur die Nacht unserm Blicke enthüllt. Und welch eines Anblickes genoß er nicht! Der Himmel funkelte von dem Heere seiner Gestirne, zwischen denen in stiller Pracht das goldene Horn des erst zunehmenden Mondes glänzte und ein schwaches Licht auf das Meer warf. Aber die Wasserfläche schien selbst des himmlischen Lichtes nicht zu bedürfen. Weithin bezeichnete eine leuchtende

Bahn den Lauf des Schiffes, und ein heller Schein ſchimmerte auf jeder Woge, welche das Schiff in ſeinem Wege durchſchnitt, oder die ſich mit lautem Schlage an demſelben brach. Es war dieß eine große, erhabene Scene, wie ſie das Land nicht darbietet. Eine unendliche, leuchtende Fläche ſchien das Meer, ein endloſes Gewölbe der Himmelsbogen, und mitten durch den unendlichen Raum ſchwebte das Schiff wie ein wandelnder Punct hin.

Wie groß muß das Menſchenherz nicht ſeyn, daß es wagt, ſich in eine ſolche Unendlichkeit zu tauchen, ohne ſich in derſelben zu verlieren, und, ob es gleich auch über eine einzige Woge nicht gebieten kann, doch furchtlos über ein wogendes Meer ſchifft, und ſelbſt dem Sturme trotzt und, aus ſeiner Wuth gerettet, das ſichre Land gewinnt! In ſolchen Gedanken erhob ſich Heinrichs Seele. Es war ihm, als ſey in dieſem Augenblicke alle Erdenſchwere von ihm niedergeſunken, als wandle er ſelbſt mit den Sternen auf ihrer Bahn hin, dem Lande der Unſterblichkeit entgegen. Aber armer Menſchengeiſt, wenn du auch hoch ſteigſt,

und immer höher, und endlich ganz der Tiefe wähnst entschwebt zu seyn: es hemmt dich doch wieder die Fessel, die dich daran kettet, und du sinkst hinab und fühlst dann erst recht, wie tief du stehst, weil du eben noch so hoch warest.

Wieder gedachte er aller der Ereignisse, welche in dem Raume weniger Jahre an ihm vorüber gegangen waren, alles des Freudigen und Trüben, des Holden und Entsetzlichen, was sie ihm gebracht hatten, und alle die Gestalten, die ihm begegnet waren, schritten an seiner Seele vorüber; drey nur blieben zuletzt vor ihm stehen: sein Vater, Albert und Cäcilie, und er pflegte Rede mit ihnen. Er befand sich in einem Zustande, es war nicht Wachen und nicht Träumen; an den Mast angelehnt, die begeisterten Blicke nach dem Himmel gewendet, stand er da; Entschwundenes und Dauerndes, Vergangenes und Zukünftiges verwebte sich ihm zu Einem wunderbaren Ganzen zusammen. Wohl selig, sprach er halb laut für sich, seyd ihr, die ihr über den Sternen wandelt; wir aber unter dem himmlischen Zelte werden in einem schwankenden Schiffe über ein

wogendes Meer hingetragen, und wir ſehen oft nicht, wohin das Schiff ſteuert und durch weſſen Hand es geleitet wird. Und wohin biſt du geſchwommen, mein Freund, in deinem Schiffe mit der ſchwarzen Trauerfahne? Hat ſie dich fortgeſcheucht, vor deren Blicke aus dem Boden Blumen ſprießen? Wie ſicher und freudig würde das lichte Bild dein Schifflein geleitet haben, mit dem Hauche ihres Mundes den Sturm beſchwichtigend; und hätte ich auch nicht in dem Schifflein, das nur für zwey Raum hat, mit hinfahren können, ich wäre ſelig geweſen, nur am Ufer zu ſtehen und von ferne eurer Fahrt zuzuſehen. Nun aber biſt du dort oben, und ich ſchwebe unten auf der Fluth und niemand lenkt mir das Schifflein; ſie zwar, ja wenn ſie mir zur Seite ſtünde — doch nein, wenn es die letzte Fahrt gilt, dann wird ſie nahen und wie dem Vater, auch mir die Palme reichen; dann wandeln wir alle als himmliſche Gebilde über das Meer hin und ſinken nicht mehr in den Wellen unter; und welch ſeliges Leben wird uns dann umfangen, wenn wir einmal alle zuſammen ſind, und keine neue

Trennung mehr uns von einander zieht! Und ihr Seligen, wißt ihr denn auch um uns? und leben auch wir in euch fort, wie ihr unsterblich in uns lebet? und sehnt auch ihr euch zuweilen zu uns herab, wie wir zu euch uns hinaufsehnen? Ach, ihr sehnt euch wohl nur, uns zu euch hinaufzuziehen?

Da war ihm, als ob in dem Mondlichte hoch und geisterähnlich eine Gestalt ihm entgegen schreite, und die Gestalt war ihm wohl bekannt, des Freundes Angesicht blickte ihn an, aber minder bleich, als er es sonst gesehen hatte. Freude und Grauen faßte ihn zugleich. Kommst du Freund, redete er die Erscheinung an, lebend zu mir hernieder? Zieht dich dein Sehnen herab, und willst du mich mit dir hinaufnehmen? Bringst Du die Palme?

Die Gestalt steht; sie regt sich wieder, sie breitet die Arme gegen ihn aus, und er erwacht in ihrer Umschlingung von seinem Traume, und fühlt in ihrem innigen Drucke, daß er nicht mehr träume; er lag in des Freundes Umarmung.

Lange hielten sich die Freunde umschlun-

gen; vor der Macht innerer Gefühle vermochte keiner einen Laut hervorzubringen. Endlich löſete ſich zuerſt das Wort von Heinrichs Bruſt. An deinem Herzen wieder, Freund! rief er; aber auch noch in deinem Herzen? Ein Strom von Thränen brach aus Alberts Augen. O, ſagte er, auch nicht einen Tag brachte mir die Vergangenheit, an dem ich nicht deiner gedacht hätte, und es war meine herbſte Quaal die Furcht, dein Glück geſtört zu haben. Alles habe ich angehört, fuhr er fort, was du mit dir ſelbſt geſprochen haſt, und ich glaubte lange zu träumen; aber du biſt nicht glücklich, Freund, nicht in dem Beſitze des Gutes, deſſen du allein nur würdig biſt?

Ach, entgegnete Heinrich, laß uns jetzt davon nicht reden; noch iſt mir es ein Traum, daß ich dich wieder habe, den ich für immer entſchwunden achtete; nun laß uns auch der Wonne des Wiederfindens ganz uns hingeben.

Und beyde Freunde ſaßen noch lange auf dem Verdecke beyſammen und ſahen zu den Sternen hinauf. Froh ſich wieder zu beſitzen, ſprachen

ſie nur wenig, und es war ihnen dann wieder, als ob es nur ein Traum ſey, und ſie fürchteten das Erwachen, bis ein Druck von des Freundes Hand dem Freunde ſagte, daß er nicht träume. Erſt als die Sterne ſchon wieder anfingen hinabzuſinken, ſtiegen ſie in das Schiff hinunter.

Siebentes Kapitel.

Die Fahrt unſrer Seefahrer war kurz und glücklich. Beyde kamen einander nicht von der Seite; den Tag brachten ſie mit einander meiſt auf dem Verdecke, die Nacht in der Kammer zu, welche Heinrich für ſich gemiethet hatte. Wie vieles hatten ſie zu fragen und zu erzählen, und wo hätten die beyden Freunde auch bequemer zuſammentreffen können, um einander ihr Herz zu öffnen und alles erblicken zu laſſen, was darin vorgegangen war, als auf dem Schiffe, bey der Seefahrt? Sie begannen

nun, ſich ihre Schickſale von dem Augenblicke ihrer Trennung in Rom an zu erzählen, indem der eine bis zu einem gewiſſen Punkte ſeine Geſchichte fortführte, und dann auch der andere berichtete, was ihm bis dahin begegnet war.

Mit tiefer Rührung hörte Albert Heinrichs Erzählung an. Unmuthig ſprang er auf, da er Leopolds Untreue vernahm; — aber habe ich dich nicht gewarnt? rief er; wohl hat mir lange geahnet, daß dieſer Menſch ein großes Unheil auf dich ziehen werde. Aber in Clorinden, ſagte er, hat dich wieder deine große Unbefangenheit getäuſcht; und ſchwerlich wäreſt du den Krallen des Mönches, die dich ſchon faßten, entriſſen worden, wäre dir Unerfahrenen nicht Füllemann zur Seite geſtanden, der edle Kaufherr, der bey aller Schlangenklugheit doch die Taubenunſchuld bewahrte. Aber als er von Cäciliens Krankheit und Wiedergeneſung hörte, und dem Entſchluſſe des Freundes, ihr freywillig zu entſagen, da fiel er dieſem um den Hals. Nein, rief er, nein, du darfſt nicht entſagen; du bedarfſt des Troſtes, welchen ſie allein dir zu gewähren vermag, und du nur

auf Erden bist ihrer, sie nur ist deiner werth. Und um wessentwillen wolltest du auch entsagen? Für mich? Mir kann sie nimmer werden; es war eine große Verirrung, nur je den Wunsch nach ihr gehegt zu haben, und diese habe ich redlich gebüßt. Aber nun höre, laß auch mich erzählen, und du wirst selbst einsehen, wie mein Lebenspfad nun ganz von dem ihrigen losgetrennt ist.

Er erzählte nun, wie er, von Cäcilie fortgescheucht, in einem der Verzweiflung nahen Zustande über die steilsten, unwegsamsten Gebirge geflohen sey, und hier einige Tage zugebracht habe, durch die Gaben gutmüthiger Hirten erhalten, bis er in der Klause eines Einsiedlers eine Zuflucht gefunden habe. Hier, sagte Albert, mochte ich wohl viele Tage hingebracht haben; denn auf die Zeit achtete ich nicht mehr, alles war mir gleichgültig, was um mich vorging. Ich versank immer mehr in mich selbst, und fühlte, wie ich immer unglücklicher ward, je mehr ich mir nachgab: aber es war, als hatte mich ein Strudel gefaßt, der mich unwiderstehlich in den innern Abgrund

zog. Nur dann fühlte ich mich etwas freyer, wenn ich auf das Gebirge hinaufstieg, oder die Wände der Klause mit allerley Bildern schmückte. Ich weiß nicht, wohin es am Ende mit mir gekommen wäre, hätte nicht die Erscheinung eines großen herrlichen Mannes mich in das thätige Leben wieder zurückgeführt. Woher er kam oder wer er ist, weiß ich nicht; ein Greis aber war es, der noch die ganze Mannskraft zu besitzen schien, ganz so eine Gestalt voll Kraft, Liebe und Begeisterung, wie ich mir am liebsten die Apostel denken mag. Es muß eine eigene, wundersame Gabe seyn, und nur im Besitze weniger Auserwählten, sogleich bey dem Anblicke eines Menschen auf dessen Außenseite sein inneres geistiges Bedürfniß zu lesen und wie in bewußtlosem, göttlichem Schauen zu sagen: dieß thut dir noth, das ergreife, so wirst du leben. In mir wenigstens erregte er die Kraft, die mich allein wieder aufrichten konnte; er weckte den schon verglimmenden Funken der Vaterlandsliebe in mir. O Gott, was vermag doch ein einziges Wort, wenn es wie ein gewaltiger Spruch den Bann löset, worin wir,

unſer eigener ſchlimmſter Feind, uns ſelbſt gethan haben. Doch ich kann dir den Mann zeigen, der dies Wunder an mir wirkte; ich habe ſein Bild gemahlt, wie es in mir lebt.

Er hohlte ein kleines Gemählde herbey, das Bild eines Apoſtels, der einen Todten lebendig macht. Ja, das iſt er, rief Heinrich aus; nur etwas idealiſirt iſt ſein Bild, vielleicht iſt er auch jetzt wirklich ſo. O, muß denn alles Heil, du hoher Menſch, aus deiner Hand fließen, und hat der Herr dich überall zu ſeinem Boten auserkoren, wo er etwas Großes wirken will?

Du kennſt ihn alſo auch? fragte Albert verwundert.

Ob ich ihn kenne? fragte Heinrich; ob ich meinen Theodorus kenne? Er eben iſt es, von dem ich dir früher ſo vieles erzählt habe, und durch ihn weiß ich auch von deinem Aufenthalte bey dem Eremiten.

Nun, ſagte Albert, befremdet es mich nicht mehr, daß er mir ſogleich wie eine lange ſchon bekannte Erſcheinung vorkam. Sein Bild muß-

te, auch ehe ich ihn ſah, mir ſelbſt unbewußt in meiner Seele geweſen ſeyn. Doch, um auf meine Geſchichte zurückzukommen. Ich eilte, ſo ſchnell ich es vermochte, zu unſern Kämpfern, in deren Reihen ich eintrat. Hier fand ich Cäciliens Bruder, einen an Leib und Geiſt gleich friſchen Jüngling. Gänzlich hatte ich ſchon ſeiner Schweſter entſagt, doch dieß iſt ein unpaſſender, anmaßender Ausdruck; wie kann ich einem Gute entſagen, das mir nicht angehört und auf das ich keine Anſprüche habe? Ich war Meiſter geworden der Regungen meines Innern; ſie war wieder meine liebe Schweſter, Robert mein Bruder, und mit aller Sorge wachte ich über dieſen nur allzu kecken Bruder. Unſer Schickſal trennte uns endlich in der letzten gewaltigen Schlacht, die der Feind auf unſerm vaterländiſchen Boden lieferte. In die Bruſt verwundet, ſtürzte ich nieder.

Und verriethſt Robert dein Geheimniß, fiel Heinrich ein. Von dieſem Augenblicke an biſt du uns verſchwunden, und wir haben dich nicht mehr geglaubt unter den Lebenden. Aber wie iſt dir es weiter ergangen, und welch wun-

derbares Schickſal führt dich hier mit mir zuſammen?

Es giebt Zeiten in unſerm Leben, fuhr Albert fort, wo unſer Daſeyn wie in einem Wendepunkte ſich plötzlich dreht, und ein einziger Tag mächtigere Wirkungen auf uns hervorbringt, als die Begegniſſe von Jahrzehenten, die in gewohntem Gange ruhig hinwandeln. Ein ſolcher Wendepunkt für mein Daſeyn war die Nacht nach der Schlacht. Nicht bloß, daß ſich durch die mächtige Erſchütterung die Starrheit in meinem phyſiſchen Weſen brach, ſo wie du ſelbſt bemerkt haſt, daß ſich mein bleiches Ausſehen um vieles vermindert habe: o daß ich dir, Freund, lebendig ſchildern könnte, was von da an in meinem Innern vorging. Von Ermattung und Blutverluſt war ich in eine Ohnmacht geſunken, und lange mußte ich in Bewußtloſigkeit da gelegen ſeyn. Denn als mir wieder die Beſinnung zurückkehrte, war es tiefe, dunkle Nacht; kein Stern leuchtete am Himmel, eine undurchdringliche Finſterniß hüllte alles um mich ein; die Sinne ſchienen mir erſtorben. Nur das ſchneidende Wehe der Wunde

fühlte ich, und hörte das Ächzen der Sterbenden. Mancher Klageruf hallte hohl durch die Nacht, dazwischen manch gräßlicher Fluch; bekannte Laute, und Töne in fremder, unbekannter Sprache klangen durch einander. Wie lebendig todt, ich weiß es nicht anders zu nennen, lag ich da; ich hatte das volle Bewußtseyn, aber kein Gefühl des Lebens, selbst die Wunde schmerzte nicht mehr. Nun regte mich mit einem Male der Gedanke auf: aber wer hat gesiegt? Denn noch war die Schlacht nicht entschieden, als ich fiel, und ich war fest entschlossen, falls sie verloren gegangen, meine Wunde nicht verbinden zu lassen. Nun aber zog ein nahes lautes Wimmern meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war die Stimme eines Menschen, der zwischen Leben und Tod zu ringen schien, und in abgebrochenen Tönen ein Gebet herstammelte. Dazwischen jammerte es wieder: o Gott, wirst du mich gnädig aufnehmen, wenn ich in meinen Sünden vor dich trete, ohne das heilige Sacrament, ohne Entsündigung erhalten zu haben. Nach der Art seines Gebetes schien ein schweres Verbrechen

auf ihm zu laſten. Immer noch, ſagte Albert, ſchaudert mir, wenn ich mir einen Glauben denke, der den Troſt des Lebens, ja die Ruhe des letzten Augenblicks, nicht an den Glauben an die ewige Liebe und Verſöhnung, ſondern an den Genuß gewiſſer äußerer Entſündigungsmittel knüpft, die ſich zu verſchaffen doch oft gar nicht in der Macht des Menſchen ſteht. Ich wollte dem Unglücklichen einige Worte des Troſtes ſagen, aber ich fühlte, wie mich die Kräfte verließen; ich ſank in eine neue Ohnmacht.

Als ich wieder zu mir kam, trat eben die Sonne über die Ebene herauf. Nicht weit von mir lag ein todter Mann, mit allen Zügen der Verzweifelung im Geſichte, unbedenklich jener Unglückliche, dem das Sterben ſo ſchwer geworden war. Jetzt kamen einzelne Soldaten über das Schlachtfeld her; es waren von unſern Leuten, mir ein freudiges Zeichen. Dort zu dem Manne, rief einer den andern zu, es iſt noch Leben in ihm. Sie trugen mich fort, und mit wie hoher Freude erfüllte mich nicht die Nachricht von dem vollkommenen Siege.

Nun folgt aber eine lange Zeit, von der ich mich faſt nichts erinnere. Bey den erſten Zeugen, die ich wieder über den Gang des Krieges that, vernahm ich, man kämpfe bereits auf feindlichem Boden. Wie in weiter Ferne lag mein vergangenes Leben hinter mir. Ich dachte mir wohl, ihr würdet mich für todt achten, und für euch wollte ich auch, ſo ſchwer mir die Trennung ward, todt ſeyn; und ich ſuchte auf jede Weiſe zu vermeiden, nicht irgendwo mit meiner Erſcheinung ſtörend zwiſchen euch zu treten.

Als ich ſo ſtark war, wieder zu der Armee zurückkehren zu können, ruhten bereits die Waffen und die feindliche Hauptſtadt war in unſern Händen. Hier feſſelte mich die große Menge der daſelbſt aufgehäuften Kunſtſchätze, von denen ich mich erſt losſagte, als der Vertriebene wieder zurückkehrte und ein neuer Krieg unvermeidlich war. Um nicht Robert zu begegnen, den ich bey den Reitern wußte, trat ich zu einem Infanterie-Regimente über. Sogleich in der erſten Schlacht ward ich abermals, doch nicht ſehr bedeutend, ver-

wundet, und als ich so weit genesen war, um eine Reise machen zu können, wandte ich mich nach diesen mildern Gegenden, um mich vollkommen zu erholen und den Winter in Rom zuzubringen, von wo früher meine Ungeduld mich weggetrieben hatte. Und so war es denn ein glücklicher Zufall, daß wir, um nach demselben Lande hinüberzusetzen, auch auf demselben Schiffe zusammentrafen.

So sey denn auch, sagte Heinrich, von nun an unser Lebenspfad nicht getrennt; laß uns zusammen die früher verabredete Reise antreten; auch ich entsage freudig einem Gute, das ich mit dir nicht theilen kann.

Ich zweifle nicht, entgegnete Albert, daß dir es endlich gelingen werde, deiner Liebe den Sieg abzugewinnen; aber ich kenne auch die Innigkeit deines Wesens, ohne Cäcilie könntest du nie glücklich seyn. Und in der That, welchen Dienst könntest du mir damit erweisen, um meinetwillen deinem Glücke zu entsagen?

Achtes Kapitel.

Unſre Freunde waren glücklich gelandet. Aber Albert mahlte ſich nun mit der ganzen Beſorglichkeit eines Freundes alle die Unannehmlichkeiten aus, welche für ſeinen Begleiter aus einem neuen Zuſammentreffen mit der gräflichen Familie, mit Leopold oder dem Pater, dem vielleicht nicht ganz auszuweichen war, hervorgehen konnten. Zugleich beſorgte Heinrich, den ſtillen Frieden in Füllemanns Familie zu ſtören, da er nicht in dieſelbe treten konnte, ohne auch das Entſetzen vor ſo vielen Gräueln, die er indeſſen erlebt hatte, mit ſich zu bringen. Dieſe Rückſichten bewogen unſre Freunde, ihren frühern Plan zu ändern, und ſich ſtatt nach dem mittlern, nun nach dem obern Italien zu wenden. Sie wollten vorerſt den wohlbekannten Landſitz an dem Comer-See beſuchen, und dann wollte Albert den Bildern in der Klauſe noch ein neues beyfügen. Er fühlte ſich vollkommen ſtark und beyde waren überzeugt, daß für ſie das Reiſen in je-

der Hinsicht kräftigender und wohlthätiger seyn würde, als der ruhige Aufenthalt an Einem Orte.

Sie fanden das Landhaus an dem See leer und verlassen; seit Harders Abreise war es unbewohnt geblieben. Der Garten glich einer Wildniß; das Strauchwerk hatte in unbeengter Freyheit seine Zweige weit ausgebreitet, wilde Pflanzen wucherten in ganzer Üppigkeit in den Beeten. Mit welchen Gefühlen betrat Heinrich diesen Ort! Aber als sie an die Stelle kamen, wo Cäcilie bey dem ersten Anblicke des Freundes vor ihm erbebte, blieb Albert eine Weile nachdenklich stehen. Mit welcher innern Ruhe, sagte er dann, stehe ich nun hier! auch nicht der fernste Wunsch regt sich in mir bey der Erinnerung an die Zeit, die ich erst so freudig, dann in so herbem Kampfe hier verlebte. Aber eben dieß ist mir das sicherste Zeugniß, daß ich nun völlig aller Bande ledig bin. Und eben darum, fuhr er zu Heinrich gewendet fort, laß uns, was in allen Verhältnissen das Beste ist, uns klar mit uns selbst verständigen und nicht schweigend etwas thun,

was sonst später der eine könnte scheinen mit schlechtem Gewissen empfangen, der andere ungern gegeben zu haben. Ich habe kein Recht auf sie, aber da mir deine große Liebe und Gewissenhaftigkeit ein solches einräumt, gut! so entsage ich ihr denn freywillig, und freue mich, sie deine Braut zu nennen; aber nimm auch du sie freudig aus meiner Hand als eine liebe Schwester.

O, entgegnete Heinrich, warum willst du mir nicht gleiches zutrauen, wie dir selbst? Auch ich werde es vermögen, einem Gute zu entsagen, das ich mit dir nicht besitzen kann.

Ich entsage ja aber gar nicht, hielt ihm Albert entgegen. Ich habe dir schon gesagt, mein Schicksal hat mich längst von ihr geschieden; mir kann sie nicht angehören, wem sie auch zu Theil werde. Und wenn du doch durchaus dich opfern willst, willst du denn auch sie opfern? kannst du jenes ohne dieses?

Sie opfern? wiederholte Heinrich fragend. Ich könnte sie opfern?

Nicht bloß um dein Glück, versetzte Albert, entscheidet es sich jetzt, auch um das ihrige;

sie aber hat lange entschieden, sie liebt dich; soll diese ihre erste, herrlichste Liebe verwelken in hoffnungslosem Sehnen? Kannst du das Verhältniß mit ihr zerreißen, ohne auch ihr Herz zu zerreißen?

Wohl, sagte Heinrich, ich kann mich nicht losſagen, ohne mein Glück und das ihrige zugleich zu zernichten; und soll mir doch das höchste Glück zu Theil werden, aus wessen Hand möchte ich es lieber empfangen, als aus der deinigen, du lieber, herrlicher Freund!

Albert drückte ihm freudig die Hand, sein bleiches Gesicht röthete sich etwas von einem durchschimmernden Scheine, was nur in dem Momente des höchsten Entzückens zu geschehen pflegte. Aber du bist in diesem Augenblicke todt für sie, sagte er; sie hat lange keine Nachricht von dir erhalten. Ich gehe nach dem See hin, du nach dem Dorfe; bis ich zurückkomme, hast du den Freunden geschrieben.

Die beyden Freunde trennten sich von einander. Heinrich fühlte nun erst wieder recht das Glück seiner Liebe, da er zu lieben sich kein

Gewissen machen durfte; und mit welcher innern Bewegung fertigte er nicht das Blatt ab, das er an Theodorus richtete!

Noch an diesem Tage setzten die beyden Freunde ihre Reise fort. Schon waren die Gebirge überstiegen, sie wandelten wieder in dem Thal; von ferne begrüßte sie das Kirchlein vom Felsenhange. Albert schritt seinem Freunde voran, den Pfad hinauf. Sie klopften an der Thür an; niemand lud sie zum Eintritte ein. Da weiß ich noch Bescheid, sagte Albert; der gute Bruder ist ausgegangen. Damit griff er in eine Öffnung oben in der Mauer über dem niedern Eingange und hohlte einen Schlüssel hervor. Für die Freunde des Hausherrn, bemerkte er, steht die Klause immer offen. Er öffnete die Thür; sie traten ein. Noch war alles gerade so, als ob Albert erst vor wenigen Tagen die Wohnung verlassen hätte. Die Bücher lagen, wie immer, auf dem Tische, vor dem der Stuhl des Einsiedlers stand. Das Crucifix hing dem Eingange gegenüber zwischen den beyden Fenstern; an den Seitenwänden waren die Gemählde. Verwundernd betrachtete Heinrich

die-

diese. Ja, sagte er, das ist die Unschuldwelt, wie sie in der Reinen, Zarten lebte; alle diese Männer und Frauen sind noch Kinder oder vielmehr schon verklärte Gestalten einer bessern Welt. Aber dieses Bild hier? Und hat der vom Sturme fortgeführte Schiffer glücklich den Port erreicht? — Danke Gott mit mir an dieser Stätte, entgegnete Albert, und dem herrlichen Greise, ohne den ich sie vielleicht nie verlassen hätte.

Man hörte von aussen die Thür gehen. Der Bruder pflegte oft, wenn er heimkehrte, Freunde in seiner Klause zu finden, und trat ohne Befremden herein. Aber wie freudig erschrak er, als Albert ihm entgegen kam. Sie bewillkommten einander auf das herzlichste. Aber der Bruder sah den Mahler immer wieder mit Wohlgefallen an und lächelte ihm freundlich entgegen. So, sagte er, mit dem Schwerdt an der Seite, und heiter aus den Augen blikkend, und auch mit der Zunge rührig, gefallt ihr mir viel besser, als damals in eurem Verstummen.

Aber, fragte Albert, werdet ihr den Gene-

senen eben so gern aufnehmen, als den Kranken; den Kriegsmann eben so, wie den Mahler?

Wenn euch der Raum bey mir nicht zu enge ist, erwiederte der Bruder; von Herzen gern; sind wir doch gewissermaaßen auch Kriegsleute, nur in unsern Waffen verschieden.

Und wenn ihr geistlichen Streiter, fügte Albert bey, eines heiligern Kampfes euch rühmt, so war diesmal wenigstens auch der unsrige kein unheiliger; und auch mit euren Waffen haben wir den Feind besiegt: denn mit dem Schwerdte allein wären wir seiner nicht mächtig geworden, hätte nicht der Glaube mitgekämpft. Aber, es ist mein voller Ernst, erlaubt ihr wohl, daß ich mit meinem Freunde einige Zeit bey euch verweile? Wir verlangen nichts als eine Schlafstelle in eurer Kammer; mit allem andern wollen wir uns schon von dem Städtchen aus versorgen.

Wenn euch der Winter nicht fortscheucht, sagte der Bruder; ich mag so liebe Gesellschaft gern bey mir dulden. Aber wenn der Schnee auf den Bergen und in dem Thale liegt, und

niemand mehr zu der Kapelle herauf kommt, wo nur im Sommer Gottesdienst gehalten wird, ist es ein gar einsamer Aufenthalt hier oben.

Desto besser, fiel Heinrich ein, so können wir einander um so ungestörter leben. Und wie freue ich mich nicht, sagte er zu Albert gewendet, du lange entbehrter Freund, hier dich ganz ungetheilt zu besitzen.

Man fing noch an diesem Tage an, für einen längern Aufenthalt die Vorbereitungen zu treffen. In dem Städtchen miethete man einen Diener, der die täglichen Bedürfnisse heraufbrachte; daneben legten sie in dem Keller des Bruders einen Vorrath von Wein nieder; und die drey führten nun hier, in gänzlicher Abgeschiedenheit, ein gar ernstes, aber doch vergnügliches Leben. Albert hatte auch seine Farben, wie er sie zurückgelassen, wieder gefunden. So sehr der Bruder und Heinrich sich widersetzten, daß an den Mahlereyen etwas zerstört werde, so wischte er doch unbarmherzig den ganzen, nur erst angelegten Entwurf aus, und überstrich von neuem die Stelle. Denn, sagte er, erstlich

paßt dieſe Darſtellung nicht mehr auf meinen jetzigen Zuſtand, und dann: wo ſollte ich Raum für mein neues Gemählde finden? Aber daß mir dieſes ja keiner mit kritiſchem Auge anſieht, oder gar eine Bemerkung darüber macht, bis es vollendet iſt; am liebſten wäre mir, ihr bemerktet gar nicht, daß ich nur mahle.

Der Schnee kam von den Höhen immer tiefer in das Thal herab, und unſre Freunde, die anfangs noch weite Wanderungen in dem Gebirge gemacht hatten, mußten dieſe immer mehr beſchränken. Die Tage waren oft ſehr trübe und die Zeit ſehr beſchränkt, während welcher Albert in dem ohnehin nicht hellen Zimmer an dem Gemählde arbeiten konnte. Deſto emſiger hielt er ſich aber auch alsdann daran, und wenn er mahlte, ſaß Heinrich gewöhnlich, dem Gemählde den Rücken zukehrend, als ob gar kein Freund neben ihm arbeite, und las in den Büchern des Bruders, aus denen er ſich manche anmuthige Legende und heilige Geſchichte auszog. Oft führte ihn dabey ſeine innere Sehnſucht zu Cäcilie; aber er würde es ſich jetzt zur Sünde geachtet haben, des Glückes ihrer Nähe zu ge-

nießen; als ein guter Sohn wollte er trauern um den Tod des geliebten Vaters, und sein Gewissen erlaubte ihm nicht, jetzt glücklich zu seyn. Der Klausner aber kam gewöhnlich vor Abend, ja oft Tage lang nicht nach Hause; er wirkte, wie immer, still und wohlthätig fort, und Heinrich begleitete ihn zuweilen, wenn er die Straße hinaufging, um zu sehen, ob er nicht irgend einem Reisenden Hülfe zu leisten vermöge.

Eines Tages brachten sie einen Pater mit nach Hause. Unsre Freunde bewirtheten ihn freygebig mit ihrem Weine; der geistliche Herr ließ es sich vortrefflich schmecken, und mit jedem Glase pries er die Güte des Trankes. Dabey konnte er nicht fertig werden, von dem herrlichen Leben jenseits der Berge und dem heiligen Vater zu erzählen. Von einem Kloster in der Schweiz abgesandt, dem Papste zu seiner Rückkehr Glück zu wünschen, war er die Zeit über in Geschäften seines Ordens in Rom geblieben. O, sagte er, was das für ein Labsal für jedes fromme Herz ist, so die Kirche wieder in ihrer Glorie zu sehen! Wie

ſie alle hinauszogen, ſo freudig und demüthig, dem heiligen Vater entgegen! Dieſer ſaß in einer prächtigen Carroſſe, die an purpurnen Strängen zwey und ſiebenzig ſchwarz gekleidete Jünglinge zogen. Waiſenkinder in weißen Ehorhemden, mit Palmen in den Händen, zogen voran, und das Frohlocken und der Freudenruf des Volkes war ſo groß, daß man davor kaum den Donner des Geſchützes von der Engelsburg vernahm. Und wie der heilige Greis dann den apoſtoliſchen Segen über das Volk ſprach und alle auf den Knieen dalagen, dies Schauſpiel mag ein andrer ſchildern. Und indeſſen hat er ſich auch als ein recht mächtiger Statthalter des Herrn erwieſen: muß nicht die ganze Chriſtenwelt ihn ſegnen, daß er dem ungläubigen Geiſte der Zeit zum Trotze, die frommen Väter des Ordens Jeſu in ihr Recht wieder einſetzte?

Der Klauſner hörte mit großer Theilnahme, Heinrich mit Verwunderung, Albert mit innerm Grimme zu. Ja, ſprach er, ſich von ſeinem Gemählde zu dem Pater wendend, wir dürfen nun wieder herrlichen Dingen entgegen

ſehen. In Hiſpania iſt auch die heilige Inquiſition wieder hergeſtellt, und Schade nur, daß ſie nicht auch für die Ketzer in Nieder-Languedoc ihre Feuer anzünden darf; doch man weiß ſich dort auch ohne dieſe ihrer zu erwehren.

Gewißlich, ſtimmte der Pater ein, der in frommem Eifer gar die Bitterkeit in Alberts Rede nicht bemerkte, — es thut einem rechtgläubigen Chriſten ganz wohl, den neu auflebenden Glaubenseifer wieder zu gewahren.

Heinrich war indeſſen zu ſeinem Freunde getreten, ihn zu beſchwichtigen, und als der Pater, von dem Bruder begleitet, ſich entfernt hatte, ſo tadelte er deſſen Unvorſichtigkeit, wodurch er, falls ihn der Mönch verſtand, den wahrhaft frommen Einſiedler in die übelſte Nachrede bringen konnte, daß er ſo heilloſen Menſchen bey ſich einen Aufenthalt geſtatte.

Wenn du die Sache ſo anſiehſt, ſagte Albert, ſo verdiene ich allerdings deinen Tadel; aber wer kann auch des Geimmes ſich erwehren, wenn man ſolche Reden anhören muß. Das nennen ſie wohl die heilige Einfalt, aber mir graut vor ſolch einer Einfalt.

Und ihnen, versetzte Heinrich, würde, wenn sie deinen Glauben hörten, ohne Zweifel eben so sehr davor grauen. Wir wollen uns rein bewahren, sonst aber jedem seinen Glauben unangetastet lassen.

Mir, erwiederte Albert, ist es keineswegs gleichgültig, was der für einen Glauben hat, der neben mir lebt; denn ist es ein rechter Glaube, so fließen auch seine Thaten daraus hervor, und, wie jener, werden diese gegen mich seyn, freundlich und wohlwollend, oder feindlich und zerstörend.

Der Bruder trat wieder herein, und ihr Gespräch wandte sich auf andere Gegenstände.

Der Winter brach indessen mit seiner ganzen Macht herein, und es folgte eine Reihe der hellsten Tage. Diese förderten Albert in seinem Werke sehr. Sein Gemählde war nun vollendet und an einem heitern Tage, da gerade die Sonne das rechte Licht darauf warf, führte Albert seine Hausgenossen an die Wand hin, und indem er den davor ausgespannten Teppich wegnahm, zeigte er dem Freunde unverhüllt die vol-

lendete Arbeit mit den Worten: siehe da, Freund, das Bild unseres Geschickes.

Heinrich blickte mit tiefer Rührung das Bild an. Es war das Schifflein, wie es in jener Nacht, da er den Freund wiederfand, an seinem Geiste vorüber geschwebt war. Aber nicht Albert, er selbst saß in demselben; eine lichthelle Gestalt führte ihn über ein sturmerregtes Meer. Dichtes Gewölk hing drohend von dem finstern Himmel herab, so daß Luft und Wasser nur ein einziges grauenvolles Chaos schienen. Nur wo die Gestalt die Augen hin wandte, leuchtete ihrem Blicken ein lichter Strahl durch die Dunkelheit; das Wasser war gesondert von der Luft und eine heitere Landschaft schimmerte freundlich an der lichten Stelle aus der Ferne herüber. Hier hatten die Wogen sich gelegt, und der Schaum auf ihrer Spitze schien sich zu Blumen zu bilden, und die Blume selbst wieder in dem Wogenschlage mit hinzuschwimmen. Das Schiffein aber war dem Ufer nahe, wo mit offenen Armen eine Mannesgestalt stand, so als ob sie diese freudig den aus dem Sturme Geretteten entgegen brei-

te; und die Gestalt war nicht bleich, wie gewöhnlich, sondern im Gesichte feurig, wie vor Freude glühend.

Heinrich konnte lange seine Augen nicht von dem Bilde abwenden; dann drückte er schweigend dem Freunde die Hand; in sich selbst aber dankte er freudig der gütigen Vorsicht, die einen so edlen Freund ihm erhalten hatte.

Neuntes Kapitel.

Die langen Abende besonders hatten unsre beyden Freunde in manchem ernsten, tief ergreifenden Gespräche hingebracht. Albert hatte in einer warmen Ecke unweit des Ofens einen bequemen Sitz bereitet. Er löschte dann das Licht aus, und wenn der Mond hell durch die Fenster herein schien, so saßen sie wie in einer Zauberwelt bey einander, aus der die Bilder, kaum sichtbar, wie ferne Nebelgestalten zu ihnen herüberblickten. Aber noch behaglicher fühlte

er ſich, wenn es ganz dunkel um ſie war. Denn, ſagte er, wenn ich ohne alle Störung der Sinne ſo recht tief in mich hineinblicken kann, treten immer in ihrem vollſten Leben die Bilder aus meinem Geiſte herauf, und nur erſt, wenn ich ſie in ganzer Klarheit in meinem Innern geſchaut habe, vermag ich ſie der Außenwelt in Farben ſichtbar darzuſtellen. Dabey trät dann oft in höchſter Lebendigkeit ihre Vergangenheit in die Erinnerung der Freunde zurück, und ſo manche Begebenheit, die man ſich nur flüchtig erzählt hatte, wurde ausführlich beſprochen. Beſonders gern verweilte Albert im Kreiſe von Füllemanns Familie. Heinrich dagegen erfreute es beſonders, immer wieder die Erzählung von Alberts Kriegsleben zu vernehmen, wobey ſich dann nicht ſelten das Geſpräch auf den Glauben und den Geiſt der Zeit überhaupt wandte. Einer verſtand den andern ſo vollkommen, es war jedem, als ob er nur vor ſeinem beſſern Selbſt ſpräche.

Heinrich zeichnete auch wohl am folgenden Tage, während Albert ſich mit Mahlen beſchäftigte, diejenigen von ſeinen eigenen, oder den Gedan-

ken ſeines Freundes in ſeine Schreibtafel auf, die ſich ihm mit beſonderer Lebendigkeit dargeboten hatten, oder von denen er ſich vorzüglich angeregt fühlte. Wir theilen hier eine Reihe von dieſen Aufzeichnungen mit. Sie zeugen nur zu ſehr von der oft in der Stille recht ſchmerzlich erwachenden Trauer unſeres Freundes und ſeiner ernſten Stimmung, und daß ſich beſonders viele Bemerkungen über Religion und religiöſe Verehrung darunter befinden, davon liegt der Grund theils in ſeinen eigenen Schickſalen, theils in ſeinen oft wiederhohlten Geſprächen mit dem Bruder Joſeph, die ſich meiſt auf dieſen Gegenſtand wandten. Wir überlaſſen es übrigens unſern Leſern zu beurtheilen, aus weſſen Seele urſprünglich jede dieſer Aufzeichnungen gefloſſen.

Man ſucht uns oft von geliebten Todten ferne zu halten, und man thut wohl daran, wenn die Geſtalt ſchon entſtellt iſt und ihr Anblick das ſchöne Bild unſres Innern zerſtören würde. Aber liegt ſie noch in ihrer vollen Leichenſchönheit da, ſo laßt uns immerhin zu den

theuern Überresten wandern; laßt die Mutter das Todtenkleid selbst bereiten, den Vater die Blumen zu dem Kranze flechten. Es ist dieß die letzte Gabe, die der Scheidende aus unsrer Hand zu empfangen vermag, und es thut unsrer Liebe wohl, dem sie so vieles geschenkt hat, nun auch den letzten Dienst zu erweisen.

Freylich, des Weibes Fuß würde allzu sehr bey dem Schritte zum Grabe wanken, aber als Mann will ich den Lieben, die ich durch das ganze Leben begleitete, auch auf dem letzten Gange folgen.

Wo unser Schatz ist, da ist auch unser Herz, und wo unser Herz, da ist unsre Heimath. So lange wir alle unsre Lieben um uns wissen, begehren wir nach einem andern Wohnorte nicht. Aber so wie ein Geliebter von uns scheidet, nimmt er auch einen Theil unsres bessern Wesens mit uns fort, der jenem folgende wieder einen Theil, und je mehr folgen, desto heimischer werden wir dort, wo sie Wohnung genommen haben; der Himmel wird uns in-

mer mehr zur Heimath, bis auch der letzte geſchieden iſt und den letzten Theil unſres beſſern Seyns mit hinüber genommen hat, und uns ſelbſt nur noch das Verlangen darnach bleibt. Darin vor allem liegt das Untröſtliche und die Verlaſſenheit eines hohen Alters.

Von nichts ſagt ein Menſch ſich ſchwerer los, als von einem geliebten Menſchen. Altern möchten lieber mit ihren Kindern die Quaal eines langen unglücklichen Lebens theilen, als ſie verlieren. Wie ſchwer erſt muß die Trennung von den Geliebten ſeyn, wenn an ihren Verluſt auch noch der von ſo viel erträumter Erdenherrlichkeit geknüpft iſt. Ich ſah die Thränen eines greiſen Königs in den Sarg ſeines einzigen Thronerben fallen. Armes Herz, dachte ich, an dem neben der Liebe auch noch ſo viel Irdiſches zieht!

Schrecklicher Gedanke, daß die Abgeſchiedenen, die in unſerm Geiſte unſterblich fortle-

ben, nicht auch um uns wiſſen, nicht auch jetzt ſchon unſer Bild in ihnen einer ſeligen Unſterblichkeit genießen ſolle! Oder ſollte der Tod mächtiger ſeyn als das Leben, und die Liebe, welche ſie uns und die wir ihnen ſchenken, in ihnen zernichten können, da es doch das Leben in uns nicht vermag?

Der Glaube, die Erkenntniß, zweifeln wir nicht, wird in uns fortdauern; ſollte es allein die Liebe nicht? — Aber kann es auch eine Liebe geben ohne Gegenſtand? kann ich die Geliebten vergeſſen und doch fortlieben? Und was ich an ihnen liebe, iſt eben die unſterbliche Herrlichkeit, welche in dieſer Erdenſchale eingeſchloſſen iſt. Nicht der irdiſche Theil hat geliebt den irdiſchen Theil, ſondern der unſterbliche den unſterblichen, und wer fühlt es nicht, wie in der Liebe erſt ſeine Seele recht ihre Unſterblichkeit gewinnt?

Wenn es etwas Irdiſches iſt, das mit dem Tode erliſcht, ein edles Weſen zu lieben, ſo

möchte ich lieber nie zu lieben angefangen haben, als je zu lieben aufhören.

Freudig leisten und tragen wir auch das Schwerste, was die Liebe fordert oder auferlegt. Auch der willenlosen Nothwendigkeit unterwerfen wir uns mit stummer Ergebung, nur nicht dem bösen, widerstrebenden Willen. Darum trägt ein Mensch nichts schwerer, als die absichtliche Kränkung eines übel wollenden Menschen, und es ist das Höchste und Schwerste, da noch fortzulieben, wo uns alle hassen.

Was verbindet uns einem Menschen unzertrennlicher, als ein Gedanke, ein Wort, das aus der Fülle und Tiefe seines Herzens in das unsrige übergegangen ist und unversiegliches Leben in uns gewonnen hat, so daß wir gleichsam einen Theil von ihm, und nicht den schlechtesten, in uns aufgenommen und mit unserm besten Wesen verschmolzen haben.

Durch alle die Gefühle, die wir zusammen

empfinden, alle die Ideen, welche uns gemeinsam begeistern, gehören wir mit einander Einem unsichtbaren Reiche an. In dem Einen Gedanken, der mich und dich ganz aufnimmt, gleichsam geistig verschlingt, werden wir Eines, wie zwey Wassertropfen, die sich berühren, in einen zusammenfließen.

Von der Höhe blickt der eine herab, der andere aus der Tiefe herauf; wenn aber das Verhängniß naht, so stößt es jenen hinab, diesen hebt es empor, und alle begegnen sich auf der gleichen Stufe, auf welcher der Mensch steht, und dann kommt die Erkenntniß, daß alle gleiches Loos theilen, und die Höhe und die Tiefe nur Schein ist.

Nicht darauf beruht unser Heil, daß alles so komme, wie wir es gern nehmen, sondern daß wir es gern nehmen, wie es kommt.

Wir geben uns ſo gern der Gewalt hin, womit eine herrliche Muſik uns in dem Innerſten erfaßt und wie auf tönenden Schwingen hinanträgt. Schade nur, daß, wie der Ton ſinkt und verhallt, auch wir aus der Höhe herabſinken und kein Nachhall in uns bleibt. Gäbe es nicht auch eine geiſtige Muſik, die, ohne des Weges der Sinne zu bedürfen, den Ruf des Wahren, Heiligen und Rechten in unſer Inneres hineinſingt, und eine unſichtbare Gewalt, die den Sang in uns feſt hält und den Wiederklang, ſo oft wir handeln, in uns laut werden läßt, ſo daß dieſe Töne vor aller Augen in ſchönen Thaten ſich geſtalten, den Klängen gleich, die bey dem Anſtreichen der Glasplatte, in dem darauf geſtreuten Staube in allerley Figuren ſichtbar werden? Dieſe Muſik ſollte man zu einer allgemeinen Kirchen-Muſik machen.

Aber haben wir dieſe nicht wirklich? Iſt es nicht die lebendige Predigt des lebendigen Wortes?

Man kann Feuer hervorbringen durch

Reibung; durch die Gährung unter einander gemiſchter Stoffe und ihren chemiſchen Prozeß entzündet ſich Gluth; auch der Schlag lockt den Funken hervor; aber am ſchnellſten und ſicherſten wird die Flamme durch die Flamme ſelbſt entzündet. Alſo das Feuer der Begeiſterung: am ſicherſten und ſchnellſten wird es durch die Begeiſterung geweckt, die aus einem hohen, herrlichen Herzen hervorſtrömt; und auch der Glaube wird am mächtigſten durch den Glauben ſelbſt entzündet. Und unſre Zeit würde am ſicherſten den Glauben und die Begeiſterung wieder gewinnen, könnte ſie dieſe nur einmal in rechter Herrlichkeit in wenigen Auserwählten vor ſich erblicken. Aber woher ſollen dieſe ſelbſt in einer glaubenleeren Zeit den Glauben nehmen?

Jetzt, da man überall dem Leben ſo vielen Schmuck beyfügt, und den Sinnen ſo hohe Rechte einräumt, ſollte uns ein um ſo größerer, einfacherer Geiſt aus allen Kirchen anſprechen, damit der Eintretende ſogleich fühle, daß er

nicht in einen Prunksaal, sondern in ein Gotteshaus den Fuß setzt, und hier die Seele eine Labung, nicht die Sinne eine Augenweide finden sollen; daß wir hier eintreten, nicht um uns selbst, sondern um Gott zu dienen.

Die Wirksamkeit des protestantischen Predigers und Geistlichen — ein eben so schöner, als der Sache angemessener Name, statt des im Juden- und Heidenthume gebräuchlichen Namens Priester — beruht auf seiner Individualität. Man suche daher, will der Staat der Kirche helfen, vor allem die Individualität der Diener und Verkündiger des göttlichen Wortes zu heben. Man zeige, daß man die Geistlichen betrachtet als das Salz der Erde, glaube aber nicht (wie dieß in einigen Staaten der Fall zu seyn scheint) bloß eine neue Art von Salzpflanze, (Salsola) darin entdeckt zu haben, die man nun auch zu verbrennen anfängt, um mit der daraus gewonnenen Asche das magere Staatsgut zu düngen, oder mit dem daraus gezoge-

nen Salze einen neuen Erwerbszweig zu eröffnen.

Alles, was die Sinne wahrnehmen, und der Sinn selbst, kann Spiegel und Bild eines Übersinnlichen seyn, welches allein der Geist schaut; und das wieder, was der Geist in seiner Verkettung mit den Sinnen schaut, Spiegel und Bild eines noch Höhern, eines Göttlichen, wie wir es einmal von Angesicht zu Angesicht schauen werden. Das Auge ist Bild der Vorsicht, aber Vorsicht, Weisheit, Macht und alles, wie wir es mit dem Geiste fassen und selbst im Geiste besitzen, nur das Bild eines Höhern in Gott, das so hoch über der menschlichen Vorsicht steht, wie diese über dem Auge.

Das vollkommenste Bild des Unendlichen ist der Mensch, das Abbild und Ebenbild Gottes zugleich, und zwar das Wesen, das nun auch, wissentlich oder ohne Wissen, in seinem Bilde die Gottheit schaut und darstellt, und je nachdem das Abbild ist, sich auch das Urbild

denkt. Und gäbe es etwas Herrlicheres als einen reinen und weisen Menschen, der uns nicht bloß die Tiefe des göttlichen Geheimnisses durch den Laut der irdischen Zunge offenbart, sondern uns auch in seinem Leben erbaut durch die Darstellung eines heiligern, seligern Lebens in Gott? der uns mit Wort und That die Gottheit verkündigt? Und wohl hat Christus recht, wenn er außer den zwey erhabensten Symbolen (die nothwendig an Kraft und Herrlichkeit verlieren müssen, sobald sie nicht mehr die beyden einzigen sind), dem der geistigen Wiedergeburt und Weihe zu dem unsichtbaren Reiche, und dem des fortdauernden Lebens, Gespeiset und Gelabtwerdens in demselben, kein anderes anordnete und seine Heiligen selbst zu seinen Verkündigern machte. Das schönste Symbol, das sprechendste und ergreifendste der Gottheit, und der herrlichste Verkündiger derselben ist der Mensch. Jede unsrer Thaten soll von Gott zeugen; thut es das Leben der Gläubigen nicht, könnten dieß denn eigens dazu gewählte Bilder und Ceremonien thun?

Die Religion soll nicht wie ein Heiligthum im Leben dastehen, wie die Feyertage in der Mitte der Werktage, sondern sie soll der Grund und die Wurzel seyn, woraus ein heiliges Leben hervor wächst.

Die Entzweyung des Lebens soll nicht erst in dem Cultus die Einigung, der Sturm den Frieden, der Streit die Versöhnung, die Sünde die Buße und Absolution finden: Christus in uns soll die Einigung, der Friede, die Versöhnung seyn, und aller Cultus Darstellung des innern, gottseligen Lebens.

Sind wir recht frey, so werden wir vor allem von der Sünde frey seyn. Nicht daß noch neben dem Glauben etwas anderes in uns sey, was demselben entgegen kämpft, auch oft den Sieg abgewinnt, wobey wir denn der Buße und aller ascetischen Übungen bedürften, um das Gleichgewicht in uns herzustellen: das Gleichgewicht, der Sieg soll nie verloren gehen;

es ſoll nichts in uns ſeyn, was nicht Chriſtus wäre; niemand kann zugleich Chriſtus und der Sünde dienen.

Es giebt einen Chriſtus, einen Leib Chriſti, in den wir aufgenommen werden, und einen Chriſtus, einen Geiſt Chriſti, den wir in uns aufnehmen, und wodurch wir lebendige Glieder ſind an dem Leibe des Herrn. Der Leib Chriſti, der uns von außen umfängt, iſt die Kirche mit ihrem Cultus. Chriſtus in uns iſt die Religion, der Glaube, die Erlöſung. An und für ſich widerſprechen beyde einander nicht, ſie ſtehen als äußeres und inneres Reich Gottes nicht neben einander, ſondern ſie durchdringen, wie Leib und Seele, einander, mit derſelben Beſtimmung, daß die Seele nicht gerade des Leibes und dieſes nur zu weltlichem Wirken bedarf, der Leib aber nie der Seele entbehren kann, ohne Seele todt iſt. Damit, daß Chriſtus uns einwohnet, gehören wir der Kirche an, und die Kirche nimmt uns auf in ihren

Schooß

Schooß, um Christus in uns Wohnung zu bereiten.

Aber die Kirche, wie sie in der Welt dasteht, ist nicht stets Eines mit Christus, und Christus protestirt gegen den Zwang der Kirche. Die Kirche hat ihre Schrecken und Bußmittel, um den Menschen innerhalb der Schranken eines Christlichen Lebens zu halten. Christus bedarf solcher Bindemittel in uns nicht; er ist die höchste Freyheit in uns, gegründet darauf, daß wir keinen andern Willen haben, als Gottes Willen. Der Mensch steht in dieser Freyheit scheinbar in einer gewissen Verlassenheit da, aber eben darin bestehet die höchste Kraft und Herrlichkeit eines Menschen, daß er von außen nicht des Schutzes bedarf, sondern den Schirmer in sich trägt.

Der Katholizismus hat sich als zwangvolle Kirche gestaltet, vor allem der Römische; aber aller der Einwickungen ungeachtet, welche die

Kirchen-Reformation weniger auf den Geiſt ſeiner Glieder, als auf die Form in dem Ausdrucke ſeiner Dogmen hervorbrachte, ſteht er bis auf den heutigen Tag noch nicht als freye und gereinigte Kirche da.

Der Proteſtantismus iſt in ſeinem urſprünglichen Beſtreben Rückkehr des Menſchen aus dem Zwinger der Kirche in das freye und ſelige Leben in Gott, der Cultus in ihm nicht Binde- und Heilsmittel, ſondern Ausdruck des tiefern, geiſtigen Bundes und Genuſſes in Chriſtus. Aber viele Proteſtanten haben ſich (ſo wie in der Form des Katholizismus ein Hinderniß liegt, daß ein großer Theil ſeiner Glieder je zu Chriſtus gelange) allmälig von Chriſtus entfernt, und für dieſen abgewichenen Proteſtantismus iſt kein Heil als in der Rückkehr nicht zur Kirche, ſondern zu der urſprünglichen Richtung des wahren Proteſtantismus, zu dem Leben in Gott und Chriſtus. Darin liegt ein Grund, jetzt, da das gottſelige Leben ermattet, nicht Symbole und äußere Darſtellung zu gewähren, gleich als ob mit der Schale auch könne der Kern wiedergegeben werden, und

nicht im Gegentheil ſogar das Verlangen nach dem Kerne in denen untergehen müſſe, die ſich nur an der Schale genügen laſſen.

Die Kirche ſucht alle, die nicht Chriſtus angehören, in ihre Gemeinſchaft aufzunehmen, um ſie Chriſtus und ihnen Chriſtus einzubilden, gleich wie wir durch die weibliche Geburt nur den Leib des Kindes empfangen und ihm den Geiſt erſt einbilden, d. h. die Feſſeln löſen müſſen, welche die Regung des Geiſtes hindern. Aber die von ihrem Urſprunge abgewichene Kirche läßt ſich genügen, bloß den leiblichen Menſchen in ihren Schooß zu ziehen und ihn durch gewiſſe Gebräuche, Ceremonien und ſinnbildliche Darſtellungen äußerlich die geiſtige Wiedergeburt andeuten zu laſſen, welche ſie ihm in der That und Wahrheit nicht geben kann oder will; es genügt ihr, nicht daß er Chriſtus, ſondern daß er ihrer Macht angehöre und dieſe anerkenne. Sie maßt ſich das Recht an, zu binden und zu löſen, und neben dem Verdienſte Chriſti eröffnet ſie auch noch einen Schatz der Gnade in dem

Verdienſte ihrer Heiligen. Sie ſendet ihre Heere aus, die Widerſpenſtigen mit Schwerdt und Feuer zu bezwingen, und dennoch verliert ſie überall, wo ſie dem freyen Glauben entgegen kämpft. Denn der Glaube, ohne kirchliche Macht, iſt deſto ſtärker durch ſeine geiſtlichen Waffen. Alle heilige Märtyrer erwarben dem Glauben, für den ſie, von der Kirche oder von dem Heidenthume gemordet, muthig ihr Blut vergoſſen, neue Verehrer, und noch iſt kein Menſch ſeines Glaubens wegen geſtorben, daß nicht andere freudig dieſen Glauben angenommen hätten, der ſogar dem Menſchen den Muth zu ſterben verleiht.

Ja die Kirche, einmal von ihrem Grunde gewichen, ſteht nun ſelbſt da in der Reihe der Reiche der Welt. Auch ſie hat ihre Hauptſtadt und ihr gekröntes Haupt, und weil der Fürſt des himmliſchen Reiches über alle Fürſten, Könige und Kaiſer dieſer Welt ſich erheben will, tritt ſie mit dem Himmel und der Welt zugleich in Streit, und lüſtern nach irdiſcher Macht

und Herrlichkeit, kommt ſie in Gefahr, wo ihre geiſtlichen Waffen nicht mehr ausreichen, ſogar zu weltlicher Liſt und Gewalt ihre Zuflucht zu nehmen. Frankreich hat ſeinen blutigen Bartholomäus, Italien ſeine Sizilische Veſper, England ſeine Pulververſchwörung, Spanien ſeine Inquiſition, und das heilige Deutſche Reich wenigſtens ein gebrochenes Kaiſerwort und den Holzſtoß, auf dem die Gebeine des frommen Huß verbrannten; denn für die Seelen ſolcher Verbrennenden, nicht aber für die eines ſo heiligen Verbrannten, giebt es wohl ewige, aber keine irdiſche Flammen.

Der Katholizismus giebt der Phantaſie mehr Nahrung, der Proteſtantismus dem Herzen mehr Reinheit; jener ein behaglicheres Daſeyn, dieſer mehr Tüchtigkeit; jener beruhigt durch den Schutz der Kirche und die Zueignung fremden Verdienſtes, dieſer beunruhigt durch die demüthigende Erkenntniß des Abſtandes von dem Ziele und die erkannte Nothwendigkeit des mühevollen Ringens nach demſelben.

So täuschen sich denn in neuer Zeit viele. Sie lassen sich lieber einwiegen von dem Zaubergesange der Phantasie, als daß sie im Lichte des Geistes wandeln; um sich der Sorge des Ringens, dem peinigenden Gefühle ihrer innern Entzweyung zu entwinden, treten sie, statt sich in Christus zu retten, in die Kirche über und bereden sich, in dem Truge der Phantasie und einer scheinbaren Versöhnung den Frieden gefunden zu haben, welchen sie in sich selbst zu erkämpfen, zu schwach waren. Aus gleichem Grunde verlangen andere nach einem reichern, erhebendern Cultus; was anhaltende reinigende, heiligende Regung im Herzen seyn soll, will man durch momentan auflodernde Flammen ersetzen.

Die Menschen sind sinnlicher geworden, darum soll auch die Religion mehr den Sinnen genügen. Mit der Üppigkeit hat die Heucheley überhand genommen. Weil man sich nicht mehr traut, sich in ernstem geistigem Dienste dem ewigen Geiste zu weihen, will man sich mit dem Richter und Rächer durch die Werke des Fleisches abfinden. Diese Zeit der Sur-

rogate ſucht ſogar für den Ernſt des Glaubens eines.

Der Proteſtantismus hat beſonders in der zuletzt verfloſſenen Zeit ſich bey vielen ſeiner Glieder in großer Entartung gezeigt: der Glaube iſt zum Unglauben geworden und ſtatt die Ceremonien zu meiden, verletzt man gar den nöthigen Anſtand. Dabey begehen nun diejenigen, welche den Proteſtantismus bekämpfen (und ſeine heftigſten Gegner ſind ſeine eigenen ihm untreu gewordenen Söhne), eine große Unredlichkeit. Sie ſetzen demſelben, wie er ſie irgend wo in ſeiner entarteten Wirklichkeit von ſich ſtieß, einen Katholizismus entgegen, wie ſie dieſen mit allem Schmuck ihrer reichen Einbildung auszieren, wie er aber nirgends wirklich beſteht oder je beſtanden hat; oder ſie berufen ſich auf die Beſchlüſſe der Concilien oder die Ausſprüche einzelner Erleuchteten. Aber nicht was in den Büchern niedergeſchrieben iſt: was in dem Geiſte des Volkes lebt, iſt Glaube, und als ſolcher zu verehren oder zu beſtrei-

ten. Nirgends aber zeigt ſich und muß ſich nothwendig ein größerer Widerſtreit zwiſchen dem Kirchen- oder Bücherglauben und dem Volksglauben zeigen, als in dem Katholizismus; denn in dieſem vor allen andern befindet ſich eine Menge von Lehren, Symbolen und Gebräuchen, deren zum Theil ſehr tiefer Sinn an und für ſich auf keine Weiſe dem Chriſtenthume widerſtreitet, die aber zu verſtehen eine Tiefe des Geiſtes und der Erkenntniß erfordert wird, wie ſie die Faſſungskraft des Volks und deſſen Ideenkreis überſteigt. Darum vollbringt denn das Volk entweder die Handlung ohne allen Sinn, oder knüpft allerley irrige Vorſtellungen daran und wähnt, auch ohne den Glauben, durch die Werke ſchon genug gethan zu haben. Und in der That, es iſt der bequemſte Weg zum Himmel, das Heilsmittel zum Zaubermittel umzuwandeln, und wenn ſchon das Zeichen des Kreuzes ſchirmt und heiligt, wie viel leichter iſt nicht dieß gemacht, als daß ein Menſch ſich ſelbſt verläugne, ſein Kreuz auf ſich nehme und dem Meiſter nachfolge.

Zehntes Kapitel.

Das Gemählde war nun vollendet, und mit dieſem Zeichen erſt ſchien das Geſchick unſrer Freunde feſt beſtimmt. Wohl, ſagte Albert, als ſie am folgenden Abend wieder in dem Dämmerlichte bey einander ſaßen, nun erſt fühle ich eine recht ſelige Freude und Verſöhnung in mir. Daß ich dir es geſtehe, während ich die Farben miſchte und auftrug, war mir oft, als ob ich an eurem Glücke ſchaffe, ihr theuren, guten Seelen. Aber nun iſt es auch Zeit, daß wir aufbrechen; ich ſelbſt mahne jetzt hierzu. Zwar noch waltet der Winter mit ganzer Strenge in dieſen Thälern, aber in andern Landen ſoll uns diesmal der Frühling blühen, und wir wollen hoffen, ein recht herrlicher Frühling.

Wie biſt du ſo gut, Freund, verſetzte Heinrich. Ja, unſres Weilens ſey hier nicht länger. Ich begleite dich noch eine weite Strecke; wir nehmen den Weg durch Baiern und Franken. Unſre Reiſe iſt ſchon eine halbe Trennung, bis

dann ganz unſre Bahnen ſich von einander beugen.

In wenigen Tagen war alles zur Abreiſe gerüſtet. Der fromme Bruder Joſeph ſegnete ſeine Freunde beym Scheiden. Wir werden uns wiederfinden, ſagte er, wenn wir alle vollendet haben die Pilgerfahrt. — Wie wenige, fuhr er fort, ſind ſo glücklich, hier ſogleich die rechte Bahn zu treffen und ihr unverrückt zu folgen. Scheint es doch, als ob die ewige Gnade ihre Kinder abſichtlich eine Zeit lang ihren eigenen Verirrungen überlaſſe, damit ſie, wenn ſie endlich zum Heile gelangen, in deſto herzlicherer Demuth ihrer Rettung ſich erfreuen und in höherer Wonne eines Gutes genießen, das ſie nicht ihrer eigenen Unwürdigkeit, ſondern der ewigen Huld und Liebe als freywillige Gabe verdanken, ohne die ſie hätten ewig müſſen verloren gehen.

Tief in ſeinem Innerſten fühlte Albert den Sinn dieſer Worte, und auch Heinrich war es oft, als ob ſein früheres Leben nur eine Art von Verirrung geweſen, und gerade der täuſchendſten, gefährlichſten eine, bey welcher der

Verirrte gar nicht bemerkt, daß er den rechten Weg verfehlt hat, und aus der auch ihn nur eine beſondere Führung Gottes zurückzuziehen vermochte. Sein Freund dagegen wollte dieß nicht gelten laſſen. Wenn auch du in deiner Unſchuld und Unbefangenheit verirret warſt, ſagte er, wer wandelt dann noch auf rechtem Wege? Iſt nicht auch Cäcilie verirret?

O dieſe Heilige, entgegnete Heinrich, wenn überhaupt einem Weſen, das noch im Kampfe des Lebens ringt, dieſer Name zukommt! Sie nur wandelt unverrückt, wie ein leuchtendes Geſtirn des Himmels auf ihrer Bahn hin. Aber eben wenn ich mit ihrem reinſten, innerſten Leben das meinige vergleiche, will mir es oft dünken, als ob jeder Weg ein Abweg ſey, wenigſtens ein Umweg, den der Menſch nicht in dieſem reinſten, innerſten Leben wandelt, in dieſem Leben ganz in Gott und Chriſtus, ich weiß es nicht anders zu nennen.

So wandte ſich oft ihr Geſpräch während ihrer Reiſe auf ihr vergangenes Leben zurück, und auch des Bruders Joſeph gedachten ſie nicht ſelten mit großer Freudigkeit. Sie kann-

ten ſeine Geſchichte nicht; Theodorus war der einzige Menſch, dem er ſie mitgetheilt hatte. Aber daß ihn zu ſeinem Berufe nur außerordentliche Schickſale konnten geführt haben, war ihnen klar, und ſie verehrten und bewunderten in ihm die hohe Chriſtliche Liebe und Klarheit des Geiſtes, womit er, ohne einer ſichtbaren Kirche anzugehören, nur in dem Reiche Gottes zu leben ſchien, und darum auch keinem Weſen fremd war, welches er ſich durch die Bande dieſes Reiches vereint ſah. Es ſchien, als ob nur die Nothwendigkeit, in dem Kreiſe irgend einer ſichtbaren Kirche zu wirken, an die ſeinige ihn bände, deren ſtrengſten Geboten er ſich unterwarf, ohne dabey den geringſten Zwang äußerlich zu zeigen oder in ſich ſelbſt zu fühlen. Denn alles, was dieſe begehren mochte, war nur ein unendlich Kleines gegen das Größere, was der Geiſt in ihm forderte, und an ihm bemerkten ſie ſo recht, wie den freyen regen Geiſt von außen keine Feſſel zu beengen vermag, der in ſich ſelbſt der Bande entledigt iſt.

Die beyden Freunde indeſſen ſetzten bey

der ungünſtigen Jahreszeit nur ſehr langſam ihre Reiſe fort. An der Gränze von Franken trafen ſie mit zwey jungen Männern zuſammen, welche ſogleich in Albert den alten Kriegsgefährten wiedererkannten, und ſich nicht wenig freuten, ihn viel milder und beruhigter zu ſehen, als früher, da er durch den trüben Ernſt und die Schroffheit ſeines Weſens alle von ſich ſtieß. Es war am Tage von Frühlings Anfang, und wirklich der Tag war ſehr hell und mild. Das deutet auf reiche Frühlingsfreude, bemerkte Albert. Man brachte den Tag in ungemeiner Heiterkeit hin, und die vier Reiſenden ſetzten nun mit einander ihre Reiſe bis nach einer Stadt an dem Mayne fort, wo die beyden andern ſich trennten, Heinrich aber noch einige Wochen in Geſellſchaft ſeines Freundes zubrachte. Wie vieles ward noch beſprochen; in welcher Liebe und Innigkeit verlebten ſie dieſe Tage! Je näher der Augenblick der Trennung kam, deſto unzertrennlicher ſchienen ſie geworden. Endlich ſchieden ſie von einander. Albert wandte ſich nach der Elbe, Heinrich nach dem Rheine hin.

Nun befand er ſich wieder an dem Orte, wo er ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung erhalten hatte, und nach und nach das innere Leben mit allen ſeinen Ideen, anregenden Gedanken, Blicken in die Zukunft und Planen für dieſelbe in ihm erwacht war. Wie viele Erinnerungen wurden wieder in ihm lebendig! Er ſtieg zu den herrlichen Ruinen der Stadt hinauf; er ging durch die kühlen, hallenden Gewölbe hin. Noch bildete der Tropfſtein Säulen an den Wänden und mit eintönigem Plätſchern fielen einzelne Tropfen nieder.

In dieſen Hallen war es noch gerade, wie vormals; unverrückt ſtand die alte Zeit in ihrer Ruhe da. Die neue hatte ſo gewaltig geſchwankt; in den wenigen Jahren, ſeit er dieſen Ort nicht beſuchte, waren ſo ungeheure Umwälzungen um ihn vorgegangen und auch in ſich ſelbſt hatte er ſo ungeheures erlebt und erfahren.

Er trat aus den Gewölben auf den Altan hinaus. Die Stadt lag unter ihm mit wunderlichem Regen. Wagen fuhren auf und nieder; hier gingen Figuren fremd an einander

vorüber, dort grüßten sie sich und neigten sich vor einander. Hier schien alles stille und leer; dort that sich eine Thür auf und eine Schaar Studirender kam heraus, die Hefte in der Hand, oder die Bücher unter dem Arme, die, je weiter sie von dem Hause des Professors sich entfernten, sich immer mehr theilten und nach und nach in den Straßen nach allen Richtungen sich verloren. Weit breitete sich hinter der Stadt die Ebene aus, und von fern glänzte der Strom, hinter dem die blauen Berge aufstiegen. Wieder größer, herrlicher, anmuthiger schien ihm diese Gegend, die, so oft er sie nach längerer oder kürzerer Trennung wieder sah, ihn immer mächtiger anzog.

Nachdem er an der Aussicht sich gelabt hatte, trat er in den Schloßhof. Noch standen in hohem Ernste, wie immer, die steinernen Bilder der Fürsten, die einst dies Land beherrscht hatten, vor der Kapelle; wieder las er die wohl bekannten Sprüche unter den Bildsäulen an den noch stehenden Mauern des Rittersaales; und über die Brücke trat er in den Garten ein. Ein lautes Getümmel rauschte

ihm entgegen, als er aus den ſtillen Mauern hervortrat. Stärker und lauter, aber aus verborgener Nähe, hallten die Hörner, deren Schall auch in den ſtillen Schloßhof, wie ein Ruf ſeiner nahen Zukunft, zu ihm herüber geklungen war. Alles grünte und blühete; hoch waren die Geſträuche der Anlagen aufgeſtiegen, welche damals, als er zum letzten Male hier war, die alte Welt zu verdrängen anfingen und das wunderliche Chaos nur erhöhten. Nun war alles wohl geordnet, eine neue, jugendliche Schöpfung umfing ihn. In geſelligem Vereine luſtwandelten einzelne Perſonen, dort ein einſamer Betrachter für ſich allein, und dort eine ganze Geſellſchaft. Hier ſaßen wieder andere unter den blühenden Bäumen an den hölzernen Liſchen und das funkelnde Auge ſchien noch heller zu leuchten von dem Blicke in den funkelnden Wein des Glaſes, welches die Hand zu freundlichem Anklingen hinhielt; oder mit der dampfenden Pfeife in dem Munde goſſen andere das ſchäumende Bier in die Gläſer und ein muntres Lied tönte von den Tiſchen. Der Frühling ſchien alle fröhliche Menſchen herauf-

gelockt und auch den Trübsinnigen, die mit ihren Sorgen herauf kamen, das Herz gelöset zu haben.

Vor allen zogen unsern Freund die Jünglinge an, deren freyerm, geistigerm Wesen man es leicht ansah, daß sie dem Dienste der Musen sich geweihet hatten. Es ergötzte ihn, wenn eine Gesellschaft ihm entgegen kam, von ferne auf den Ton ihrer Rede zu horchen, hier die rauhere, derbere Mundart unsrer südlichen, dort die feinere, klingendere der nördlichen Lande zu vernehmen; und manche der umher wandelnden Musensöhne schienen in ihrer idealisch gewählten Tracht den steinernen Bildern an dem Rittersaale ähnlicher, als den jetzt lebenden Geschlechtern. Mochten auch einige in phantastischer Übertreibung eher an Figuren erinnern, wie wir sie wohl auf Carricaturen erblicken: um so mehr freute er sich einiger anderer Jünglingsgestalten, deren schlankem Wuchse der deutsche, eng anliegende Rock sich eben so wohl anschmiegte, als die leichte und zierliche Kopfbedeckung über den Locken, die auf der Stirn gescheitelt, um das fröhliche

Geſicht in reicher Fülle herabfielen, mehr zu ſchweben, als dieſelben niederzudrücken ſchien.

Dabey gedachte er dieſer freyeſten und ſchönſten Zeit ſeines eigenen Lebens, wo durch die Macht der Idee die Bande in uns gelöſet ſind, und noch nicht von außen neue uns umengt haben. Und du freye, frohe Jugend, rief er bey ſich, wenn du den Rock nach altem Schnitte umhängſt, ſo träumſt du dich auch in die alte, gute Zeit zurück, die du ſchon um dich zu erblicken wähnſt, wenigſtens nicht zweifelſt, einmal der Welt wiederzugeben. So kühne Gedanken ſteigen nun in dir auf, aber dann trittſt du in das trockne Leben; die Sorge und die Rückſicht hängen ſich an den hohen Gedanken und ziehen ihn in die Tiefe hinab, und wie der Vogel dort — ein gezähmter Storch trat in ſeinem gravitätiſchen Gange vor ihm über den Weg — ſchreiteſt du in pedantiſchem Stolze durch die nüchternen Verhältniſſe und nähreſt dich, Schlangen und Fröſche aus dem Sumpfe und den Wieſen mit dem langen Schnabel aufzuleſen. Aber die Schwingen, mit denen du nun zu der Sonne aufſchwebſt, ſind ge-

lähmt, und du erhebſt dich nicht mehr zum Fluge nach dem hellen, heitern Süden, deſſen Anmuth dir höchſtens, wie ein verlorenes Paradies, in der Erinnerung ein Lächeln abgewinnt.

Aber auch ich, dachte er, ſtehe jetzt noch in dem heißen lichten Süden, der nach ſchwerem Sturm und Ungewitter endlich wieder hell leuchtet, und iſt unſer ganzes Leben nicht ein Wandern durch die vier Himmelsgegenden? In dem phantaſie- und mährchenreichen Oſten werden wir geboren, dann treten wir in den brennenden Süden, aus dieſem empfängt uns der heitere, ruhige Weſten, und zuletzt ſtreuet der beeiſete Norden ſeinen Schnee auf unſer Haupt.

Doch, war er überzeugt, nur mit dem aufblühenden Geſchlechte könne das Heil kommen; denn ſey auch das alte, dem Welken nahe, durch den augenblicklichen Schwung der Zeit emporgehoben worden, ſo ſinke es doch bald in ſeine Ruhe wieder zurück, und liebe mehr die gewohnten Bande, wenn ſie es nur nicht zu feſt drücken, als ein dauerndes, unruhiges Emporſtreben. Und, dachte er, wirſt du, mein

Zeitalter, werdet ihr Söhne dieser Zeit kräftig genug seyn, die Begeisterung derselben festzuhalten? Ist diese die erste Regung eines erneueten, kräftigern Daseyns, oder nur das letzte, krampfhafte Zucken des mit dem Tode ringenden Kranken? Wird sich ein neuer Himmel in euch und mit diesem eine neue Erde um euch gestalten, oder wird hübsch der Wagen in die alten Geleise zurückkehren, das Schlachtroß den Ruf der Sieges- und Auferstehungstrompete vergessen und, wieder geduldig der Peitsche folgend, vor Pflug und Kutsche gehen?

Nachdem er einige Male durch den blühenden Garten hin gewandelt war, trat er weiter den Berg hinauf. Wie von dem Altane die Stadt, so lagen nun das alte Schloß und die neuen Anlagen unter ihm. Alles Geräusch verstummte nach und nach, nur der Schall der Musik erreichte ihn noch. Ist nicht auch dieß, sagte er, ein Bild unsres Zurücktretens und der Entfernung aus dem lärmenden, geräuschvollen Leben in ein stilleres, ruhigeres, in das nur noch die lautesten Klänge aus jenem tönen und

endlich auch verhallen? Zum erſten Male trat ihm in ganzer Klarheit ſeine eigene Zukunft vor die Seele. Er wollte, ſobald es ſich thun ließ, die ererbten Güter in dem fremden Lande aus der Hand geben und ſich für den Erlös neue Beſitzungen in dieſer Gegend kaufen. Es ſollten frohe und glückliche Menſchen um ihn leben, er ſelbſt der glücklichſte an der Seite — — noch ſcheute er ſich, ſein näheres und innigeres Verhältniß mit Cäcilien und ihr gemeinſames Zuſammenleben recht zu denken — und von ſeinem Sitze aus wollte er in Geſellſchaft anderer gleich geſinnten Freunde mitwirken, das neue, mächtigere Treiben des Geiſtes rege zu erhalten, damit endlich, nicht die alte Zeit, denn dieſer ſind wir entwachſen, ſondern eine neue, ihrer würdige wiederkehre, deren wir, als ihre Enkel, uns nicht zu ſchämen haben.

Nun kam er an die Stelle, wo bey einer Wendung des Weges der weite freye Blick wieder über die Ebene hinſchweift und wo ſich zum erſten Male die Liebe des edlen Theodorus zu ihm laut ausſprach. Er gedachte in ganzer Lebendigkeit des herrlichen Mannes.

Auch von ſeiner Nähe und Erfahrenheit verſprach er ſich hohe Vortheile; das Verlangen ihn bald zu ſehen beflügelte ſeine Schritte.

Eilftes Kapitel.

Schon trat unſer Wanderer aus dem Walde hervor, in deſſen alten Stämmen ſich das friſche Leben noch wenig regte. Heiter lachte das Thal im Scheine der Abendſonne zu ihm herauf; der helle Bach glänzte zwiſchen den Wieſen, welche ſich ſchon in lebendigerm Grün hoben; alle Bäume blüheten, dazwiſchen lagen die Wohnungen des Dorfes mit ihren rothen Dächern zerſtreut; ruhig ſtieg der Rauch in geraden Säulen zu dem blauen Himmel auf. Ein Gefühl des tiefſten Friedens und eines unendlich ſeligen Lebens, wie es nur der Frühling mit ſeiner reinen, milden Luft in unſer Herz zu hauchen vermag, erfüllte unſern Freund. Mit freudiger Ungeduld ſtieg er den Berg hinab. Schon dem Dorfe nahe geht er an dem

Kirchhofe hin, deſſen niedre Mauer von dieſer Seite den Blick in das Innere geſtattete. Eine Reihe Bäume, die alle in Blüthen ſtanden, und innerhalb der viereckigen Mauer ſelbſt eine viereckige blühende Linie bildeten, ſtreuten ihre Wohlgerüche über den ernſten Ort hin, auf deſſen Erdhügeln hie und da buntfarbige Frühlingsblumen unter dem Grün des Bodens durchſchimmerten, und der recht eine Stätte ſchien, die müden Glieder zu ewiger Ruhe einzuladen. Auch dir, du edler Mann, ſagte Heinrich, verdankt dieſer ernſte Ort ſein friedliches Anſehen; und wie viele ruhen hier, welche dir die beſſere, die ewige Ruhe verdanken!

Bey dieſem Gedanken hatte er zufällig ſeinen Blick rückwärts nach dem höhern Theile des Friedhofs gewendet, und betroffen bemerkte er einen großen weißen Leichenſtein unweit der Mauer unter einem blühenden Baume. Ein innerer Schauer faßte ihn; denn der Bewohner des Dorfes keinem, dachte er, kann dies Zeichen gelten. Er trat zur Thür des Gottesackers ein, an die er jetzt gekommen war,

und die er unverſchloſſen fand, und ging zu dem Grabſteine hinauf. Es war eine groſſe Platte von dem weißeſten, feinſten Sandſteine, die auf' einem Blocke aufgerichtet da ſtand. Er war nun nahe genug gekommen, um die Inſchrift leſen zu können:

2 Cor. 1, 12.

Unſer Ruhm iſt der, das Zeugniß unſres Gewiſſens,
daß wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleiſchlicher Weisheit, ſondern in der Gnade Gottes auf der Welt gewandelt haben, allermeiſt aber bey euch.

Ein herrlicher Nachruhm für den Ruhenden! ſagte er, und eine tiefe Wehmuth befiel ſein Gemüth. Aber wem könnte es anders gelten, als dir, mein Theodorus? wer iſt ſolches Ruhmes werth, als du? Und ſo war denn alles nur ein Traum, was ich eben dachte? du ruheſt ſchon und ich kann dir nicht einmal mehr danken für den Segen deiner Worte, deren ganze Kraft ich erſt in ſchwerer Zeit empfun-

den

n habe! Aber du ſchaueſt vielleicht jetzt von
er Höhe auf mich hernieder; ja mein Herz iſt
un offen vor dir, heilige es Vater, dem nur
r beſte ſeiner Söhne in den Armen ruht,
d laß es dem Herzen ähnlich werden, wel-
es dieſer Stein verdeckt.

Er trat nach einigen Augenblicken der Stille
des heiligſten Ernſtes auf die andere Sei-
des Steines, und las hier die Worte:

Mit dem Anfange des Frühlings
fand unſer Vater
ſeinen Frühling.
1816.

Wohl, ſagte Heinrich, du biſt es; dich ha-
n ſie immer genannt ihren Vater, denn du
ſt ſie immer lieb gehabt, wie ein Vater, und
dere Kinder hatteſt du ja auf der Welt nicht,
ſie.

Aber betroffen las er nochmals: mit dem
fange des Frühlings — als ob mit dieſem Ge-
nken plötzlich eine Erinnerung in ſeine See-
trete, die ihm bey dem erſten Leſen nicht ge-
mmen war. Ach ja, ſagte er, am Tage von
ühlings Anfang war es, da wir mit Alberts

Kampfgenoſſen zuſammen trafen, der erſte ganz heitere Tag ſeit meines theuren Vaters Tode, und an dieſem Tage ſchied mein zweyter Vater; aber ich war ferne, und folgte dem Rufe der Freude, als die ernſte Stunde ihn von den Geliebten nahm und alle mit tiefer Trauer erfüllte. O unſelige Macht der Entfernung, die zwiſchen zwey verwandten Herzen wie eine undurchdringliche Wolke der Dunkelheit ſich lagert, und das eine freuet ſich fort, während das andere blutet, und wenn in dieſem die Wunde bald geheilt iſt, gelangt erſt die Kunde zu jenem, und das eine Auge vergießt Thränen, während das andere vielleicht ſchon wieder heiter ſtrahlt.

Immer mehr umhüllten düſtre Gedanken ſeine Seele, als der Ton einer leiſen, zarten Stimme ihn aus ſeinem Innern hervorrief. Ein junges, ſchönes, aber ſehr bleiches Weib in reiner, ländlicher Tracht ſtand vor ihm. Es war in ihrem ganzen Geſichte ein Zug von tiefem Seelenſchmerze eingegraben, und aus ihrem Auge ſprach etwas, was man ein Geiſtiges, Ideales hätte nennen können, wäre es nicht zugleich der durchſchimmernde Schein ei-

nes verirrten Geiſtes geweſen. Biſt du auch traurig? fragte ſie theilnehmend. Sie ſtand eine Weile ſtille da, und Heinrich ſah ſie verwundert an. Da, giebs den Kindlein, begann ſie von neuem, auf zwey kleine Grabhügel in der Nähe hindeutend, und Heinrich bemerkte nun erſt, daß ſie zwey Schnitte Brodt in der Hand hielt. Aber jetzt fuhr ſie mit der Hand nach der Stirn, und als ob ſie aus einer langen Vergeſſenheit wieder erwache, rief ſie ängſtlich: ach, die Kindlein eſſen kein Brodt mehr; Feuer hat die Kindlein gegeſſen. Sie legte das Brodt auf den Stein nieder und floh ſchnell davon.

Eine Weile ſtand Heinrich, betroffen über die ſeltſame Erſcheinung. Ein Landmann trieb ſeine Stiere an dem Kirchhofe vorüber. Neugierig blieb er ſtehen und ſah auf den Fremden über die Kirchhofsmauer. In dieſem Augenblicke erkannte er Heinrich, noch von ſeinem Aufenthalte bey Theodorus, wieder. Ja Herr, ſagte er, es iſt unſer Vater, der wandelt nun bey unſerm Vater im Himmel; wir haben ihm den Grabſtein geſetzt. Zwar, er hatte alle Ehre ſich verbeten, denn wer Gottes Ruhm beſitzt,

braucht der Menſchen Ehre nicht, aber wir haben geglaubt, ihm doch einen Spruch auf ſein Grab ſchreiben zu müſſen, wie wohl jeder treue Gottesknecht und Verkündiger des Wortes ihn von ſich brauchen darf. Noch thut mir das Herz wohl, wie er einmal darüber gepredigt hat.

Und ſeht ihr den friſchen Jungen hier, meinen Enkel? fuhr er in treuherziger Geſchwätzigkeit fort, indem er auf den Knaben zeigte, welcher auf dem Pfluge ſaß, mit dem die Stiere, ihren Führer vermiſſend, in geringer Entfernung waren ſtehen geblieben. Der läge auch unter der Erde, wenn er nicht geholfen hätte.

Ja, fiel eine Bäuerin ein, die indeſſen mit der Hacke in der Hand dem Manne ſich hergeſellt hatte, der konnte dem Leibe und der Seele helfen. Wir waren junges Blut, ich und mein Mann, und keines wollte dem andern ſich fügen; er hat unſrer Ehe den Frieden gegeben.

Die Leute ſprachen noch vieles zum Preiſe des Verſtorbenen. Heinrich war tief gerührt von dem einfältigen Lobe aus ihrem Munde. Aber unmöglich war es ihm, jetzt nach der Woh-

ng zu gehen, wo sein Theodorus gelebt hatte
o die vielleicht ganz ohne Bewohner war.
ar schon röthete sich der abendliche Himmel;
h hoffte er vor Nacht noch den Landsiz sei-
Freunde zu erreichen, und dort den Trost
finden, dessen er jezt nur zu sehr bedurfte.

zwölftes Kapitel.

och war die Nacht schon angebrochen, be-
Heinrich die Wohnung seiner Freunde er-
chte. Eben trat er zwischen Zäunen und
auern von Gärten hervor. Hell leuchtete
Mond von dem klaren Himmel, in dessen
heine still und ernst das Landhaus vor ihm
nd. An den untern Fenstern waren die Lä-
geschlossen, oben waren zwey Fenster durch
t erhellt, und an dem einen ein Flügel offen.
ses Schweigen lag über der ganzen Gegend,
nur zuweilen durch das Gebell einiger
nde aus dem nahen Dorfe unterbrochen
rde. Heinrich fühlte fast hörbar das Klo-

pfen seiner Brust. Er trat über den freyen Weg, wie eine lange, dunkle Gestalt folgte ihm sein Schatten über den erhellten Raum. Nun stieg er die Stufen der Treppe hinauf, er stand, nur eine Thür noch trennte ihn von seinem Glücke. Da däuchte ihn, als höre er einen Gesang von oben durch das geöffnete Fenster. Es war der Ton einer männlichen, wie er glaubte, ihm nicht unbekannten Stimme; er horchte, es schien ein geistliches Lied, und er glaubte die Worte zu verstehen:

Herr, laß mich Hülfe finden
In dieser schweren Noth;

nun verstand er einige Worte nicht, dann wieder den Vers:

Und rette mich vom Tod.

Die Stimme sang fort, aber von den Worten war ihm keines mehr verständlich. Er pochte endlich an. Unten blieb es stille, oben öffnete sich eine Thür; Tritte kamen die Stiege herab, der Schein eines Lichtes fiel durch das Fenster über der Thür heraus; diese that sich auf, und Leopold stand mit dem Lichte vor ihm.

Nur halb theilte dieser die Überraschung; aber Heinrich stand erschrocken da, und wie es schien, ungewiß, ob er die rechte Wohnung getroffen, und unschlüssig, solle er eintreten oder nach außen in die Nacht zurückkehren. Alles entschwundene Grauen schien in diesem Augenblicke in seiner Seele wieder zu erwachen, vielleicht, ihm selbst unbewußt, durch den Gedanken geweckt, da den Unwürdigen zu finden, wo er sich seinem Glücke so nahe wähnte.

Aber Leopold redete ihn mit milder, flehender Stimme an. Komm herein, bat er, der du doch einmal mein Freund warest. Sieh mich so scheu nicht an, und wende nicht wie vor einem Verbrecher deine Blicke von mir. Höre wenigstens meine Rechtfertigung an, vielleicht daß du mich milder richtest, und dem Unglücklichen deine Verzeihung, dein Mitleid nicht versagst.

Noch stand Heinrich wie erstarrt auf der Treppe.

O, fuhr Leopold fort, in einem finstern Wahne bin ich gefangen gelegen; schwer habe ich gebüßt, bis zum eigenen Morde trieb mich's,

und nur eine höhere Hand konnte mich erhalten. Nun ist es zur Klarheit in mir gekommen; zwar die Flamme ist erloschen, die den Tag in mir entzündete — doch nein, sie leuchtet jetzt nur in noch schönerem, in unsterblichem Lichte, und Theodorus ist versöhnt mit mir und Verzeihung gewährend aus der Welt gegangen.

Wie mit unsichtbarer Macht löfete der Name Theodorus den Graus und die Erstarrung in Heinrichs Seele, und schien mit neuer Lebenskraft alle Geister in ihm aufzuregen. Er trat in das Haus hinein; freudig und traurig zugleich reichte er Leopold die Hand. Längst schon ist alles vergessen und verziehen, sprach er, und ich freue mich mit dir und danke aus vollem Herzen der ewigen Liebe für die Gnade, welche sie durch ihren Auserwählten dir gewähret hat.

Beyde traten mit einander die Treppe hinauf in das Zimmer. Auf einem Nebentischchen lag das Buch aufgeschlagen, woraus Leopold das Lied gesungen hatte. Der Tisch war gedeckt. Der Baron klingelte und ließ noch ein Gedeck für Heinrich bringen. Sie sprachen bey

dem Eſſen von Theodorus, aber man genoß nur wenig, allzu groß war die innere Bewältigung.

Der Tiſch ward bey Seite geſchoben, und in ernſtem Geſpräche gingen beyde in dem Zimmer auf und nieder. Leopold erzählte, wie lange und wie ſchmerzlich er gerungen in dem Wahne, den Freund getödtet zu haben, und wie er erſt hier von dieſer Bedrängſtigung ſey frey geworden; wie aber nur eine ſo gewaltige Noth und ein ſo langes Ringen endlich vermochten, ihn nach und nach aus der Verblendung zu ziehen, die ſeinen Geiſt umhüllt hatte, und von den Fabeln zu Gott zurückzuführen. Nicht, ſagte er, daß ich glaubte, es ſchon errungen zu haben, aber den Weg kenne ich nun und die Wahrheit, und die Wahrheit, hoffe ich, ſoll mich endlich ganz frey machen.

Schon dieſe Worte thaten Heinrich aus dem Munde ſeines Freundes (denn dafür erkannte er ihn nun wieder) außerordentlich wohl. O dieſe Gedanken in deinem Herzen, rief er freudig, ſie werden es ganz reinigen und das

Morgenroth des neuen Tages wird zu einer hellen Sonne werden. Aber noch ist eine verirrte Seele, Clorinde?

Auch sie, sagte Leopold, ist zum Lichte gelangt.

Wäre es möglich? fragte Heinrich erstaunt.

Verstehe mich nicht falsch, antwortete Leopold. Noch vor ihrem Tode hat sie den Wahn durchschaut, aber allzu mächtig war das Grauen der That in ihr; über mich hat sie den Fluch gesprochen, sich selber gewaltsam gebahnt den Weg zum Lichte.

Sie hätte —? fragte Heinrich erschrocken.

Sich selbst entleibt, schloß Leopold die Rede. Dieser hohe Geist konnte nie die Mittelstraße halten, immer trieb es ihn in das Excentrische hinaus.

O, sagte Heinrich, dieß ist das Licht nicht gewesen, hier hat abermals nur die dunkle Macht über ihr gewaltet.

Es war schon spät; die Freunde waren im Begriff sich zu trennen. Schlafe ruhig,

ſagte Heinrich, Gottes Frieden im Herzen und der Verzeihung deines Freundes gewiß. Empfange wieder, du verirrter, heimgekehrter Bruder, den Bruderkuß. Hat der Vater ſein reuiges Kind aufgenommen, wie ſollte ſich nicht der Bruder der Rückkehr des Bruders freuen? Er beſiegelte dieſe Worte mit einem Kuſſe auf den Mund des wiedergewonnenen Freundes.

Er wollte zur Thür hinaustreten, das Licht in der Hand; aber nochmals wandte er ſich um und that endlich eine Frage, die ſchon einige Male ihm auf den Lippen ſchwebte, und die er auszuſprechen ſich geſcheut hatte. Nur noch Eines, ſagte er, alles andere morgen. Bin ich denn wirklich in des Freyherrn Wohnung? wo iſt der Vater und die Tochter?

Harder und ſein Sohn und ſeine Tochter, entgegnete Leopold, ſind verreiſet, werden aber in wenigen Tagen wiederkommen.

Sein Sohn? fragte Heinrich verwundert.

Ja, auch Robert iſt gerettet, erwiederte Leopold. Glücklich, wen kein herberer Wahn gefeſſelt hielt, wo nur die Meinung, nicht das

Herz irrte. Und Cäcilie, fuhr er fort, dieser Engel des Lichtes? Freue dich, deiner harret hohe Freude. Ich habe es wohl bemerkt, sie spricht nicht von dir, wie von andern.

Eine hohe Röthe färbte Heinrichs Wangen, und von seliger Freude leuchtete sein demüthig gesenkter Blick, vor Freude zugleich über die Nähe der Geliebten, über des Freundes Rettung und die Rückkehr des Verlorenen. Und wie er so, selig und demüthig und verklärten Angesichtes, mit dem Lichte in der Hand unter der halb geöffneten Thür stand, glich er weniger einem hinaustretenden Menschen, als vielmehr einem hereintretenden Boten des Herrn, hernieder gesandt, Trost und Friede dem Hause zu bringen.

Er ging endlich in ein nahes Zimmer, das ihm Leopold anwieß, denn man hatte frühe, um für sich allein zu seyn, den Diener verabschiedet. Noch war kein Schlummer in ihm. Einige Male ging er in dem Zimmer auf und nieder, dann öffnete er das Fenster. Hell schien der Mond, die Luft war rein und frisch und von Blüthendüften erfüllt. Sein Geschick trat

vor seine Seele; er erschrak bey dem Gedanken, wie zerstörend sein Lebenspfad an dem Leben zweyer Menschen hingestreift war. Aber er konnte sich nicht anklagen, nicht verdammen, er war sich keiner Schuld bewußt. Nicht er wollte sie, sie wollten ihn von seiner Bahn abziehen und verloren darüber die ihrige. Aber der eine Verirrte wenigstens, dachte er, ist dem Heile wieder gewonnen; und du, Theodorus, du hoher herrlicher Mensch auch hier wieder? auch dieser sollte in dir den Führer finden? Es war ihm, als ob unsichtbar des edlen Abgeschiedenen verklärter Geist ihn umschwebe und seinem Geiste tröstliche Laute des Friedens von jenseits herüberflüstre. Mild und linde umwehten ihn endlich die Fittiche des ruhigsten Schlummers.

Wir aber wenden uns zu dem seligen Heimgegangenen zurück, und erwärmen nochmals unser Herz an dem letzten, milden Scheine seines im Erlöschen noch so wohlthätigen Lebens.

Sechstes Buch.

Alles, was von Gott geboren iſt, überwindet die Welt, und unſer Glaube iſt der Sieg, der die Welt überwunden hat.

1 Joh. 5. 4.

Erſtes Kapitel.

Leopold, wiſſen wir, war, während Robert vor Freuden des Freundes vergaß und dem Vater und der Schweſter nach dem Hauſe des Geiſtlichen folgte, mit dieſem in der Kirche zurückgeblieben. Alle trafen in der heitern Pfarrwohnung zuſammen, wo Theodorus, nachdem er mit der beſſern Speiſe ihre Seelen gelabt hatte, bedacht war, auch ihr irdiſches Bedürfniß mit einem Mahle zufrieden zu ſtellen, das man nicht minder von der Liebe, womit der Geber es würzte, ein Liebesmahl nennen durfte.

Aber wie erſchrak Leopold, als er in das Zimmer trat, und auf den erſten Blick in Har-

der und Cäcilie den Vater und die Tochter erkannte, welchen er in dem Hospize auf dem Got.hard begegnet war. Jetzt begriff er wohl, warum Robert, der mit seiner Schwester viele Ähnlichkeit hatte, immer eine schon gekannte Erscheinung in seiner Erinnerung hervorrief, über welche er sich doch nie mit sich selbst zu verständigen vermochte. Allein er befürchtete, nun auch selbst erkannt und verachtet zu werden. Doch wer hätte in dem jungen Krieger jenen wahnwitzigen, von seinem Schicksal verfolgten Verbrecher — denn so erschien er ihnen damals — suchen sollen? Alle begrüßten ihn auf das freundlichste als den Gefährten und Lebensretter ihres theuren Robert. Aber doch war es Cäcilien, so oft sie den Baron ansah, als ob mit dem Blicke aus seinen Augen sich eine geheime, grauenvolle Erscheinung aus ihrem Innern loswinde, und störend zwischen sie und den Fremden trete. Noch nie hatte sie dieses Gefühl in sich empfunden: auf das widerlichste fühlte sie sich von einem Menschen abgestoßen, ohne sich selbst über den Grund davon Rechenschaft geben zu können.

Leopold war ungewöhnlich ernſt und ſchüchtern, eben durch das unerwartete Zuſammentreffen und die Beſorgniß, erkannt zu werden. Er hatte, als er ſich zufällig mit Theodorus allein befand, dieſem den Wunſch geäußert, bey ihm ſeine Wohnung nehmen zu dürfen, um ſo deſto ungeſtörter ſeine Geſellſchaft genießen zu können. Durch allerley Schickſale ſey er auf Ideen und Anſichten geleitet worden, die nach und nach mit ihrem Gewinde ihn ſo umſchlungen hätten, daß ihm die Kraft mangele, ſich durch ſich ſelbſt daraus zu erlöſen. Durch Roberts Mittheilungen habe er ſich überzeugt, daß Theodorus allein der Mann ſey, deſſen tiefere Weisheit und reifere Lebenserfahrungen den ſeinigen vermöchten zu Hülfe zu kommen. Um ſo freudiger aber gewährte ihm Theodorus dieſes Verlangen, als er auch während der wenigen Stunden ihres Beyſammenſeyns ſchon mit ſeinem geübten Auge eine tiefere Wunde in dem Herzen des Fremden entdeckt hatte, als Schwerdt und Krieg zu ſchlagen vermögen. So blieb denn Leopold bey Theodorus, als gegen Abend die andern ſich entfernten.

Nun erſt ſchien es ihm für dieſen Tag wohler zu werden, beſonders da mit der Nacht Urban anlangte, der Mitarbeiter des alten Theodorus, der aber dann, wenn dieſer ſeiner nicht bedurfte, willig mit ſeinen Dienſten allen benachbarten Geiſtlichen zu Gebote war, und wirklich heute von ſolch einer Aushülfe zurückkehrte. Er war ein kleiner junger Mann, auſſerordentlich rührig, mit kleinen braunen Augen, die in dem vollblühenden Geſichte ſich faſt zu verlieren ſchienen, hätten ſie nicht ſtets von einem beſonders lichten Glanze gefunkelt. Mit gleich richtigem Tacte für das Irdiſche, wie für das Himmliſche, ſchien er geboren, und es war oft ſchwer zu entſcheiden, ob ſeine Schalkheit ſeine Gutmüthigkeit überwiege, oder dieſe jener den Sieg abgewinne. Sehr freundlich kam er ſogleich Leopold entgegen, und beide junge Männer machten ſchnell Bekanntſchaft mit einander.

Der folgende Tag war zu einem Beſuche auf Harders Landſiz beſtimmt. Leopold verlor bald ſeine Verlegenheit, dagegen trat nun beſtimmt, ſo wie ſie ihn anſah, in Cäciliens

Bewußtſeyn das Bild des Mannes von dem Gebirge; auch ſpäter erneute es ſich ihr immer wieder, und es war ihr oft, als müſſe er jetzt den Dolch unter dem Kleide hervorziehen und anbetend vor demſelben niederfallen. Sollte er denn wirklich eine Ähnlichkeit mit jenem haben? fragte ſie wohl ſich ſelbſt; aber es fiel ihr in ihrem reinen Sinne von ferne nicht ein, jene grauſenvolle Erſcheinung in ihm zu ſuchen, und ſie machte ſich ſelber Vorwürfe, daß ſein Anblick immer die Erinnerung an dieſelbe hervorzurufen vermöge. Es war ein eigener Streit in ihr zwiſchen zurückſtoßendem Grauen vor ihm, und Dankbarkeit und Liebe zu ihm, als dem Lebensretter ihres geliebten Bruders.

Die Tage waren ſehr ſchön, und man wollte ſie nicht ungenützt vorüber gehen laſſen. Man verabredete auf den kommenden Morgen einen Ausflug nach der nahen Stadt. Mit der Frühe deſſelben erſchien Robert mit dem Wagen und den Pferden ſeines Vaters bey den Freunden. Urban nahm außen neben ihm, dem Wagenführer, ſeinen Sitz. Leopold in dem Schlage ne-

den Theodorus. Flüchtig zogen die muthigen Braunen die Gesellschaft dahin. Man hatte den ebenen bequemen Weg längs dem Flusse gewählt, da der kürzere über das Gebirge für das Fahren zu gefährlich war. Die Sonne leuchtete so warm, es schien fast der Sommer zurückgekehret zu seyn, hätten nicht die falben Blätter und der Duft über dem Flusse, der sich eben hernieder senkte, nur zu sehr an die spätere Jahreszeit erinnert. Alle waren sehr vergnügt und freuten sich der geschäftigen Thätigkeit um sie her, welche überall die spätern Gaben des Jahres von den Feldern einsammelte. Die Straße war zu beyden Seiten mit Obstbäumen besetzt, die noch großentheils unter ihrem gewichtigen Segen die Äste und Zweige beugten. Besonders hatte Leopold seine Lust an den hohen, herrlichen Nußbäumen, auf denen oben Männer und Knaben mit langen, schwankenden Stäben und dünnen Stangen die Früchte abschlugen, die zum Theil selbst im Fallen ihrer Schalen sich entledigten und unten von Frauen und Mädchen oder jüngern Kindern in Körben und Säcken gesammelt wurden.

Man hatte in der Stadt, wo ſich nun Ludwig auf einer Erziehungsanſtalt befand, einige Beſuche zu machen; den übrigen Theil des Tages wollte man auf dem Schloſſe zubringen. Robert ſtieg mit Theodorus den weitern, bequemern Weg durch die Stadt hinan, während Urban ſeinen neuen Hausgenoſſen auf dem ſteilern Pfade durch die Anlagen hinaufführte. Leopold hatte ſeit vielen Jahren dieſe Gegend nicht beſucht. Er erinnerte ſich noch des alten Gartens und war nun ganz entzückt über die neue Schöpfung, in welcher, wie er ſagte, das alte Schloß nur wie eine zu ihrer Verherrlichung aufgeführte Ruine erſchiene, wenn überhaupt unſere Zeit den Muth und die Ausdauer beſäße, auch nur ſolche Trümmer hervorzubringen.

Man traf oben zuſammen und theilte ſich ſeine Gefühle mit. Urban war ganz mit Leopold einverſtanden, aber Theodorus hatte gegen die neuen Anlagen vieles einzuwenden und ſchien gar ſehr an das alte Schloß mit ſeinen alten Umgebungen zu hängen, aus welchen nur die hohen Bäume ſich erhalten hat-

ten. All dies neue Gesträuch, sagte er, wie oft noch wird es welken und wieder neu angepflanzt werden müssen, während diese hohen Bäume, unverwüstlich wie jene Mauern, in denen sie Wurzel geschlagen haben, dastehen. Doch, fügte er hinzu, läßt sich nicht läugnen, freundlicher, bequemer ist dieser Ort nun, und auf sicherm Wege wandelt man zu mancher Stelle hin und genießet in Ruhe einer herrlichen Aussicht, welche sich zu verschaffen man sonst mit Lebensgefahr über Trümmer klimmen mußte, oder wozu man vor dem wild verwachsenen Gesträuche gar nicht gelangen konnte.

Und ich weiß nicht, sagte Robert, soll ich mehr die Schnelligkeit bewundern, womit in verjüngtem Leben diese neue Schöpfung über den alten Trümmern aufstieg, oder die unverwüstliche Dauer, womit jene herrliche Ruine dem Neide der Zeit zu trotzen scheint.

Und Schmach wäre es ja, sagte Leopold, für das jetzt lebende Geschlecht, hätte es nicht wenigstens den Boden aufgegraben, den Schutt weggeschafft, und neben jenem steinernen Baue eine blühende Schöpfung gegründet.

Wo, rief Urban, blühen auch neue Geſchlechter auf, ohne daß nicht die Erde mit ihnen blühe, und wo welkte der Boden nicht mit ihnen, wo ſie welken? Überall zeugt die Erde von dem Menſchen, und an keiner Stätte kann er erſcheinen, ohne daß dieſe unter ſeiner Hand eine mildere, freundlichere Geſtalt annehme, mag er daſelbſt einen Pallaſt oder eine Hütte bauen.

In der That, ſtimmte Robert bey, ſehen wir an, wie viel dieſes Weſen, das nicht etwa bloß in dem Univerſum, ſondern auch auf dem Erdenrunde durch ſeine Kleinheit faſt vor dem Blicke verſchwindet, dennoch mit ſeiner wohl berechneten Kraft vermag: dann erſt fühlen wir recht unſre Würde und einen Stolz, die Herrſcher zu ſeyn auf der Erde.

Blicken wir, ſagte Urban, von dieſen ſchon in alter Zeit mächtig geſprengten Bogen, ohne welche hier nach und nach der Garten ſich abgeflacht hätte, in die Tiefe hinab; nicht bloß die Stadt unter uns iſt durch Menſchenhand und Menſchenwitz aufgebaut, auch dieſe herrliche Ebene, die wie ein ſchöner Garten und als das Bild der vollkommenſten Cultur fortdauernd

von dem Frühlinge bis zum späten Herbste eine Erndte nach der andern bringt: was wäre sie ohne des Menschen fördernde Beyhülfe? Uns gegenüber sehen wir den steilen Abhang des Berges mit Rebenstöcken bepflanzt, und haben wir nicht am Morgen bey der Fahrt durch das Thal den Fleiß bewundert, wie er selbst den Felsen die wenige Erde, womit sie bedeckt sind, abgewann, oder neue Erde hinauftrug, um auf dem Gesteine kleine Pflanzungen zu gründen?

Das alles, fiel Robert ein, vermag nur der Mensch. Er reißt den Erdboden auf, streuet den Saamen hinein und gebietet der Erde: das mußt du mir bringen! Pflanzen versetzt er aus einem Himmelsstriche in den andern; hier legt er Saaten an, dort Wiesen, hier Gärten, dort Wälder und schattige Gänge, je nachdem er es seinem Nutzen oder Vergnügen förderlich erachtet.

Auch die ganze Thierwelt, sagte Ueban, muß ihm als ihrem Könige huldigen. Einige Thiere zähmt er sich zu seinen Hausgenossen und macht ihre Kraft zu der seinigen, andere bekriegt er oder rottet sie gar aus.

Und dennoch, entgegnete Robert, betrachten wir ihn bloß von Seiten der phyſiſchen Unterſtützung, welche ihm die Natur gewährt, ſo erſcheint er nur als ihr Stiefkind. Nicht einmal mit einem Kleide hat ſie ihn ausgeſtattet, und ſie gab ihm nicht, wie allen ihren andern Kindern, angeborne Triebe zu ſichern Führern auf die Reiſe mit.

Oder hinderte ſie daran, fiel Urban ein, nicht bloß ihre Ehrfurcht vor ihm, weil ſie es nicht wagte, ihrem Herrn die Feſſeln anzulegen, in denen ſie ihre Unterthanen gefangen hält? Wenigſtens er ſelbſt verliert dabey nichts; nur um ſo freyer rührt er ſich und waltet um ſo gewiſſer über ſie mit dem geiſtigen Funken, welchen ſie ihm nicht geben kann. Das Kleid, das ihn umhüllt; die Wohnung, die er baut; die Waffe, welche er führt; das Werkzeug, deſſen er ſich bedient: zeugt nicht alles von ſeiner Übermacht?

Ja, was mehr heißen will, fuhr Robert fort, ſelbſt den Elementen bietet er Trotz; nicht allein die Erde gehorcht ſeinem Gebote, auch Feuer, Luft und Waſſer müſſen ſich bey ſeinen

Erfindungen ihm dienſtbar zeigen. An der aufgerichteten Eiſenſtange weiſet er dem Blitze ſeinen Pfad an; durch Felſen und über Eisgebirge ſprengt er ſich eine Bahn. Brücken wölbt er, wie dort (auf die herrliche Brücke hindeutend, welche bey der Stadt über den Fluß führt) in feſten Bogen über den Strom, und trocknen Fußes geht er über die Waſſer. Aus dem Schooße der Erde grabt er ihre edlen und unedlen Schätze herauf; das Feuer muß ihm die Metalle ſchmelzen, und mit dem Metalle ſelbſt hämmert und ſchmiedet er das Metall. Selbſt Sturm und Meereswogen ſchrecken ihn nicht; das klug gebaute Fahrzeug trägt ihn von einem Erdtheile zum andern über den Meeresſpiegel, und ſelbſt wenn das Tageslicht erliſcht und die Geſtirne keine Bahn mehr zeigen, muß ihm ein Stein zum Wegführer dienen, dem er ſeine geheime Kraft abgelauſcht hat. Ja in die hohen Räume des Himmels ſelbſt ſteigt er auf mit dem leichten Luftball.

Und aller der bewundernswerthen Künſte nicht zu gedenken, fiel von neuem Urban begeiſtert ein, wo er vermittelſt kleiner Kraft un-

geheure Wirkungen hervorbringt: zeigt er ſich nicht in ſeiner ganzen Herrlichkeit ſchon in der einen Erfindung, wodurch es ihm gelang, ſeinen Gedanken eine Sprache für das Auge zu verleihen, und dem fernesten Freunde in einem wohl verſiegelten Blatte das verborgenſte Regen ſeines Herzens, das tiefſte Geheimniß ſeines Geiſtes kund zu thun?

Theodorus hörte mit Verwunderung dem Eifer zu, womit die beyden Jünglinge einander ſchienen in dem Lobe der Macht und Herrlichkeit des Menſchen überbieten zu wollen. Wohl, ſagte er, ziemt es euch jungen kräftigen Herzen, die ihr der Welt etwas Tüchtiges leiſten möchtet, auch euch ſelbſt und euern Mitarbeitern etwas Rechtes zuzutrauen. Aber laßt doch auch mich alten Mann ein Scherflein beytragen zu eurer Rede Schatz.

Und nun begann er in dem freundlichſten, gutmüthigſten Spotte: Ja mächtiger iſt der Erdenherrſcher faſt, als der in der Höhe waltet. Hat er nun ſeine Felder wohl beſtellt, ſo beſtimmt er dem Himmel jeden Tag, wie viel Gewölk er ſenden ſoll. Mit ſeiner Hand bedeckt

er ſeine Saat, daß nicht Dürre und Feuchtigkeit ſchaden können. Das himmliſche Feuer und den Sturm wehet er weg mit dem Hauche ſeines Mundes, daß ſie ihm ſeine ſchönen Bäume nicht entwurzeln. Er läßt, wenn es ihm gefällt, den Frühling ſchneller nahen, und mäßigt die Gluth des Sommers, wenn ſie ihm zu drükkend wird. Zur entſchwundenen Stunde ſpricht er: kehre wieder, daß ich nochmals dich benuze. Die Jahre hemmt er in ihrem Lauf; gegen den Tod und das Alter hat er, wie gegen alle Übel, ein ſicheres Arcanum erfunden, und daß nicht unverſehens ihn etwas überraſche, das nicht in ſeiner Berechnung lag, und nach langer Mühe ſein Werk zu nichte mache, durchſchaut er aller Dinge Grund und kennt das Band, welches alle Ereigniſſe an einander knüpft.

Beſchämt und verwundert blickten Robert und Urban einander an. So die Sache betrachtet, ſagte jener, könnten wir freylich gar nichts, da wir in keinem Dinge des Erfolges gewiß ſind.

Und unſer Lob, fuhr dieſer fort, gliche den Seifenblaſen, die nur ſo lange eine ſchöne, ſchim-

mernde Kugel bilden, als ſie frey in der Luft ſchweben, aber die bey der geringſten Berührung zerſpringen und zu Waſſer werden. Aber doch läßt ſich ſchwerlich beſtreiten, daß der Menſch nicht in einem beſtimmten Kreiſe, den er ſelbſt durch ſeine Kraft und Thätigkeit mehr oder minder erweitern kann, Herr ſey, und hier hängt es von ſeinem Fleiße, ſeiner Vorſicht und Klugheit ab, ob er in einem Paradieſe wohne, oder in einer Wildniß, ob er durch Treue und Umſicht ſeine Angelegenheiten fördre und ſeinen Zuſtand verbeſſere, oder durch eigene Selbſtvernachläſſigung ſich ſelbſt verderbe.

Wer wird es läugnen wollen, ſagte Theodorus, daß des Menſchen Kraft und Wille viel vermag, doch nicht alles, dünkt mich, und nicht, wenigſtens durch ſich ſelbſt, das Beſte nicht. Und darin erſcheint der Herrſcher mir am herrlichſten, daß er dieß ſelbſt fühlt, daß die Erde mit aller ihrer Herrlichkeit ſeinem großen Herzen, er mit allen ſeinen Thaten ſich nicht ſelbſt genügt, und alle Begegniſſe ſeines Daſeyns, alles, was er vollführt und was ihm mißlingt, nur dahin wirkt, die Sehnſucht nach

einem beſſern Reiche in ihm zu wecken, welches nur er allein kennt von allen Weſen, die inmitten dieſer Schöpfung wohnen.

Allein, unterbrach ihn Leopold, der indeſſen nachdenklich, ohne an dem Geſpräche Theil zu nehmen, demſelben zugehört hatte: wo ſollen wir nun die Gränze finden oder ſelbſt ziehen, bis wohin des Menſchen Vermögen reicht, und wo ihm die Säule mit der Inſchrift geſetzt iſt: bis hieher, und nicht weiter —?

Ich dächte wohl, erwiederte Urban, welchen Leopolds fragender Blick traf: über das Ganze der Weltordnung iſt ihm die Macht nicht verliehen, wohl aber über ihren Einfluß auf ihn ſelbſt, damit dieſer nicht bewältigend für ihn ſey, wie für die andern Weſen, welche überall dem Zwange der Natur gehorchen müſſen, ſondern nur erregend, die innere Kraft und Thätigkeit immer mehr in ihm zu wecken und zu beleben. So nur wird es ihm möglich, daß er als eine in ſich geſchloſſene Welt der ihn umſchließenden ſich entgegenſetze, und ſelbſt in ſeiner Freyheit daſtehe in dem Reiche des Zwanges und der Nothwendigkeit.

Wohl, sagte Theodorus, was das Heil des Einzelnen fördert, ward in seine Hand gelegt; aber das, worauf das Wohl aller beruht, hat der Weltenlenker billig seiner eigenen Weisheit vorbehalten. In dem Einzelnen, was seine Person angeht, kann und soll jeder mit walten, aber über die Ordnung der Dinge im Großen und Ganzen hat keiner Gewalt, darum auch nur sofern über die Folge und Wirkung seiner That, als diese nicht hierauf Bezug hat, und so sehr er sich auch abmühe, in dieser Ordnung kann er nichts verrücken noch verschieben.

Freylich, sagte Urban, wie ich den Tag anwende, stehet in meiner Macht, aber die höhere Leitung sendet den Tag und die Nacht, und den Wechsel derselben vermag ich so wenig zu ändern, als ich den Lauf der Zeit, die mich und alle mit sich fortträgt, zu hemmen vermag. Wie ich des Lebens gebrauche, ist mir frey gegeben, aber sie sendet das Leben und setzt demselben auch wieder sein Ziel. Sogar über den Erfolg meiner Unternehmungen bin ich bis zu einem gewissen Punkte Herr, aber nicht ganz.

damit ich nie vergesse, daß noch ein Höherer über mir waltet.

Und wie weise, stimmte Robert ein, ist diese Anordnung. Denn auch bey der Ungewißheit dessen, was der Mensch unternimmt, bey dem geringen Umfange der Kraft, die ihm gegeben ward, gebehrdet sich dennoch der kleine Herrscher oft so übermüthig; und wie könnte bey dem Eigensinne, dem Wechsel und Unbestande so vieler Launen und Wünsche auch nur die geringste Einheit in dem Ganzen statt finden, vermöchte jeder nach Gutdünken daran zu meistern oder zu ändern, und mehr noch, als höchstens in seinem Kreise zu schaden und zu verderben?

Aber selbst auch dieß, entgegnete Theodorus, vermöchte er nur durch den, ohne dessen Willen uns kein Haar auf dem Haupte kann gekrümmt werden, und in dessen Ordnung selbst das Böse, Tod und Zerstörung und was nur ein Mensch durch den andern erleidet, nur zur Verherrlichung des hohen Meisters und zur Vollendung seiner Plane wirken muß.

Unsere Zeit, bemerkte Robert, liefert uns die Belage hierzu. Hätte der Eine nicht so

über alles Maaß ſeine Kraft mißbraucht, alles auf das Äußerſte und Höchſte getrieben, ſo hätte eine neue Ordnung ſo ſchnell nicht erfolgen können. Je mehr er eigenmächtig drohete und zerſtörte, um ſo mehr diente er nicht ſich, ſondern der höhern Weltordnung, und beſchleunigte die Reſultate, welche ſie herbeyführen wollte.

Wer nur in allem, ſagte Leopold, dieſes Glaubens leben könnte! Nur ſteigt mir dabey ein Zweifel auf: wer mag nun auch den Schlechteſten noch anſchuldigen, wenn ſeine böſe That zum Guten geführt, und er durch das Übermaaß ſeiner Verworfenheit nur um ſo mehr der ewigen Ordnung gedient hat?

Damit, ſagte Theodorus, nimmt unſer Geſpräch eine ſehr ernſte Wendung. Wir wollen dieſen Gegenſtand ein anderes Mal beſprechen, da nun die Zeit zum Aufbruche mahnt. Dieß könnte freylich mit Muße während der Fahrt im Wagen geſchehen, aber auch bey einer andern Gelegenheit kann es nachgeholt werden, doch nicht der angenehme Gang über das Gebirge, welchen Urban mit unſerm neuen Freunde verabredet hat.

Damit trennte sich die Gesellschaft. Robert fuhr den alten Theodorus auf dem bequemern Wege zurück, Urban und Leopold traten den Pfad über das Gebirge an.

Doch ein Ereigniß, welches nach wenigen Tagen sich zutrug, sollte sie bald an ihre abgebrochene Unterredung erinnern und andere, noch ernstere Betrachtungen wieder in Leopolds Seele zurückführen.

Zweytes Kapitel.

Robert hatte seine Freunde besucht; Leopold begleitete ihn eine Strecke, als er am Abend nach der Wohnung seines Vaters zurückkehrte. Das Feld war voll von geschäftigen Menschen; besonders aber erregte heute Leopolds Aufmerksamkeit die eigene Art, das Obst auf dem Felde zu trocknen, wie sie in dieser Gegend üblich ist und wie er sie noch nicht bemerkt hatte. Man legt zu diesem Zwecke eine Art unterirdischer Ofen an, deren Öffnung oben mit Hür-

den bedeckt wird. Auf diesen breitet man die Früchte aus, welche durch das darunter befindliche Feuer die nöthige Wärme erhalten. Gewöhnlich befindet sich bey einer solchen Dürranstalt eine Hütte von Stroh für die Person, welche das Geschäft besorgt. An einer solchen Hütte gingen sie nun vorüber. Drinnen lag ein schöner schlafender Knabe von etwa drey Jahren, unter welchem die Mutter zum bequemern Lager ihre Schürze ausgebreitet hatte. Diese, ein schönes junges Weib, war mit einem Mädchen beschäftigt, das etwa zwey Jahre älter seyn mochte, als sein schlafender Bruder. Das Kind schien sie um etwas zu essen gebeten zu haben. Sie sprach gar liebevoll mit demselben, und empfahl ihm, ja sorgsam auf das Brüderchen acht zu haben, damit es, wenn es etwa indessen aufwache, dem Feuer nicht zu nahe komme. Ich will schnell ins Dorf laufen, sagte sie; gleich bin ich wieder bey euch; wir haben heute gebacken, und da bring ich euch gutes, frisches Brodt mit.

Mit diesen Worten entfernte sie sich. Leopold begleitete seinen Freund noch bis auf die

nächste Höhe, von wo man zugleich nach Harders und Theodorus Wohnung hinblicken konnte. Hier trennten sich beyde. Leopold fiel auf dem Rückwege das Weib wieder ein. Was doch alles eine Mutter für ihre Kinder thut, dachte er, und ihre Liebe gewährt gewiß überall mehr als sie verheißt. Ich will doch acht haben, wenn ich an die Hütte komme; ohne Zweifel hat sie den Kindern auch noch etwas Butter auf das Brodt gestrichen. Während er dieß dachte, sah er plötzlich die Hütte in Flammen auflodern. Was ist das? rief er ängstlich. Er sah Leute von den nahen Feldern herbeyeilen; er selbst beflügelte seine Schritte. Er mußte in eine kleine Vertiefung hinab, als er aber wieder auf den höhern Ort gelangte, sah er, wie die Leute, welche ihm zuvorgekommen waren, schon die flammende Hütte aus einander gerissen hatten, überall lagen noch Brände und Funken in dem Grase. Eine Frau hielt den Knaben in den Armen, der ganz braun war, wie eine Mumie, und keine Spur des Lebens mehr zeigte. Ein Mann dämpfte noch das Feuer an den Kleidern des Mädchens, das auf das

kläglichſte winſelte und ſehr beſchädigt ſchien. Leopold half, ſo gut er es vermochte. O unglückliches Weib, rief er, welch ein Anblick deinem Mutterherzen! Er ſah ſich um; ohne daß er in dem Schrecken ihr Herannahen bemerkt hatte, ſtand das Weib hinter ihm. Sie hielt wirklich zwey Schnitte Brodt, die mit Butter beſtrichen waren, in der Hand; aber ihre Kinder, denen ſie dieſe bringen wollte, und über deren Freude ſie gewiß im voraus ſich gefreut hatte, waren indeſſen ſelbſt vom Feuer verzehrt worden. Sie klagte nicht, rang nicht die Hände, bleich und ſprachlos ſtand ſie da, ſchlaff hingen ihre Arme herab, ſie ſchien einem von Schrecken getödteten Weſen ähnlicher als einem lebenden.

Leopold fühlte ein unausſprechliches Mitleid in ſich; gern hätte er ſein eigenes Leben hingegeben, um damit der Mutter das Leben ihrer Kinder zu erkaufen. Aber was dieſe dunkle Macht die abgerungen hat, rief er, kannſt du ihr nicht mehr entreißen. Alle die ſchrecklichen Ideen von Zufall und Schickſal brachen mit einem Male die Bande, in die er ſie end-

lich gelegt hatte, und riſſen von neuem an ſeinem ſchon zerfleiſchten Herzen. Da ſah er nun wieder die ganze Macht, und zwar eine recht heimtückiſche Macht des Verhängniſſes. Iſt das auch die Liebe? rief er. Freunde, die ihr des Menſchen Kraft und Können ſo hoch geprieſen, ſeht nun, was ein einziger Augenblick über ihn vermag! Er trug es nicht länger; das Entſetzen trieb ihn fort; er eilte zu Theodorus, den er mit Urban im Garten traf.

Beyde erſchraken bey ſeinem heftigen Hereinſtürzen. Er fand kaum Athem, um nur das Vorgefallene zu erzählen. Erſchöpft ſank er auf eine Bank nieder. Und ich habe es nur geſehen, rief er, mir gehören die Kinder nicht; aber die Mutter, der ſie das Feuer heimtückiſch verſchlungen hat! Und in ihm ſelbſt kam der Gedanke: haſt du nicht auch ſo heimtückiſch einem greiſen Vater ſeinen einzigen Sohn, die Hoffnung ſeines Alters getödtet? du und das Feuer, ihr ſeyd nur Werkzeuge deſſelben Verhängniſſes?

Entſetzt hörte Urban ſeine Erzählung wie etwas Unglaubliches an. Eine Thräne trat in

Theodorus Augen. Noch, sagte er gelassen, wandeln wir im Glauben, nicht im Schauen. Doch hier ist vielleicht noch Hülfe möglich, und Lieben ist besser als Wissen. Er ließ sich den Ort beschreiben, wo das Unglück vorgefallen war und eilte dahin; Ueban folgte ihm nach.

Erst spät kamen sie zurück. Noch trafen sie Leopold unbeweglich auf der Bank, wie sie ihn verlassen hatten. Er hatte in den schrecklichsten Betrachtungen diese Stunden hingebracht. Jetzt, da er den Schmerz des Weibes gesehen, wich auch der alte Friedberg vor seinem Blicke nicht. Seine lebendige Phantasie mahlte ihm die Scene, wie der Greis bebend dastand bey der Nachricht von dem Tode seines einzigen Sohnes und ihm nun sein Leben zum Überdruß ward, und er hörte ihn flehen zu der ewigen Macht, doch endlich die Fesseln zu lösen, die ihn an eine Welt binden, wo nun sein lieber Sohn nicht mehr war.

Sehr wohl that ihm in dieser Beklommenheit Theodorus milder Ruf, dessen Hand sanft die seinige faßte. Sie sind heimgegangen, die beyden Kindlein, sagte der Greis; auch

das Mädchen ist verschieden. Noch konnten wir mit Mühe so viel von ihm erfahren: Knaben seyen nach der Mutter Entfernung gekommen und hätten einen Brand geholt, um ein Feuer zu machen; darauf sey die Hütte in Brand gerathen. Es habe dem Brüderchen zu Hülfe kommen wollen, sey aber von Rauch ganz betäubt worden, und mit den Füßen in der Mutter Schürze verwickelt, sey es auf das Brüderchen gefallen. Dieses habe ruhig fortgeschlafen (es mußte schon erstickt seyn), aber es selbst habe gar viel von der Flamme gelitten.

Doch, setzte Theodorus hinzu, es war nur kurzer Schmerz gegen die lange Flammenqual des Lebens, durch die wir alle schreiten müssen und durch die so viele nur versengt, nicht gereinigt werden.

Wie eine Flamme brannte dieses Wort in Leopolds Brust. Ja du bist auch der Versengten, aber nicht der Gereinigten einer, dachte er.

Aber, ihr glücklichen Kinder! rief Theodorus in frommer Begeisterung; dein ganzes Da-

seyn, du frühe verwelkter Knabe, war nur ein Traum, und da du erwachtest und das geschlossene Auge aufschlugst und die irdische Mutter suchtest, findest du dich an dem Herzen des himmlischen Vaters. Und auch die Fittiche der Schwester wurden zwar von der Flamme versengt und zerrissen, aber nicht verunreinigt von dem Staube der Erde, und oben harret ihr beyde nun der Mutter in seligem Leben, ohne die Noth und Quaal des irdischen gekostet zu haben!

Man ging zu Tische. Leopold wollte durchaus nichts genießen. Theodorus wieß ihn zurecht mit sanftem Tadel. Da gerade, sagte er, wo der Geist erschüttert und ermattet ist, müssen wir ihm dadurch zu Hülfe kommen, daß wir den Leib stärken und erquicken, damit nicht auch die körperliche Ermattung ihn noch schwerer belaste. Auch der Greis genoß wenig, aber Leopold mußte ein Glas kräftigen Weins mit ihm theilen; dann entfernte er sich, um nochmals nach den schwer bedrängten Leuten zu sehen.

Was das für ein Mann ist! sagte Urban,

als Theodorus ſich entfernt hatte. Wenn ich auf ihn blicke, möchte ich oft an mir ſelbſt verzweifeln; und doch wie hebt und ſpornt mich dann die Hoffnung wieder, einmal nur von ferne ihm nahe zu kommen. Wie er voll Milde und freudigſter Zuverſicht zu den tief Betrübten ſprach! Der Mann faßte ſich zuerſt und half nun ſelbſt ſein Weib tröſten. Er machte ſie darauf aufmerkſam, wie ſie ja nur in Liebe, nicht in Vernachläſſigung von ihren Kindern gegangen und dieſelben bloß darum nicht mehr getroffen, weil ihnen indeſſen der Vater oben eine weit herrlichere Speiſe gereicht habe, und wie die kurze Trauer, die ſie erlitten, nicht werth ſey der ewigen Freude, zu der ſie eingegangen. Es war, als ob nach und nach eine harte Schale auch von dem Herzen des Weibes ſich löſe; endlich ſtürzte ein Strom von Thränen aus ihren trockenen Augen. Sie wollte anfangs von ihren Kindern nicht laſſen, vor denen ſie ſich auf die Kniee niedergeworfen hatte. Nun brachte er ſie dahin, daß ſie für dieſe Welt von ihnen Abſchied nahm und ſich ſelbſt nach dem Hauſe einer Schweſter be-

gab. Wie viele Gewalt, ſetzte Urban hinzu, die rechte Frömmigkeit eines Herzens doch über alle andere hat; wie ich mich ſelbſt getröſtet fühlte!

Selig ſeyd ihr glücklichen Menſchen, rief Leopold, die ihr mit ſo frommen Gedanken euch tröſtet. Ich aber bin in ein ſtürmiſches Meer hinausgeſtoßen, mein Schiff iſt knarrend geborſten; mit den Wellen ringe ich, und glaube ich auch endlich noch ein Brett, einen Balken von dem zertrümmerten Schiffe ergriffen zu haben, ſo entreißt mir der Sturm es immer wieder.

Gut, ſagte Urban, daß Sie nun nahe bey dem Hafen angelangt ſind, und Theodorus iſt ein ſicherer Loiſe, auch ein leckes Schiff zwiſchen den Klippen durchzuführen.

Wage ich doch kaum, ſagte Leopold, vor ihm einen Zweifel zu äußern; ſo ein einziges Wort, in Glauben und Zuverſicht ausgeſprochen, ſchlägt ſie alle nieder; aber eben dieſe Zuverſicht fehlt mir, und ich fühle mich nur ſo lange beruhigt, als er gleichſam in ſeinen Glauben mich aufgenommen hat, dann aber nur deſto unſeliger, wenn ich in meine eigenen

Zweifel zurückſinke. Und nun nagt mir immer der Gedanke an dem Herzen, über den ich nicht Meiſter werden kann: hänget denn des Menſchen ganzes irdiſches Glück und Daſeyn von ſolch einem Zufall ab? Iſt es die Grauſamkeit, die Vernachläſſigung eines Menſchen, was über das Leben und Schickſal anderer ſo ſchreckliche Macht übt? Wenn ein Tyrann weniger grauſam, eine Mutter weniger nachläſſig wäre, würde nicht ſo manches Opfer gerettet werden? Oder würde der, dem einmal bey, ja vor ſeiner Geburt ſchon, der Tag und die Stunde ſeines Todes beſtimmt iſt, wenn nicht auf dieſe, doch auf eine andere Weiſe umkommen? So daß alſo die Welt nichts dabey gewönne, ſondern bloß jene Menſchen die Ruhe vor dem Vorwurfe, durch ihre Grauſamkeit oder Vernachläſſigung ein Menſchenleben zerſtört zu haben? Iſt überhaupt eines Menſchen Schickſal in die Hand eines andern gelegt?

Die Leitung dieſes Schickſals wenigſtens und die Sorge für daſſelbe, ſagte Urban. Kinder, welche ſelbſt des Willens und der Weisheit noch ermangeln, finden dieſe bis zu eige-

ner Mündigkeit in dem Willen und der Weisheit ihrer Eltern; diesem ähnlich ist das Verhältniß zwischen Regent und Unterthanen, und das Beste wenigstens würde aus unserm Leben wegfallen, wäre uns diese Sorge für die Geliebten genommen. Freylich wir und die unserer Sorge anvertraut sind, stehen zusammen wieder unter höherer Sorge; um die Übel, welche ohne unser Zuthun ihnen begegnen, weinen wir mit ihnen, dafür sind wir aber nicht verantwortlich. Sollte dieses Weib vielleicht von einer kleinen Unbesonnenheit nicht ganz freyzusprechen seyn, so hat sie doch in reinster mütterlicher Liebe gehandelt. Ein anderes freylich, schloß er, wäre es, wenn ein Mensch unbefugt und aus feindlichem Sinne in das Glück eines andern eingriffe, und dieses, ja dessen Leben selbst zerstörte. Möge der Herr jeden, den sein Herz nicht freyspricht, richten; ich will kein Urtheil der Verdammung über ihn aussprechen.

Ohne es zu wissen und zu wollen, griff er dem Baron in seine offene Wunden und sprach das Urtheil verdammend über ihn. Leo-

pold brach das Gespräch ab und begab sich auf sein Zimmer.

O, rief er, muß denn alles den verwunden, welcher einmal sich selbst auf das ärgste verletzt hat? Arme Menschen, helfen wollt ihr und trösten; aber ihr seyd die Allsehenden nicht, ihr reißt nur noch mehr auf die schon klaffende Wunde! — Doch, sagte er, ist es nicht meine Schuld? Warum gehe ich umher wie ein Reiner unter den Reinen, der ich doch unrein bin? Warum zeige ich ihnen nicht mein Verbrechen, und lasse mich verachten und verstoßen, wie ich es verdiene?

Der Schlummer gab seinem geängstigten Geiste endlich die Ruhe wieder.

Drittes Kapitel.

Ueban besorgte die Bestattung der beyden unglücklichen Geschwister. An dem Grabe, das beyde zugleich empfing, hielt er eine kurze Rede. Er sprach von dem seligen Tode der Kind-

lein.

lein. Er begann damit, wie der göttliche Erlöser wiederhohlt seine Jünger auf die Kindlein, beschämend und ermunternd, hinweise, wie es ihre Unschuld sey, was ihm solche Liebe zu ihnen abgewinne, wie sie aber nur unschuldig und zugleich selig in sich seyen durch Wahrheit, Demuth, Vertrauen und Liebe. Diese vier schönen Engel seyen es, sagte er, die gleichsam jedem Kinde, so wie es geboren worden, zu Hüthern an seine Wiege gestellt würden, und die auch lange seine schwachen Schritte bewahrten, bis allmälig die Welt über ihn Macht gewinne und diese Hüther von ihm scheuche. Da sey keine andere Hülfe für den Menschen, als den mächtigern Helfer Christus in sich aufzunehmen, und durch ihn zu besiegen die Macht der Welt. Aber gar viele ringen nicht recht ernstlich nach diesem Siege, und seyen sie endlich am Ziele ihrer Laufbahn angelangt, so sey ihr Weg durch das Leben nicht ein Weg zu Gott gewesen, sondern zu der Hölle, aus den irdischen Flammen zu den ewigen. Aber selig sey ein Kind, wenn es noch scheide in seiner Unschuld, und seine vier schönen Engel auf

ihren Händen es ſanft aufwärts trügen aus dieſer Freude zu der noch ſchönern nach oben.

Urban hatte, nachdem er ſeinem geiſtlichen Berufe Genüge geleiſtet, ſich gegen Abend auf den Weg gemacht, einige Freunde in der Nachbarſchaft zu beſuchen, von denen er erſt in einigen Tagen zurückzukehren gedachte. So blieb Leopold bey Theodorus allein zurück. Er hatte Urban's Rede angehört. Unſer Freund, ſagte er zu Theodorus, hat ſehr fromm und chriſtlich, und gewiß für ſeine Zuhörer, die noch in dem Glauben ſind, recht erbaulich geſprochen. Aber die heilige Schrift ſelbſt, dieſe Tröſterin der Herzen, hat in dem meinigen mächtige Zweifel geweckt, welche der Tod dieſer Kinder wieder neu in mir aufgeregt hat. — Und gern hätte er dem frommen Manne ganz ſein Herz aufgeſchloſſen, um bey ihm volle Hülfe zu finden, und ſchon ſchwebte das Wort auf ſeiner Zunge, aber eine innere Angſt und Scham, nichtswürdig vor dem Heiligen dazuſtehen und vielleicht gar von dieſem nach der Entdeckung länger nicht der Theilnahme werth geachtet zu werden, drängte das Geheimniß wieder in ſein In-

neres zurück. Er erzählte bloß, wie jene Stelle aus dem apostolischen Sendschreiben nach und nach ihn auf die Idee gebracht habe: wie nur wenige Auserwählte der besondern Gnade Gottes gewürdigt würden, er sich aber unter diesen nicht befinde. Zwar andere Stellen, besonders die von dem verlorenen Schafe, schienen mehr Trost zu versprechen, aber der Rückblick auf den ganzen Zusammenhang der Ereignisse seines Lebens, und besonders auch der Tod dieser Kinder, führe ihn immer wieder darauf zurück, wie es an des Menschen Wollen und Laufen nicht liege, und was ein jeder auch sich selbst zutraue, er am Ende doch nur das Werkzeug einer dunklen Macht sey, die ihn auf seiner Bahn fortstoße, und deren Geboten er gehorchen müsse, möge er nun wollen oder nicht.

Theodorus hörte sehr ernst und nachdenklich, ja fast traurig, die Worte seines neuen Freundes, ohne ihn zu unterbrechen, an. Wo einmal der Zweifel bis zu dieser Tiefe gelangt ist, sagte er dann, als Leopold geendigt hatte, gelangt er auch bis ganz auf den Grund, bis zu seinem Tode, der Wahrheit. Er hohlte das

Griechiſche Original der heiligen Schrift aus ſeinem Bücherſchranke herbey. Er las nochmals die Stelle durch. Daß die Menſchheit, begann er dann, ohne beſondere göttliche Gnade, welche den Erlöſer ſandte, aus ihrem tiefen Falle ſich nicht hätte erheben können, und jeder, welcher zu dem Heile gelangt, dieß nicht ſeinem eigenen Vermögen, ſondern allein dieſer gnadenreichen Vermittelung und der Berufung durch Gott verdanke, daran zweifeln Sie doch wohl nicht?

O, verſetzte Leopold, möchten alle ihre eigene Unwürdigkeit und die Unmöglichkeit, durch ſich ſelbſt zum Heile hinanzukommen, ſo tief in ſich fühlen als ich; aber eben darum betrachte ich mich als einen, der nicht zum Heile berufen iſt.

Hier aber, fuhr Theodorus fort, ohne vorerſt den Schluß von Leopolds Rede zu beachten, hatte der Apoſtel Leute vor ſich, die eine ſolche Unwürdigkeit nicht in ſich zu fühlen ſcheinen. Sie waren von dem Moſaismus zu dem Evangelium übergetreten, und als die Abkömmlinge Abrahams, des hochgefeyerten Mannes

und geprieſenen Freundes des Herrn, betrachteten ſie ſich auch als die einzigen Erben des Reiches und aller Verheißungen Gottes, worauf ſie vor allem glaubten ein Recht zu haben; ja nicht genug damit, ſie banden auch noch gewiſſermaaßen, nachdem ſie zu dem Evangelium übergetreten wären, das Heil an die Beobachtung des durch Moſes beſtimmten Dienſtes, an die Werke des Geſetzes, welche ſie fortdauernd ſogar von den Gläubigen aus dem Heidenthume fordern. Dieſem widerſetzt ſich denn der Apoſtel mit dem ganzen, ſo mächtig in ihm waltenden Ernſte. Alle, erklärt er ihnen, hätten ſich der göttlichen Gnade gleich unwerth gemacht, und ein Volk ſo wenig Anſprüche darauf als das andere. Darum könne nun auch Gott dieſe Gnade einem ſeiner verirrten Kinder ſo gut ſchenken, als dem andern, und nicht das beſondere Verdienſt eines Menſchen ſey es, daß er berufen werde. In ſo ſtärkerm und ſchärferm Gegenſatze aber ſtellt er dieſe Anſicht der ihrigen gegenüber, damit ſie um ſo leichter ihren Irrthum erkennen ſollten.

Aber, entgegnete Leopold, ſo wenig ich auch

ein Recht auf die göttliche Gnade in mir fühle, so thut mir es doch wehe, da auch ich ein Kind bin des ewigen Vaters, nicht auch von ihm dieſes gnadenreichen Rufes gewürdiget zu werden.

Wer ſagt denn, erwiederte Theodorus, daß irgend ein Menſch von dieſem göttlichen Rufe ausgeſchloſſen ſey? Das eben iſt die troſtreiche, freudige Verkündigung *): „Chriſtus iſt gekommen, ſelig zu machen, was verloren iſt;“ aber alle waren verloren, und alle ladet er ein **): „kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeyd;“ und ſeinen Jüngern giebt er den Auftrag ***): „in alle Welt zu gehen und das Evangelium zu predigen aller Creatur, auf daß, wer glaubt und getauft wird, ſelig werde.“

Aber dennoch, verſetzte Leopold, erinnere ich mich geleſen zu haben: ****) „viele ſind berufen und wenige auserwählt.“

---

*) Matth. 18. 11.

**) Matth. 11, 28.

***) Marc. 16 15. 16.

****) Matth. 20. 16.

Und, fügte Theodorus hinzu, der Heiland
bſt ſagt:*) „die Pforte iſt enge und der Weg
ſchmal, der zum Leben führet, und wenige
d ihrer, die ihn finden.“ Aber daraus, daß
ht alle einer Einladung gehorchen, folgt der
hluß nicht, daß ſie nicht an alle ergangen
. Vielmehr müſſen wir den Grund in ei-
n andern ſuchen; und ſollten wir ihn viel-
ht darin finden: daß dieſer Ruf, dieſe Ein-
ung zum Heile, wie ſie an alle ergehet, für
allein nicht hinreiche, ſondern es noch ei-
zweyten Gnade, einer göttlichen Kraft und
irkung in unſerm Willen bedürfe, wodurch
uns, die wir die Einladung vernehmen, erſt
glich wird, den Ruf Gottes zu ergreifen
d uns zum Heile zu wenden; daß dieſe
eyte Gnade nicht aber mit dem göttlichen
ſe allen, ſondern nur wenigen Auserwähl-
n zu Theil werde?

In dieſer Annahme, entgegnete Leopold,
gt offenbar ein innerer Widerſpruch. Ein
cher Ruf wäre kein Ruf der Liebe, die

*) Matth. 7. 14.

nicht dem einen Kinde eine doppelte, dem andern eine einfache Gnade ſchenkt, und ein Ruf, dem zu gehorchen mir die Fähigkeit mangelt, iſt in der That kein Ruf an mich, und wenn der Berufende nur wenigen Lieblingen dieſe Fähigkeit verleiht, ſo iſt es ſo gut, als ob er nur dieſe berufen habe; die andern können gar von ihrem Falle ſich nicht aufrichten, weil er ſie nicht, wie jene, emporhebt. Aber damit fällt auch alle Sittlichkeit. Wer kann mir eine Verſunkenheit anrechnen, aus deren Tiefe mich empor zu richten mir keine Kraft verliehen ward? Wer kann eine Vollendung von mir fordern, deren ich durch mich ſelbſt nicht unfähig bin? Das eben ſind die Irrgänge, in welche ich mich immer verliere, und aus denen ich keinen Ausweg zu finden weiß.

Vielleicht daß dieſer ſich dennoch findet, ſagte Theodorus. Aber unterbrechen wir den Faden unſrer Rede nicht. Allerdings mit jener Annahme fiele nicht bloß die Sittlichkeit des Menſchen, auch des Troſtes der Verſöhnung würde er beraubt. Denn das iſt keine ganze und volle Liebe, die nur einigen ihrer gefalle-

nen Kinder zum Aufſtehen die Hand reicht; dann iſt Chriſtus es nicht mehr, der den Himmel und die Erde, der die ganze Welt verſöhnt, worin doch alle Ausſprüche der heiligen Schrift übereinſtimmen, von denen ich Sie nur auf einige aufmerkſam mache. Eben jener Apoſtel ſagt *): „in ihm, in Chriſtus, gefiel es (Gott), die ganze Fülle wohnen zu laſſen und durch ihn alles mit ſich zu verſöhnen, Friede ſtiftend durch das Blut ſeines Kreuzes, durch ihn, auf Erden und im Himmel.“ Und der Jünger der Liebe ſpricht das freudige Wort **): „ſo jemand ſündiget, haben wir einen Fürſprecher bey dem Vater, Jeſus Chriſtus, der gerecht iſt. Dieſer iſt die Verſöhnung für unſere Sünden; nicht allein aber für die unſrigen, ſondern auch für die der ganzen Welt.“ Ja der göttliche Erlöſer ſelbſt nennt ſich ***) „das Brodt Gottes, das vom Himmel kommt und bringt der Welt das Leben.“ Hier iſt, und überall in der Schrift,

*) Coloſſ. 1. 19. 20.

**) 1 Joh. 2. 1. 2.

***) Joh. 6. 33.

nur die Rede von einer Verſöhnung der Welt, nicht aber von der weniger Auserwählten.

So bliebe alſo, ſagte Leopold, nichts übrig, als den Grund, daß ein Menſch dem göttlichen Rufe nicht gehorcht und damit zum Heile nicht gelangt, in ſeinem eigenen Widerſtreben zu ſuchen?

Wohl! entgegnete Theodorus, dadurch, daß wir von dem urſprünglichen Heile abgewichen ſind, tragen wir alle eine Sehnſucht nach dem verlorenen Gute in uns. Gott hält uns dieſes vor und zieht uns zu demſelben hin; will dennoch ein Menſch widerſtreben, ſo laſſen keinem die geiſtigen Gaben und Güter ſich aufzwingen. Wir könnten ſie nicht nehmen, ohne daß Gott ſie uns darreicht, aber wir erlangen ſie auch nicht, ohne daß wir ſelbſt darnach reichen und ein Verlangen in uns tragen. Es gehört hierzu ein Nehmen und Geben. Darauf beruht unſere Freyheit, durch die wir allein nur über die Natur uns erheben, und Kinder Gottes ſind, und das iſt der herrlichſte Triumph unſrer höhern Würde: daß, während die bewußtloſen Weſen ſtumm und mit Zwang

folgen dem Gebote des höhern Herrſchers, dem ſie gar nicht untreu werden können, der Menſch ſeinen Beruf freudig ergreift, und mit Bewußtſeyn und Luſt vollbringt den Willen der höchſten Weisheit, die nur vor dem Blicke ſeines Geiſtes ihr Geheimniß enthüllt hat. Und ſo iſt denn auch keiner verloren, der nicht ſelbſt vom Heile weicht; Zufall, Zeit und Ort haben keine Gewalt über ihn; ſie müſſen ihm alle dienen, ſo lange er nicht von dem weicht, deſſen Diener der Zufall und die Zeit nur ſind.

Theodorus wurde durch einige Leute abgerufen, welche ihn zu ſprechen wünſchten, und ſo ward das Geſpräch der beyden Freunde unterbrochen.

Viertes Kapitel.

Auf den nicht unfreundlichen Tag folgte ein kalter, ſtürmiſcher Abend. Man hatte bisher gewöhnlich nach dem Nachteſſen noch eine

Stunde in dem Garten zugebracht. Dieß war heute nicht möglich; Theodorus und Leopold blieben zuſammen an dem Tiſche. Dieſer hatte, augenblicklich beruhigt, dann ſich neuen Zweifeln hingegeben. Noch, ſagte er, den Faden des Geſprächs von neuem anknüpfend, habe ich mich nicht aus dem Labyrinthe gefunden; ja, es dünkt mich, als hätte ich mich noch weiter darin verirrt. Aus dem Gebiete der Nothwendigkeit und des Verhängniſſes fühle ich mich mit Einem Male in das der unbeengteſten Freyheit verſetzt. Alſo allein von des Menſchen eigener Willkür hängt es ab, ob er dem höhern Rufe folgen will? Er wäre ganz ſeines Glückes Meiſter? Alles, was wir Vorherbeſtimmung nennen, fiele alſo von ſelbſt weg?

Ohne im geringſten meiner Freyheit etwas zu vergeben, entgegnete Theodorus, habe ich immer an eine göttliche Vorherbeſtimmung geglaubt, und ſtets den beſten Troſt meines Lebens darin gefunden, und ich glaube, Freyheit und Vorherbeſtimmung können ſo gut neben einander beſtehen, als Nehmen und Geben. Der Menſch empfängt nichts, er nehme und ergreife es denn,

aber „der Menſch kann auch nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel.“ *) In dieſem Spruche liegt unſer Schickſal; darin gleicht ſich aller Streit und Widerſpruch aus.

So beſtände alſo, fiel Leopold ein, unſre Freyheit bloß darin, uns innerhalb eines Kreiſes, welcher ſogleich mit unſrer Geburt um uns gezogen wird und aus dem wir nie herauskommen, uns ſelbſt unſre Stelle zu wählen?

Wenigſtens, verſetzte Theodorus, die Stelle, die Sproſſe, welche wir auf der Himmelsleiter erklimmen werden.

Wir möchten, ſagte Leopold, vielleicht am ſicherſten zum Ziele gelangen, wenn wir uns darüber verſtändigen, wie viel in unſerm Wirken uns überlaſſen, wie viel Beſtimmung iſt?

So laſſen Sie uns, entgegnete Theodorus, einmal annehmen: die Wahl und der Entſchluß liege immer, oft auch die That, nie aber die Macht und die Folge der That, in unſrer Hand.

Auf eine fünffache Vorausbeſtimmung, ſagte

*) Joh. 3. 27.

Leopold, hat mich ſchon mein früheres Nachdenken geführt. Selbſt können wir uns die Eltern und erſten Erzieher nicht wählen, auf deren Einfluß ſo unendlich vieles für unſer ganzes Leben beruht; eben ſo wenig die Zeit, den Ort unſrer Geburt, die Umgebung, welche frühe ihr Bild uns aufdrückt; auch die innern Anlagen und vorwaltenden Fähigkeiten, die Miſchung unſres Charakters nicht; ferner nicht die Summe äußerer Hülfsmittel und Güter, welche wir mit erhalten; und endlich die Zeit und Dauer nicht, auf welche der Beſitz aller dieſer hemmenden oder helfenden, ſtörenden oder fördernden Verhältniſſe gewährt iſt; das alles iſt uns, wenn nicht voraus, wenigſtens von außen beſtimmt.

Allerdings, ſtimmte Theodorus ein, durch alle dieſe von uns ſelbſt unabhängigen Beſtimmungen iſt jedem bey ſeiner Geburt gleichſam ſchon vorausgeſagt: du ſollſt Herrſcher ſeyn, du Knecht; du ſollſt hoch ſtehen, du niedrig. Jacob habe ich geliebet, Eſau gehaſſet. Nur iſt der Kreis um ihn nie ſo feſt und enge geſchloſſen, daß er nicht denſelben, nicht bloß nach

dem Maaße der ihm verliehenen äußern Hülfsmittel, ſondern auch nach dem Grade der Äußerung der in ihm thätigen Willenskraft, mehr oder minder erweitern oder verengern könnte. Alle äußern Eindrücke und Verhältniſſe ſind, wie wir neulich ſahen, nicht bewältigend für ihn, ſondern wirken durch die in ihm nie zu lähmende, ſondern ſtets rückwirkende Willenskraft nur erregend auf ihn ein; eben ſo wenig als eine Stahlfeder dadurch, daß man ſie zuſammenrollt und in einem Gehäuſe einſchließt, ihrer Elaſtizität beraubt wird oder dieſelbe durch äußern Druck innerhalb dieſer Einſchließung verliert. Im Gegentheil, je enger ſie zuſammengerollt, je mehr ſie von außen angeregt wird, deſto mächtiger iſt nur ihre Gegenwirkung.

Aber ſo thätig der Menſch auch ſeinen Willen übe, ſagte Leopold, und ſo ſehr er den Kreis erweitere, ſo kann er am Ende doch über den Umfang einer Welt nicht hinaus, welche vor ihm da war, und welcher er, ob er auch nach dem äußerſten Norden oder Süden ſich flüchte, doch nicht zu entfliehen vermag.

Nicht allein dieß, verſetzte Theodorus, auch nicht einmal die Folge ſeiner That iſt in ſeine Hand gegeben und die Beziehung, in welche er etwa willkürlich ſich ſelbſt, auf eine wohlthätige oder ſtörende Weiſe, mit dem Heile aller ſetzen möchte. Die höhere Ordnung und Leitung der Dinge knüpft ihn durch ſeine eigenen Thaten an eine Kette von Ereigniſſen, aus der er, iſt einmal die That vollbracht, ſich nicht mehr losziehen kann. Entweder er thut ſelbſt willig und vorſätzlich, was dieſe will, oder Gott faßt ſeine That und giebt dieſer eine ſolche Wirkung, daß doch nur geſchieht, was die höhere Weisheit will. Der Menſch vollbringe, was er will, ſeine Thaten müſſen dennoch in Gottes Ordnung einſtimmen: das iſt eine ſechſte, wie mich dünkt, die herrlichſte Vorherbeſtimmung.

So wäre, wandte Leopold ein, der Menſch in der That nichts, als das Rad in einem groſſen Uhrwerke?

Nur mit dem Unterſchiede, antwortete Theodorus, daß dieſes Rad, welches er vorſtellt, ſelbſtbeliebig vor- oder rückwärts gehen kann,

und dennoch die große, wundervolle Weltmaſchine ihren Gang fortgeht, und daß jedes einzelne Rad, ſtatt mit ſeinem eigenen Stocken dieſen zu hemmen, nur den Gang des Ganzen fördert.

Aber in welcher Abhängigkeit, entgegnete Leopold, ſtehet der Menſch hierdurch? Was iſt ihm noch gewiß?

Ungewiß ſicher, erwiederte Theodorus, iſt in Bezug auf mich, der ich das Ganze nicht lenke und überblicke, alles, was ich unternehme, aber nicht in Bezug auf den, der es durchſchaut und beſtimmt. In viele Beziehungen ſetzt ſich abſichtlich jeder mit dem andern, um dadurch ſich ſelbſt in ſeinem Werke zu fördern; in viele ſetzt er ſich, ohne es nur zuwiſſen, da er ſein Werk nicht in dem ganzen Umfange ſeines Eingreifens in das Wirken ander er erkennt; und in viele wird er durch dieſe geſetzt, die ohne daß er es begreift und verſteht, auf ihn einwirken. Viel Folgen ſeiner Thaten berechnet er, aber mehr noch kann er aus gleichem Grunde nicht berechnen. So wird er, wie mit ſichtbaren und unſichtbaren Fäden, überall durch dieſe

Beziehungen umſtrickt, und er zieht ſein Verhängniß auf ſich herein. Er ſteht in einem Kreiſe von Ereigniſſen, von denen er die wenigſten voraus zu beſtimmen vermag, und jeder Augenblick kann einen fördernden oder ſtörenden Umſtand herbeyführen, der nicht in ſeiner Berechnung lag. Je, je trotziger er vorſchreitet, je weniger er ſeine Thaten beachtet, je frevelnder er in das Wirken einer halben Welt eingreift, und ſo dieſe zu gemeinſamen Wirken gegen ihn reizt: um ſo mehr zieht er ein Gewinde hinter ſich nach, das ſich immer ſchwerer, immer feſter und enger um ſeine Schritte ſchlingt, bis er endlich an dem Abgrunde ſteht und von der Laſt, welche an ihm zieht, hinabſtürzt. Aber auch wer ſo trotzig nicht iſt, es kann doch keiner voraus ermeſſen, was kommen wird. Denn Einer nur durchſchaut bis in alle geheimſte Beziehung, bis in alle verborgenſte Verſchlingung, jene tiefere und allgemeinere Verknüpfung der Werke und Thaten aller Einzelnen unter einander, und ihren Zuſammenhang im Großen und Ganzen; jener, der allein die Macht darüber hat, und nicht

ſelbſt darein verſchlungen iſt; aber das iſt kein Menſch.

So fehlte uns alſo gänzlich die Macht? fragte Leopold unmuthig. Aber was frommen mir alle Thaten, wenn ich des Zweckes, der Folge nicht gewiß bin, weßwegen ich ſie allein verrichte?

Dennoch, entgegnete Theoderus, liegt ein innerer Widerſpruch darin, daß wir die Macht beſitzen ſollten; denn ein höheres oder geringeres Vermögen iſt in der That keines, ſo lange es nicht das höchſte iſt. Nur die Macht iſt eine rechte Macht, welche über alle andere Macht iſt, und dieß iſt allein die Allmacht. Aber Allmacht könnte kein Menſch beſitzen, ohne ſie über alle zu üben, und jeder andere müßte ſie zugleich wieder über ihn haben; das widerſpricht ſich durch ſich ſelbſt. Was ſollten wir auch bey unſerm oft ſo verkehrten Wollen mit der Macht? So theilen wir alle das Wollen, aber die Macht kommt allein nur dem beſten, dem unfehlbaren Willen zu; dem nur gehöret die Macht an, welcher ſie nicht mißbrauchen kann.

Was hilft es mir, ſagte Leopold, daß

er mit seiner Macht alles leitet? Mir ist es Zufall, und ich, der ich sein Geheimniß nicht durchschaue, stehe da als ein wechselndes Spiel des Zwanges und des Ungefährs.

Als Zufall freylich, erwiederte Theodorus, muß mir vieles erscheinen, sofern ich allem, dessen Zweck und Grund ich nicht erkenne, überhaupt Grund und Zweck absprechе, und ich nicht vertraue, daß alles in einem Höhern und Bessern, als ich bin, seinen Anfang und sein Ende habe, so daß alles, was mir als Zufall erscheint, Nothwendigkeit ist in dieser höhern Ordnung.

Auch das, fiel Leopold ein, frommt mir wenig; dann ist es Verhängniß, und mir kann es am Ende gleichgültig seyn, ob ich ein Kind des Ungefährs oder des Verhängnisses bin.

Dennoch, antwortete Theodorus, steht der schon höher, welcher nur ein Verhängniß glaubt; er erkennt wenigstens eine den Zufall bindende Macht an: doch wird auch er mit seinem Glauben noch den rechten Trost nicht finden. Denn seine Götter selbst können ihn nicht retten, sie wirken nur in einem weitern

Kreiſe als er; aber ſie ſelbſt ſind Söhne deſſelben Verhängniſſes, und ſo gnädig ſie auch ſeyen, ſie können ihm nur gewähren, was ſein Verhängniß ihm beſtimmt hat.

So liegt es alſo nicht, ſeufzte Leopold, an jemandes Wollen oder Laufen; welches ſein Schickſal ſich erbarmet, deſſen erbarmt es ſich, und wen es verſtockt, den verſtockt es. Das eben iſt die harte Lehre, die mich ſo unglücklich macht, und ich faſſe nicht, wie Sie dieſelbe mit ſolcher Ruhe auszuſprechen vermögen.

Weil es, verſetzte Theodorus, mein Glaube, meine Lehre nicht iſt. Auch bin ich überzeugt, daß der Apoſtel ſelbſt dieſe Worte nicht ſo verſtand; vielmehr erkenne ich den Glauben der heiligen Schrift als das einzige Mittel, uns aus dem Zufalle und Verhängniſſe zu retten.

Und wie können wir, fragte Leopold, aus dem Zufall uns retten, dem Verhängniß entgehen?

Dadurch, antwortete Theodorus, daß wir der Liebe uns in die Arme werfen.

Iſt die Liebe, fragte Leopold, mächtiger als das Verhängniß.

Sie allein, erwiederte Theodorus, iſt das Verhängniß. Wohl, mein Freund! wir, uns ſelbſt überlaſſen, entzogen einer höhern Huth, müßten unter der Laſt des uns erdrückenden Verhängniſſes troſtlos untergehen, wären ein Spiel des Zufalls, Kinder der Angſt und Noth, ohne Freude und Frieden. Um ſo nothwendiger iſt es, daß wir unter den Schutz einer höhern ſchirmenden Macht uns retten. Und das eben iſt die freudige Verkündigung der vom Himmel geoffenbarten Lehre: jene Macht, der alles gehorcht, die alle Tiefen durchſchaut, jedes Verhältniß knüpft, alle Bande löſet, und waltet über die Verſchlingung aller Beziehungen, dieſe hohe allgewaltige, allerregende Macht iſt die Liebe. Und Chriſtus iſt uns nicht bloß der Verkündiger, ſondern auch der Vermittler der ewigen Liebe; er kommt zu uns, wir nehmen ihn in uns auf, er uns in ſich und in der ewigen Liebe. Damit ſind wir entriſſen dem Verhängniſſe, und der Zufall hat keine Macht über uns; ja ſelbſt der Zufall, alle Dinge müſſen denen zum Beſten dienen, welche Gott lieben,

und sie ihrem ewigen Gute nur unzertrennlicher vereinen.

Noch, sagte Leopold, durchschaue ich dieß nicht klar; noch steht der strenge Spruch der Schrift unwiderlegt da.

Er soll auch nicht widerlegt, versetzte Theodorus, aber wohl recht erkannt werden. Jeder, der Ungläubige so gut, wie der Gläubige, muß seine Abhängigkeit fühlen von einer Gewalt, der er nicht zu widerstehen vermag, und vieles muß ihm begegnen, was er augenblicklich in seinem Grunde und Zwecke nicht erkennt. Aber nur der Ungläubige steht, weil er nicht an die Liebe glaubt, in Angst und Zagen da. Für ein Gemüth, das der ewigen Liebe an der Brust liegt, giebt es weder Zufall noch Verhängniß; alles ist ihm Führung, Schickung Gottes, es sind die Wege des Herrn, die er auch da verehrt, wo er sie nicht durchschaut, aus Ehrfurcht vor dem Höhern. Und der Herr ruft uns nicht bloß, er bestimmt auch jedem, unabhängig von ihm selbst, eine solche Lage, wodurch er am sichersten zum Heile geleitet wird. Wenn andere um uns, wenn wir selbst schauerliche Tha-

ten begehen, ſo liegt der Grund freylich nur in unſerm oder ihrem verkehrten Wollen; aber daß wir einen ſolchen Menſchen vor uns ſehen, daß wir ſcheinbar in ſeine Macht gegeben ſind, iſt Vorherbeſtimmung; er könnte das geringſte Übel uns nicht zufügen, wenn die ewige Liebe es zu unſerm Beſten nicht zuließe. Was in ihm freyer Wille iſt, erſcheint für uns, die wir dieſen Willen nicht beſtimmen, ſondern nur der Wirkſamkeit deſſelben preisgegeben ſind, als Nothwendigkeit. Und hier trägt denn ein gläubiges Gemüth die Nothwendigkeit in Beſtimmung ſeiner Lage auf den Willen des auf ihn einwirkenden übelwollenden Menſchen über. Es erſcheint ihm, als habe Gott den einen Menſchen verſtockt, den andern begnadigt, um, je nachdem es noth thut, hier ſeine Milde, dort ſeine Strenge zu zeigen. In dieſem Sinne ſpricht der Apoſtel in dem Geiſte und der Sprache ſeiner Zuhörer zu dieſem. Nicht als ob die ewige Liebe abſichtlich ein Menſchenherz den andern zur Warnung verſtocke, alſo, um eines ihrer Kinder zu retten, das andere verderbe; Gott knüpft nur das Schickſal von

Men-

Menſchen, welche ſo ſchwer zu erleuchten waren wie die Iſraeliten, an das des noch verblendetern Ägyptiſchen Königes, um in ſeinem Schickſale die ſchauerliche Lehre zu empfangen, wie ein Menſch, welcher abſichtlich dem Beſſern widerſtrebt, nur ſich ſelbſt in das eigene Verderben ſtürze. Gott beſtimmt den König nicht, ſo ſchlecht zu handeln, aber ſie verſetzt er in die Nothwendigkeit, dieſen ſo handeln zu ſehen, und ſo ſagen ſie nun: Gott habe ihnen zu'm Beyſpiel den König verſtockt.

Müßten wir, fragte Leopold ſchon mehr beruhigt, alſo mit der Macht nicht auch den Willen aufgeben?

Den eigenen Willen allerdings, verſetzte Theodorus, um ihn in einem höhern wieder zu gewinnen. Was ziemte uns vernünftigen Weſen auch mehr, als ausſchließlich nur das zu wollen, was die ewige Weisheit will? Und das iſt die höchſte Aufgabe unſres Lebens, in unſrer Lage zu forſchen, was die ewige Liebe durch uns will, und was wir in ihrem Dienſte wollen ſollen.

Aber, entgegnete Leopold, ſchließt ſie nicht

den einen in den engſten Schranken ein, während ſie einem andern eine halbe Welt zu ſeinem Wirkungskreiſe eröffnet?

Mehr, erwiederte Theodorus, wird von keinem gefordert, als daß er an ſeiner Stelle ganz ſey, was er ſeyn kann und ſoll. Alle freylich können nicht gleich ſeyn der Sonne, welche eine Welt erleuchtet, aber jeder kann ein erwärmender, befruchtender Strahl der Sonne ſeyn; und wer der Strom nicht ſeyn kann, welcher einem ganzen Lande zur Segensquelle dient, der ſey wenigſtens dem Bache gleich, welcher dem Strome ſein Waſſer zuführt, und um deſſen klare Wellen freudig die Blumen aufblühen.

Wenn aber, wandte Leopold ein, alle Schickſale eines Menſchen, ſtatt ihn zu ſelbſtloſem, thätigem Wirken aufzuregen, nur dazu gedient hätten, gänzlich das Leben in ihm zu tödten und die Macht des Willens zu brechen?

Dieß iſt nicht möglich, erwiederte Theodorus. Scheinbar kann die Willenskraft in uns auf Augenblicke gelähmt werden, aber ihre Ela-

ſtizität iſt zu groß, als daß ſie je zu brechen vermöchte. Dahin aber leitet die ewige Liebe nach und nach alle unſere Schickſale und Verhältniſſe, nicht den Willen in uns zu tödten, ſondern durch den Widerſtreit, durch die Reibung mit der äußern Welt uns allmälig von derſelben loszureißen. Indem aber hierdurch jeder in ſeiner freyen Thätigkeit und Willensäußerung als eine eigene Welt in dem großen Ganzen daſteht, ſo liegt darin nicht der Zweck, daß er ſich auch gänzlich in ſich ſelbſt ſchließe, und einen gleich feindſeligen Stand gegen Gott und die Welt annehme; ſondern er wird nur darum losgeſtoßen, damit er, indem er nun den göttlichen Ruf vernimmt und ihm der helfende Mittler naht, freudig dieſen in ſich aufnehme, und aus dem vergänglichen Reiche in das ewige, aus dem des Haſſes und der Feindſchaft in das der Liebe und des Friedens übertrete, und freywillig ſeinen eigenen Willen in Gott aufgebe, d. h. aufhöre, länger etwas anderes zu wollen, als was er als den Willen der höchſten Liebe und Weisheit erkannte. Und ſo kommen wir denn wieder auf den Satz zurück:

die Macht über den Zufall und das Verhängniß erlangt der Mensch nur durch eine Erneuerung seines Lebens, durch eine geistige Wiedergeburt, in dem Leben in Gott und Christus.

Damit, sagte Leopold freudig, öffnet sich mir der Blick in ein hohes, tröstliches Geheimniß, das ich bisher kaum geahnet hatte. Aber wie viele glauben in dieser Zeit noch ernstlich an eine solche Lehre?

Darin eben, versetzte Theodorus, liegt die Unseligkeit dieser Zeit, daß sie nicht recht an Christus und die Liebe Gottes glaubt und der freudigen Zuversicht ermangelt. Gott zwar hat Zeichen und Wunder gethan; furchtbarer als je hat er in den schrecklichsten Umwälzungen diese Zeit der Macht des Schicksals preisgegeben: aber wie geringe ist die Zahl derjenigen, die sich in Christus gerettet haben, und haften doch viele so sehr an der Oberfläche, daß sie wähnen, was alle Schrecknisse des Schicksals nicht vermochten, selbst durch einige Ceremonien zu vermögen, und den Menschen in einem erneueten Cultus das Leben wiedergeben

zu können, das ſie allein nur in Chriſtus gewinnen werden.

Es trat eine Pauſe ein in dem Geſpräche; eben ſchlug die Glocke, man überhörte ihre Schläge. Nun rief der Wächter die Mitternachtsſtunde aus; die Kerze war tief bis in den Leuchter abgebrannt. Leopold bat den edlen Greis um Verzeihung, daß er ihm einen Theil ſeiner nächtlichen Ruhe geraubt habe; aber mir, ſagte er, haben Sie dieſe viel reichlicher wiedergegeben. Er entfernte ſich, indem er ihm dankbar die Hand drückte.

Fünftes Kapitel.

Die nächtliche Unterredung zwiſchen Theodorus und Leopold brachte eine tiefe und mächtige Einwirkung auf das innere Leben des letztern hervor. Jetzt erſt ward es ihm klar, wo es ihm fehle und wie ihm allein nur könne geholfen werden. Er fühlte das ſehnlichſte Verlangen in ſich, das Leben in Gott recht

kennen zu lernen und, wo möglich, durch daſſelbe aller Quaal ſeines eigenen Selbſt entriſſen zu werden. Als er daher ſeine beyden geiſtlichen Freunde den Vorſatz äußern hörte, den Winter über die hauptſächlichſten Bücher der heiligen Schrift mit einander zu leſen, ſo bat er ſie auf das dringendſte, ihn an dieſer Lectüre Antheil nehmen zu laſſen. So brachten ſie denn jeden Tag hiermit einige Stunden zu. Während die beyden andern bey allen ſchwierigern Stellen das heilige Original ſelbſt zu Rathe zogen, las gewöhnlich Leopold aus Luthers Überſetzung vor, und er fühlte ſich faſt nicht minder gelabt und erquickt durch die Bemerkungen, in welchen bey manchem erhebenden Spruche die ganze Tiefe des göttlichſten Lebens in dem edlen Greiſe ſich kund gab, als durch das heilige Buch ſelbſt. Oft kam Robert zu ihnen herüber, oder man beſuchte dann wieder die Freunde; auch während der ſchlimmern Jahreszeit blieb man ununterbrochen in dem freundlichſten Verkehr. Cäcilie empfand fortdauernd ein gewiſſes Grauen vor Leopold; deſto mehr erfreute ſich Throdorus ihrer, und er war im-

mer beſonders heiter, wenn er ſich in ihrer Nähe befand.

Während dieſer ihrer geſelligen Unterhaltungen war einige Male die Rede auf Friedberg gekommen, und Leopold entging es nicht, wie alle mit beſonderer Liebe und Innigkeit ſeiner gedachten. So lange er mit dieſem in Italien war, wußte er, hatte keine Berührung zwiſchen ihm und Harders ſtatt gefunden; er ſchloß daher auf ein früheres inniges Verhältniß zwiſchen ſeinem abgeſchiedenen Freunde und ſeinen noch lebenden. Und ihr guten Menſchen, dachte er oft, ihr wißt nicht, daß ihr von einem Todten redet und wer euren Freund euch raubte; und wie fühle ich mich doppelt beſchämt, nicht bloß eine ſo ſchreckliche That verübt, ſondern ſie auch an euch begangen zu haben. — Aber eben dieſe Scheu erlaubte ihm nicht, näher nach ihrem Verhältniſſe zu dem Abgeſchiedenen zu forſchen. Er arbeitete treu und unabläſſig an ſeinem Heile, und doch war es ihm immer, als ob das Geheimniß der von ihm verſchwiegenen Schuld ihn, ſo wie er vorſchreite, ſtets wieder wie mit unſichtbarer Gewalt zurück-

ziehe. Ach, dachte er oft, auch ich habe den Druck empfunden, welcher von der Welt mich losließ, aber ſtatt damit die Höhe zu gewinnen, ſtürzte ich in den Abgrund hinab; und wird mir es wohl je wieder ganz gelingen mich zu erheben, ſo lange die ganze Schwere des ſchuldigen Bewußtſeyns an mir zieht? Statt den Feind zu fliehen, gewähre ich ihm in mir ſelber eine Zuflucht, und wie kann ich die Sünde recht bekämpfen, ſo lange ſie im Verborgenen von mir genährt und geſchützt wird? Nein, ich will ganz in meiner Schwäche und Erniedrigung vor dieſen herrlichen Menſchen daſtehen, damit ſie mir auch ganz helfen und mich zu ſich hinauf ziehen können.

Oft trat er mit dem Vorſatze zu ihnen, heute gewiß ſich ganz zu entdecken, aber ſo wie er den ehrwürdigen Mann anſah, fühlte er ſich auch in ſeinem Innerſten erſchüttert. Eine unbeſiegliche Angſt befiel ihn; nein, ſeufzte er im Stillen für ſich, ſie können dich nicht mehr in ihrer Mitte dulden, wenn ſie die ungeheure That vernehmen, vor der ſogar deine unreine Seele erbebt. Sie werden dich von

ſich ſloßen, und dann biſt du ohne Hülfe, dann biſt du auf ewig verloren. So ward ein Vorſatz, den er jeden Tag faßte, wie zur That in ihm, bis ſie endlich ward ohne ſeinen Willen.

Das Jahr neigte ſich ſchon zu Ende; auf die erſte, trübe Witterung waren helle kalte Tage gefolgt, welche unſre Freunde, beſonders die jüngern, zu manchen kleinen Ausflügen in die Nachbarſchaft nicht ungenützt ließen. Auf einem dieſer Ausgänge war Leopold jenem unglücklichen Weibe, der Mutter der verbrannten Kinder, begegnet. Dieß brachte die Rede wieder auf dieſelbe, als er nach Hauſe kam. Theodorus klagte, wie er, ſo ein erfreulicher Erfolg auch anfänglich ſein Bemühen zu krönen ſchien, umſonſt alles aufbiete, eine gewiſſe Melancholie zu bekämpfen, die immer mehr Macht über das Weib gewinne; ja wie ſogar Augenblicke von völligem Irrſinne bey derſelben einträten, in welchen ſie gewöhnlich mit etwas Brodt umher irre und ihre Kinder aufſuche, um ihnen dieſes zu bringen, bis ſie mit einem Male ihren Irrthum wieder erkenne und in die alte Trauer zurückſinke. Ihr Gewiſſen

ſetzte er hinzu, iſt ſehr zart, und der Gedanke läßt ihr nicht Ruhe, daß ſie mit mehr Sorgfalt für ihre Kinder doch vielleicht den Tod derſelben hätte verhüthen können.

Gott! dachte Leopold, und mich hat nicht einmal der wiſſentliche und abſichtliche Mord des Freundes wahnſinnig gemacht! Geſetzt auch, ſagte er, ein Menſch trage gewiſſermaaßen durch Vernachläßigung, wie dieſes Weib, die Schuld an dem Tode eines geliebten Weſens: ich zweifle nicht, daß er dennoch, in dem Bewußtſeyn ſeines reinen Willens, endlich Ruhe finden werde von der eigenen innern Qual, und Verzeihung bey dem höchſten Richter. Aber könnte beydes jemals auch mit einem Menſchen der Fall ſeyn, der wiſſentlich und abſichtlich in das Glück Unſchuldiger zerſtörend eingegriffen und ein großes Verbrechen begangen hätte?

Auch daran, erwiederte Theodorus, zweifle ich nicht, ſofern nur ſeine Reue vollkommen iſt und ihn zu einer völligen Wiedergeburt führt.

Worin möchte aber ein ſolcher Menſch wieder am erſten einen wahren und recht erquicklichen Troſt finden? fragte Leopold aber-

mals, ſelbſt ſchon getröſtet durch die erhaltene Antwort.

Theodorus bedachte ſich, aber Urban fiel ſchnell ein: ich kann mir nichts anderes denken, als wenn es ihm gelänge, eine recht herrliche That zu vollbringen; zum Beyſpiel, wenn er gemordet hätte, ein edles Leben mit eigener Gefahr zu retten.

O Gott, rief Leopold ſich ſelbſt vergeſſend aus, dieſen Troſt habe ja auch ich da zuerſt empfunden, als ich Robert aus dem Strome rettete.

Und um ſo mehr, ſagte Theodorus, dürfen Sie der Rettung dieſes edlen Lebens ſich erfreuen, da dieß nicht gleichſam nur der Erſatz für ein anderes vernichtetes war.

Leopold rang bey dieſen Worten eine Weile ſchweigend in innerm Kampfe. Nein, rief er dann aus, ich habe mich ſelbſt verrathen, und jetzt erſt fühle ich mich frey, da das laſtende Geheimniß von dem Herzen iſt. Ja ihr ſollt alles wiſſen; richtet über mich, verdammet mich, wenn ihr nicht verzeihen könnet,

aber zu heucheln vermag ich länger nicht vor euch.

Er erzählte nun treu und aufrichtig, doch ohne vorerſt den Namen des Freundes zu nennen, ſein ganzes Verhältniß zu demſelben, wie groß und liebevoll ſich dieſer ſtets bewieſen, wie er ihm endlich, von frevler Liebe geblendet, in Rom ſeinen Mörder erkauft habe, und von nun an keine Ruhe finde, ſo daß ſelbſt in ſeinem unreinen Herzen das Wort der heilenden Verkündigung zu'm Schreckniſſe geworden. Und damit ihr alles erfahret, ſchloß er, ſo wiſſet: der, von dem ihr mit ſo viel Liebe wie von einem Lebenden redet, Friedberg, iſt durch meine Hand gefallen; weinet um ihn, und fluchet ſeinem Mörder!

Theodorus hatte erſt mit tiefer Trauer, Urban mit Entſetzen ſeine Erzählung angehört; dann aber glänzten die Augen des Greiſes vor Freude, als er die Worte vernahm, welche den vollen Graus des Frevels enthüllen ſollten. O, ſagte er, daß ich der ganzen Welt ſolche Tröſtung zu reichen vermöchte, wie ich dieſe für Ihr geängſtigtes Herz habe, mein armer

Freund. Zwar noch durchſchaue ich nicht, wie alles zuſammenhängt, aber wiſſen Sie: der Herrliche lebt, den Sie durch Ihre Schuld getödtet wähnen. Und damit Ihnen kein Zweifel bleibe, ſo leſen Sie dieſe Briefe, die er mir indeſſen aus Frankreich ſandte. Aber vergeben hat er Ihnen gewiß, denn des ganzen Vorfalls hat er auch nicht einmal erwähnt.

Hiermit hohlte er einige Briefe aus dem Schreibtiſche und reichte ſie Leopold hin. Dieſer faßte ſich ſelbſt nicht; er ſah die Schrift an, es waren des Freundes Züge; er wollte leſen, aber ein Strom von Thränen ſtürzte aus ſeinen Augen. Er ſank auf ſeine Kniee nieder und dankte der ewigen Vorſicht, die ihn ſo wunderbar führte, die ihm endlich durch ſonderbare Fügung das Geſtändniß entlockte und ihm den Troſt reichte, deſſen er ſelbſt, durch ſeine falſche Scheu und ſein Zurückweichen gegen die beſſere Stimme, noch lange vielleicht hätte entbehren müſſen. Die beyden Freunde aber nahm er zu Zeugen vor Gott, daß dieſer Augenblick auch der Anfang einer wunderbaren Wiedergeburt für ihn ſeyn ſolle und der Ein-

tritt in ein göttliches Leben, zu dem er endlich mit Hülfe eines so geübten Dieners des Herrn zu gelangen hoffe.

Theodorus aber betete mit ihm zu Gott, daß der Vorsatz seines Freundes nicht ohne Frucht seyn möge; und wohl, sagte er zu diesem, wo so mächtig die Reue wirket, da führt sie gewiß zum Heile. Sie redeten nun tröstliche Worte mit einander, wie die ewige Liebe keines ihrer Wesen läßt, auch wenn diese von ihr lassen wollen.

Der himmlische Vater, schloß Theodorus, zieht uns alle zu sich, und auch da, wo eines seiner Kinder sich von ihm losziehen will, hält er es noch. Ist sein Widerstreben zu beharrlich, so läßt er es augenblicklich fallen, aber schnell hebt er es wieder auf. Beharret es dennoch in seiner Widersetzlichkeit, so überläßt er es scheinbar sich selber und zieht eine Zeit lang seine Hand von ihm ab, und seine Strafe ist alsdann, daß es in die Macht des Verhängnisses gegeben, den Verirrungen des eigenen Willens und allen Zweifeln eigener Selbstberuhigung erliegt. Aber dann ruft er ihm

doch wieder, wie der Hirte dem verlorenen Schafe, und kehrt es zurück, ſo iſt alles Frühere vergeſſen und vergeben von dem liebevollen Vater, mag in dem Kinde auch noch lange Scham und Reue, und das Gefühl eigener Unwürdigkeit fortdauern.

Ach ja, ſagte Leopold, jetzt erſt fühle ich recht den Troſt des Wortes, daß die Liebe huldreich gewährt, was das Verdienſt nicht anſprechen kann.

Sechstes Kapitel.

Leopold war wie einem Menſchen zu Muthe, welcher lange in einem gräßlichen Traume ſich abgeängſtigt hat, und nun, da er erwacht, ſich ſelbſt und die nahen Gegenſtände betaſtet, ob er auch wirklich wach, und was ihn faſt bis zum Wahnſinn getrieben, und ob nicht ſein Erwachen ein Traum ſey. Eine ungeheure Laſt, die ſein ganzes Daeyn ſchwer drückte, und unter der er ſich mühſam fortſchleppte,

war von ihm genommen. Aus dem erſten Zuſtande einer unruhigen, gewaltſamen Freude ging er allmälig in den der beſeligendſten Ruhe über, und zum erſten Male fühlte er endlich den Troſt innerer Verſöhnung in ſich.

Überhaupt gewann das Zuſammenleben unſrer Freunde immer mehr eine höhere Bedeutſamkeit. Theodorus, der Hinanſtrebende, der immer mehr ſeine Schwingen entfaltete zum Aufſluge nach oben, zog alle mit hinauf. Sichtbar ſchwanden mit dem neu eintretenden Jahre immer mehr ſeine Kräfte; er fühlte ſich zu ſchwach, nur die Freunde in der Nähe zu beſuchen. Aber je mehr der irdiſche Menſch in ihm ermattete, deſto mehr ſchien der himmliſche, ſo wie allmälig von außen die Bande ſich löſeten, an hoher herrlicher Kraft zu gewinnen. Eine große Freudigkeit und tiefe Stille erfüllte immer mehr ſein ganzes Weſen, und ſo gern er bey den Lieben weilte, ſo erwachte doch immer häufiger eine tiefe Sehnſucht in ihm, zu dem Vater und den Geliebten heimzukehren, die jenſeits ſeiner harrten. Er glich immer mehr einem Manne, der nach langer Trennung

endlich zurückgekehrt und bey der Wohnung der Seinigen angelangt iſt, und nun bloß noch mit freudiger Ungeduld des Augenblicks harret, da die Thür ſich öffnet, um ganz in die Arme und an das Herz der Geliebten zurückzuſinken.

Alle bemerkten die ſchnelle Veränderung, welche an ihm vorging. Jeder dachte bey ſich: nun wird der hohe Geiſt bald hinaufſchweben in das lichtere Reich, das ſchon aus ſeinen verklärten Blicken widerſtrahlet; aber mit keinem Worte that er ſeinen Gedanken dem andern kund. In allen entfaltete ſich ein reineres und freudigeres Streben, ein gegenſeitiger Wetteifer, durch gemeinſame Liebe dem ſcheidenden Freunde den letzten Abend ſeines Lebens zu verſchönern. Cäcilie kam nun öfter mit dem Vater zu Theodorus herüber; auch ſie ſchien durch die erhöhete Stimmung, in welche ſie immer mehr verſetzt wurde, noch mehr vergeiſtigt. Wehmuth und Freudigkeit gaben ihrem Weſen, allen ihren Mienen oft ganz das Anſehen eines Engels. Theodorus nannte ſie nur ſeinen Seraph, und wirklich, wenn ſie in dem

weißen Gewande mehr zu ihm hin ſchwebte, als ſchritt, war es, als ob ein himmliſches Weſen unter unſern Freunden wandle. In weißem Gewande erſchien ſie nun aber immer, da Theodorus einige Male ſeine Freude geäußert hatte, ſie in demſelben zu ſehen.

Um des alten Freundes beſſer pflegen zu können, hatte ſie ihn öfters auf das dringendſte gebeten, doch ganz bey ihnen ſeine Wohnung zu nehmen. Dieſen Bitten gab endlich Theodorus nach, und zog an einem hellen Februar-Tage, an welchem ihn Robert und Cäcilie abhohlten, zu den Freunden hinüber. Mit tiefer Wehmuth und doch freudigem Gefühle nahm er Abſchied von der Wohnung, in der er ſo viele Jahre wechſelnd in Freude und Trauer verlebt hatte; denn wohl wußte er, daß er ſie nicht wieder beziehen werde, und es war ihm, als ob er überhaupt damit den erſten Schritt aus der irdiſchen Behauſung thue, der er nur halb noch angehörte.

Auch Leopold folgte ihm auf die Bitte der Freunde zu Harders herüber. Sie hatten die Veränderung bemerkt, welche mit ihm vorge-

gangen war, und er ſelbſt hatte Robert ſein Geheimniß nicht länger verborgen. Wie man um einen von einem gefährlichen Übel wieder geneſenen Freund ſich ſorgſam bemüht, ſo behandelten ihn alle mit der zarteſten Sorgfalt. Alle freuten ſich ſeiner Rückkehr, und obgleich Cäcilie von dem Geheimniſſe nichts erfuhr, ſo verſchwand doch auch in ihr allmälig das Grauen, und ſie betrachtete ihn nun ganz mit der Freudigkeit, womit eine Schweſter den Lebenserretter des geliebten Bruders anſieht. Urban, der nun ganz die geiſtlichen Geſchäfte ſeines greiſen Freundes übernahm, kam, ſo oft ſein Beruf es geſtattete, zu den Freunden herüber. Ein ſchönes Band von Liebe und Innigkeit umſchlang alle immer inniger, und dankbar ſegneten ſie jeden Tag, welcher ihnen ihren geliebten Theodorus noch ſchenkte.

Alle Gedanken des letztern aber wandten ſich immer ſehnlicher nach dem jenſeitigen Reiche hin. Er las viel in der heiligen Schrift, beſonders in den Schriften des Lieblings des Herrn, wobey Leopold und auch häufig Cäcilie ihm Geſellſchaft leiſteten. Ihre Geſpräche

gewannen immer mehr an Ernſt und Salbung. Beſonders freudig fanden ihn Leopold und Robert an einem Tage, da ſie in das Zimmer eintraten. Das Buch lag offen vor ihm. Wohl, ſagte er zu den Freunden, „das iſt das groſſe und neue Gebot, daß wir uns unter einander lieben, und niemand hat gröſſere Liebe, denn die, daß er ſein Leben läſſet für ſeine Freunde.“ *) Aber auch die andere Stelle, welche ich las, hat mich wieder in dem Innerſten gelabt. Ich habe auf mein Leben zurückgeblickt, und dabey iſt mir klar geworden, daß das allein nur die ſeligſten und beſten, die thätigſten und ſtärkſten Momente meines Lebens waren, in welchen ich als eine lebendige Rebe dem Weinſtocke Chriſtus ganz und voll angehörte. Er las ſeinen Freunden den Anfang des funfzehnten Kapitels aus dem Evangelium des heiligen Johannes vor, beſonders die Stelle: **) „ich bin der Weinſtock, ihr ſeyd die Reben; wer in mir bleibet und ich in ihm, der

*) Joh. 15. 12. 13.

**) Joh. 15. 5.

bringet viel Frucht, denn ohne mich könnet ihr nichts thun.“ Auch Cäcilie und der Vater waren heraufgekommen, und es entspann sich nun unter den Freunden ein Gespräch über den erhöheten, geistigen Zustand in dem Menschen, welchen die Schrift das neue Leben, die Wiedergeburt, das Leben in Gott, und Christus in uns, oder den Wandel im Himmel nennt.

So viel, sagte Robert, ergiebt sich durch sich selbst: einem Menschen, welcher diesen Zustand nicht durch unmittelbare Erfahrung an sich selbst hat kennen lernen, muß er unbegreiflich bleiben, ja als Thorheit erscheinen, wenn er Menschen die Dinge nach ganz anderm Maaßstabe ermessen, nach ganz andern Grundsätzen handeln siehet, als seine Klugheit ihm eingiebt.

Das erkannten auch, sagte Theodorus, von je her alle diejenigen, welche in diesem Zustande sich befanden, und Paulus erklärt geradehin: „wir predigen den Gekreuzigten, den Juden ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit;“ *) „das Wort vom Kreuze ist eine Thor-

*) 1 Cor. 1, 23.

heit denen, welche verloren werden, uns aber, die wir ſelig werden, iſt es eine Gotteskraft.“ *)

Ja, fiel der alte Harder ein, dieſes Leben muß geradehin in Streit, in Feindſchaft ſtehen mit dem Leben aller derer, die überall nur ihrem weltlichen Verlangen gehorchen und keine Forderungen kennen, als welche ihre alltägliche Klugheit an ſie macht.

Auch darauf, erwiederte Theodorus, weiſen die Erleuchteten hin: „alle, die gottſelig leben wollen in Chriſtus Jeſus, müſſen verfolgt werden! **) Dieſer Widerſtreit mußte damals um ſo gewaltiger ſeyn, als der neue göttliche Glaube, jugendlich ſtark und mächtig, erſt hervortrat; ſo daß in der That der Erlöſer nicht zu viel ſagte, als er ſeinen Getreuen voraus verkündete: „es kommt die Zeit, daß wer euch tödtet, wird meinen, er thue Gott einen Dienſt daran; und ſolches werden ſie euch darum thun, daß ſie weder meinen Vater, noch mich erkennen ***).

---

*) 1 Cor. 1. 18.

**) 2 Tim. 3. 12.

***) Joh. 16. 23.

Welche Hoheit einer Sinnesweiſe, ſagte Cäcilie, die ſogar ſtark genug iſt, Thorheit zu ſcheinen vor den Menſchen, und ihren Spott, ihre Feindſchaft nicht zu ſcheuen. Aber wodurch erreicht ein Menſch dieſe Höhe?

In jedem, auch in dem Verſunkenen, entgegnete Leopold, treten Augenblicke beſſerer Regung, einer Losziehung aus der gewöhnlichen Sphäre des Denkens und Lebens, und der Erhebung über dieſelbe ein; aber ſolche einzelne Momente eines beſſern Lebens ſind noch kein Leben?

Im Gegentheil, verſetzte Harder, damit erſt, ſcheint mir, gewinnt ein Menſch das neue Leben, daß es ihm gelingt, dieſe Zuſtände, wie ſie abgebrochen in ſeinem Daſeyn liegen, an einander zu reihen, und zu Einem einzigen Zuſtande dauernder Erhebung zu machen.

Allein, verſetzte Robert, dabey bleibt immer noch die Frage: womit gewinnt der Menſch die Macht, ſich in eine höhere Sphäre aus ſich ſelbſt hinaufzuſchwingen?

Nicht durch ſich ſelbſt, entgegnete Theodorus; er müßte ewig in ſich ſelbſt verſinken,

wenn nicht die höhere Liebe ihn zu ſich zöge; dadurch nur ſteigt er auf, daß er die Hand, welche ſie ihm, und jedem ihrer Kinder reicht, faßt und an dieſer Hand ſich hinaufſchwingt; oder ohne Bild: daß er dem Rufe des heiligen Geiſtes gehorcht, den Mittler Chriſtus in ſich aufnimmt, und ein Leben beginnt, nicht in ſich ſelbſt, ſondern in Chriſtus, dem Worte gemäß: „ich lebe, doch nun nicht ich, ſondern Chriſtus in mir; denn was ich jetzt lebe in dem Fleiſch, das lebe ich in dem Glauben des Sohnes Gottes.“ *)

Es iſt nur, wandte Robert ein, mit dieſem Geiſte Gottes in dem Menſchen eine wunderbare, unbegreifliche Sache; wenigſtens jene Schwärmer ſcheinen mir am weiteſten von der Wahrheit abzuirren, welche, ohne ſich über das Treiben des gemeinſten Lebens, ja über deſſen ſittliche Unreinheit zu erheben, eine augenblickliche Inſpiration vorgeben, und in dieſem Ergriffen werden von dem Geiſte gleich Wahnſinnigen ſich gebehrden.

---

*) Gal. 2, 19. 20.

Wenigſtens ganz gegen die Schrift, ſagte Theodorus, iſt ein ſolches Vorgeben; denn die Schrift erklärt uns überall den Zuſtand des Wiedergeborenen nicht als ein wildes Hinſtürmen und plötzliches Auflodern einer geheimen Flamme, ſondern als einen Zuſtand der höchſten ſittlichen Reinheit, der ſeligſten Freude und tiefſten Ruhe, als eine gänzliche Erneuerung und Wiedergeburt des Menſchen, mit deſſen innerm Geiſte und Glauben eine völlige Veränderung vorgegangen iſt. „Iſt jemand in Chriſtus, ſo iſt er ein erneuetes Weſen; das Alte iſt vergangen, es iſt alles neu geworden.“ *)

Kann, fragte Leopold, ein Menſch, in welchem Chriſtus lebt, auch die Welt noch lieb haben?

Es beruht hier alles, verſetzte Theodorus, darauf, was wir unter Welt verſtehen. Nehmen wir das Wort in dem Sinne, worin es häufig in der heiligen Schrift gebraucht wird, und begreifen wir darunter alles, was Gott

*) 2 Cor. 5, 17.

und dem Heiligen fremd geworden iſt und im Widerſtreite mit demſelben ſteht, und was uns nur in dem göttlichen Leben ſtören würde: ſo liegt freylich ein Widerſpruch darin, daß jemand zugleich Gott und die Welt lieb habe, und dann tritt für jeden, welcher ernſtlich ſein Heil ſucht, die Nothwendigkeit ein, lieber alles, ſelbſt das, was ſeinem Herzen am theuerſten iſt, von ſich zu laſſen, um nur nicht von Chriſtus, ſeinem beſten Gute, abgezogen zu werden. Der Erlöſer ſelbſt drückt ſich hierüber ſehr ſtark aus: „ſo deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, ſo haue ihn ab und wirf ihn von dir; es iſt beſſer, daß du lahm oder ein Krüppel in das Leben eingeheſt, denn daß du zwey Hände und zwey Füße habeſt, und werdeſt in das ewige Feuer geworfen.“ *) — „Wer Vater oder Mutter, Sohn oder Tochter lieber hat, denn mich, der iſt mein nicht werth.“ **) — „Wer ſein Leben verliert um meinetwillen, der wird

*) Matth. 18. 8.

**) Matth. 10. 37. 38.

es finden." *) — „Will mir jemand nachfolgen, der verläugne ſich ſelbſt und nehme ſein Kreuz auf ſich und folge mir nach." **)

Dieſe und ähnliche Ausſprüche freylich, ſagte Harder, haben falſch verſtanden, auf die abentheuerliche Meinung geführt, als ob nun auch jeder Genuß der Sinne, jede Freude an den ſichtbaren Dingen eine Sünde ſey, und als ob der Menſch, um vollkommen Gott zu leben, ganz aus der Welt ſich zurückziehen müſſe: eine Anſicht, nach der entweder nur wenige Auserwählte die höchſte Vollendung in ihrer Einſamkeit erreichen können, oder alles geſellige Leben und Zuſammenwirken aufhören und jeder den andern wie einen Feind fliehen müßte.

Eben ſo ſcheint auf einer ſolchen Anſicht des Chriſtenthums, ſagte Robert, die in neuerer Zeit bey vielen immer beliebter werdende Meinung zu beruhen, als ob mit dem Chriſtenthume die rechte Heiterkeit des Lebens aus der Welt verſchwunden, und damit ein gewiſſer

*) Matth. 10. 39.

**) Matth. 16. 24.

düsterer Sinn, eine finstere Sehnsucht nach dem Jenseitigen und dadurch veranlaßte Unfähigkeit für den Genuß der Gegenwart und ihrer Freuden erweckt worden sey.

Alles dieß, versetzte Theodorus, und dabey ein gewisses Brüten über dunklen Ideen, eine sich selbst bekämpfende Thatenlosigkeit und innere Erschlaffung sind die characteristischen Kennzeichen des freudenlosen Mönchs- und Einsiedlerlebens, aber nicht des Christenthums; wer dieses in seiner ganzen Kraft und Freudigkeit erblicken will, sehe nur auf den hohen Meister und seine Jünger zurück. Wo gewahreten wir die geringste Spur von einem so trüben Geiste in ihnen? Vielmehr zeigt sich in ihnen und in allen ersten Verehrern des Herrn das erneuerte Leben als ein kräftiges, durchaus gesundes Daseyn, frey, thätig, aufopfernd, muthig, freudig, besonnen, begeistert und begeisternd, voll Liebe, Glaube, Hoffnung und Zuversicht, rein und von Schuld unbefleckt. Geradehin ermuntert Paulus seine Freunde: „wartet des Leibes," nur fügt er hinzu: „doch also, daß er nicht

verweichlicht werde." *) „Alle Creatur, erklärt er, iſt gut, und nichts verwerflich, was mit Dankſagung genoſſen wird." **) „Ich habe es alles Macht, es frommt aber nicht alles; und es ſoll mich nichts gefangen nehmen." ***)

Es könnte alſo, fragte Leopold verwundert, ein Menſch, ohne ſich den gewöhnlichen Geſchäften und Verhältniſſen des Lebens zu entziehen, oder ſich allerley ſchwere Übungen aufzulegen, doch die höchſte Vollendung erreichen?

O, erwiederte Theodorus, dieſe braucht keiner ſich ſelbſt aufzulegen, es beſtehe nur die tüchtig, welche ihm auferlegt werden. Und gerade nur in dem Leben vermag die Liebe in ihrer rechten Kraft ſich zu äußern; hier allein vermag jeder höchſte Vollendung zu gewinnen, daß er alle Verhältniſſe deſſelben rein bewahret und untadelich durch dieſelben geht; nicht daß er vor dem Feinde in die Verborgenheit zurück flieht, ſondern überall muthig demſelben

---

*) Röm. 13, 14.

**) 1 Tim. 4. 4.

***) 1 Cor. 6. 12.

Stand hält und ihn allenthalben beſiegt, wo er ihn trifft. Darin eben beſteht die Macht des göttlichen Lebens in uns, daß wir damit bewältigen das irdiſche und ſinnliche Leben, und die wir Gefangene des Herrn ſind, nicht durch irgend etwas anderes uns gefangen nehmen laſſen. Immer hat daher auch jenes Wort des Apoſtels mich beſonders ergriffen, worin ſo ganz dieſe Sinnesweiſe ausgedrückt iſt: „die weinen, ſollen ſeyn, als weinten ſie nicht; die ſich freuen, als freuten ſie ſich nicht, und die der Welt brauchen, daß ſie derſelben nicht mißbrauchen.“ *)

Worin, fragte Robert, ſollen wir nun aber beſtimmt die Elemente dieſes Lebens ſetzen?

Derſelbe, entgegnete Theodorus, welcher ſelbſt dieſes in herrlichſter Fülle beſaß, ſagt: „die Frucht des Geiſtes iſt Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuſchheit;“ **) und ſuchen wir dieſes erhöhete Leben in ſeine Haupt-Elemente

*) 1 Cor. 7. 29.

**) Gal. 5. 22.

zerlegen, ſo werden wir eben die von Pau-
genannten als die weſentlichſten erblicken.
e dieſe zuſammen bilden einen Zuſtand höch-
ſittlicher Keuſchheit, „denn wie ſollten die
Sünde leben wollen, welche ihr abgeſter-
ſind!“ *) — vollkommener Einigung und
rſöhnung aller widerſtreitenden Kräfte in dem
enſchen, höchſter Freudigkeit, ſelbſt in Schmerz
Tod, höchſter Freiheit, „denn nur, wen der
hn frey macht, iſt recht frey;“ **) — höchſter
ſt und Begeiſterung, und demnach höchſter
he, Klarheit und Beſonnenheit zugleich; — ei-
Zuſtand, deſſen ganze Macht und Herrlich-
eben in den begeiſterten Worten jenes Bo-
des Herrn am klarſten ſich kund giebt:
ſt Gott für uns, wer mag wider uns ſeyn?
r auch ſeines eigenen Sohnes nicht geſchо-
ſondern hat ihn für uns alle dahin gege-
, wie ſollte er uns mit ihm nicht alles
nken? — Wer will uns ſcheiden von der
e Chriſti? — Trübſal? oder Angſt? oder Ver-

*) Röm. 6, 2.

**) Joh. 8, 36.

folgung? oder Hunger? oder Blöße? oder G
fahr? oder Schwerdt? Wie geschrieben ste
um deinetwillen werden wir gemordet den ga
zen Tag; wir sind geachtet wie Schlachtopf
Aber in dem allen überwinden wir weit u
deß willen, der uns geliebet hat. Denn
bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, we
Engel noch Herrscher und Gewalten, we
Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hö
noch Tiefe, noch irgend eine andere Creat
vermag, uns zu scheiden von der Liebe Gott
der in Christo Jesu unserm Herrn." *).

So verträge sich also, fragte Leopold,
Besonnenheit mit der Begeisterung, und
bedürfte zu dieser nicht eines Zustandes, wo
der Mensch dem eigenen Bewußtseyn entrü
würde, so zu sagen, eines göttlichen Wahnsi
nes, einer göttlichen Raserey?

Dem eigenen wohl, aber nie dem Bewu
seyn des Göttlichen, erwiederte Theodorus,
der Mensch entrückt werden; das Element
Göttlichen aber ist überall die Ruhe und

*) Röm. 8. 31—39.

Ebenmaaß in der Bewegung. Um etwas Schönes zu fühlen, um etwas Erhabenes zu denken, bedarf es nicht erſt des Taumels. „Auch die Geiſter der Propheten ſind den Propheten unterthan.“ *) Unter der Beſonnenheit dürfen wir aber freylich nicht jene Nüchternheit des Verſtandes verſtehen, die gern jede Regung des Gemüths, auch die heiligſte, verwerfen möchte; ſondern jene höchſte Macht des Geiſtes, dem ſelbſt die heiligſten Gefühle unterthan ſeyn müſſen, weil er nur Gott, nicht aber irgend einer einzelnen göttlichen Regung ſich gefangen giebt.

Erweckt aber nicht auch die Kunſt, vor allem die Poeſie, fragte von neuem Leopold, eine ähnliche Begeiſterung?

Ich will nicht verkleinern den Ruhm dieſer holden Freundin der Sterblichen, entgegnete Theodorus, aber was ſie giebt, iſt nur ein Schatten, ein flüchtig verwehender Hauch gegen das hohe, geiſtige Leben und die Begeiſterung, welche Chriſtus erweckt.

---

*) 1 Cor. 14. 32.

Da dünkt mich doch, wandte Robert ein, als habe unſer verehrter Freund ein allzu hartes Wort geſprochen. Denn finden wir nicht auch in der Dichtung die Verſöhnung, die Löſung des Schmerzes, den ſeligen und den Seelenfrieden?

So ſcheint es nur, erwiederte Theodorus. Auch vor Chriſtus haben Dichter geſungen und die Herzen erfreut und begeiſtert, aber die rechte Begeiſterung iſt erſt durch Chriſtus gekommen. Die Kunſt, die Poeſie faßt uns von der einen Seite, ſie regt unſern geiſtigen Sinn, die Phantaſie auf und beſchäftigt dieſe ſo, daß darüber augenblicklich alle andere Kräfte ruhen; ſie führt uns in einen wundervollen Bau, den ſie vor uns aufrichtet, und wir vergeſſen in dem Augenblicke, während wir darin wandeln, uns ſelbſt; wir finden uns in einer Welt, worin alles nach größern, herrlichern Maaßen geordnet iſt und die unſerm Ideale mehr entſpricht — aber dennoch iſt es nur ein luftiger Bau; ein Windhauch weht, und er zerſtiebt, und wir fühlen wieder den Krieg und die Entzweyung in uns ſelbſt. Dieſe äſthetiſche Be-

geiſterung, wie ſie mit Recht heißt, weil ſie den Menſchen durch den Sinn, αἰσθησις, hinanzieht, gewährt uns nur dadurch Verſöhnung, daß ſie augenblicklich den innern Streit uns vergeſſen läßt; aber löſen kann ſie ihn nicht, dieß vermag allein die Chriſtliche Begeiſterung. Und dieſe iſt nicht die künſtliche Erhebung, Steigerung eines Theils im Menſchen, erregt durch ein großes Kunſtwerk von außen, wie durch ein Kunſtſtück: ſie iſt das Wehen des Geiſtes Gottes in ihm, die Erhebung des ganzen innern Menſchen durch denſelben. Daher iſt ſie auch nur das Erbtheil desjenigen, welcher einmal zur Einigung, zur geiſtigen Freiheit gelangt iſt; aber der äſthetiſchen Begeiſterung iſt auch der ſittlich Unreine fähig, auch er vergißt in ſolchen Augenblicken den innern Zwieſpalt, und bringt Dichtungen hervor, wie ſie nur ſcheinen aus einem reinen Herzen hervorkommen zu können, aber ſich ſelbſt reinigt er damit nicht, ja des eigenen Herzens Unlauterkeit giebt ſich in vielen Werken der Dichter nur zu deutlich kund.

Aber doch, entgegnete Robert, zieht eine

Begeiſterung, wie die andere, den Menſchen von ſich ſelber los und trägt ihn über ſich ſelbſt hinauf.

Vielmehr, verſetzte Theodorus, möchte ich darin den Unterſchied zwiſchen beyden ſuchen: die eine giebt dadurch dem Menſchen einen momentanen Frieden, daß ſie ihn ſich ſelbſt entzieht; die andere beſeligt ihn, indem ſie ihn in den innerſten, heiligſten Grund ſeines Weſens, in eine Tiefe hinabführt, wohin kein Sinn dringt, und wenn auch ſie gern ſich in der Phantaſie, als dem freyeſten Elemente, bewegt, ſo iſt es eine verklärte, geiſtigere Phantaſie, wodurch erſt dem Menſchen ein neuer Sinn aufgeht, vermittelſt deſſen er Dinge ſchaut und empfindet, die kein Auge zu ſehen, kein Ohr zu hören vermag, und die ſich nur unbequem und unbehülflich mit Worten ausdrücken laſſen. In dieſer Begeiſterung ruft der heilige Märtyrer Stephanos, während er für ſeinen Herrn und Meiſter zeugt, aus: „ſiehe, ich ſehe den Himmel offen und des Menſchen Sohn zur Rechten Gottes ſtehen;“ *) womit er ſicher

*) Ap. Geſch. 7. 55.

kein ſinnliches Schauen in den geöffneten Himmel verſtand.

Welchen Rang aber, fragte Leopold, wollen wir dieſer äſthetiſchen Begeiſterung einräumen?

Wir wollen, erwiederte Theodorus, ſie preiſen als die erſte unter den irdiſchen Töchtern, als die, welche der himmliſchen am nächſten ſteht. Aber da verliert ſie ganz ihren Werth, wo ſie, die Magd, ſich anmaßt, die Herrin ſelbſt ſeyn zu wollen; dann iſt ſie ſelbſt nur unter dem begriffen, was die Schrift das Fleiſch nennt, und ſie erſcheint nur wie ein nichtiger Schatten vor einem Gemüthe, das, weil es die wahre Begeiſterung in ſich empfindet, die Überzeugung in ſich hegt, daß nur das Leben in Gott und Chriſtus wahrhaft Leben, alles andere Tod und Täuſchung iſt.

Was aber, fiel Leopold ein, führt vor allem zu dieſer Begeiſterung?

Vor allem, entgegnete Theodorus, die Begeiſterung ſelbſt in einem edlen Herzen, und das lebendige Wort, welches ſolch ein Begeiſtertes ausſpricht, oder eine That von ihm; mehr

noch die Wege und Führungen des Herrn, der alle ſeine Kinder in das unſichtbare Reich herüber zu ziehen ſucht, überhaupt alles, was die Verſöhnung, die innere Einigung in dem Menſchen hervorbringt, deſſen neuer Geiſt dieſe Begriſterung iſt.

Sollte nicht auch, ſagte Robert, dieſe ein feyerlicher, erhebender Cultus hervorbringen können, der alle widerſtrebende Gefühle bewältigt, ſo daß in ſolcher Stimmung der Menſch dem Wirken des Geiſtes ſtille halten muß?

Eben dächte ich, erwiederte der Freyherr, darüber haben wir uns verſtändigt: der Geiſt iſt Freyheit und zwingt keinen. Ein ſolcher Cultus bringt aber allerdings vermittelſt der Baukunſt und aller andern Künſte, eine gewiſſe Bewältigung hervor, und damit auch eine gewiſſe Dunkelheit und Betäubung; ſollen wir denn aber, um zu dem Lichte zu gelangen, mit der Nacht und Verfinſterung beginnen?

Und lange vor Chriſtus, ſtimmte Theodorus bey, beſaß man alles, was ein bewältigender Cultus fordert, in vollerm und reicherm Maaße, als es die Armuth unſrer Zeit, wenig-

ſtens ihre Sparſamkeit, wo es öffentliche Werke gilt, zu liefern vermag; aber das rechte Leben und die Verſöhnung kam durch Chriſtus erſt, und wer es verloren hat, kann es in ihm nur wiederfinden.

Aber doch, entgegnete Robert, erheben ſich ſo viele Stimmen, dem immer mehr ſinkenden Glauben durch einen dem Zeitbedürfniſſe angemeſſenern Cultus wieder aufzuhelfen?

Ich zweifle, entgegnete der Freyherr, ob alle diejenigen, welche dieſen Wunſch äußern, das wahre Bedürfniß recht kennen. Ich wenigſtens erblicke ſchon lange hierin nur das ſprechendſte Zeugniß der immer zunehmenden Verweichlichung unſrer Zeit, die, ſtatt ſich zu ermannen, lieber in frommen Gefühlen erſterben möchte. Beſonders fühlen viele der Gebildetern unſrer Zeit, weil ſie vom Glauben abgewichen ſind und das göttliche Leben verloren haben, nun auch ſchmerzlich die Wunde und den Streit in ſich. Dieſe müſſen nothwendig vor allen die äſthetiſche Verſöhnung und Begeiſterung ſuchen, da ſie wohl dieſe, nicht aber Chriſtus in ſich beſitzen können ohne

ſchweren Kampf und ohne aus ihrer ſittlichen Verweichlichung ſich loszureißen. So lehnen ſich denn alle nach einem erhebenden Cultus, nach ſchöner Muſik, bedeutungsvollen Bildern und Symbolen, nicht aber nach dem Worte Gottes. „Denn dieſes iſt lebendig und kräftig, und ſchärfer, denn ein zweyſchneidiges Schwerdt, und durchdringet, bis daß es ſcheidet, Seele und Geiſt, Mark und Bein, und iſt Richter der Gedanken und Sinnen des Herzens.“ *)

Aber eben einen ſolchen Richter liebt man nicht, ſagte Theodorus; man möchte lieber den Riß überſtreichen, als das ſchadhafte Gebäude niederreißen und von Grund aus einen neuen, herrlichern Bau aufführen. Damit, daß ſie zuweilen eine fromme Stunde zu haben glauben, wähnen ſie auch entſündigt zu ſeyn. Aber nicht die Stunde heiligt das Leben, das Leben muß ſeine Stunden heiligen, und aus dem innern Borne allein kann das Heil fließen. Um ſo gefährlicher aber iſt ein Mittel, das, indem es dem Menſchen Gelegenheit giebt, ſeine in-

*) Hebr. 4, 12.

nere Entzweyung auf eine Stunde zu vergeſſen, nun auch den Wahn in ihm erregt, dieſe getilgt zu haben. Damit wird der Verfall nur immer tiefer, die Täuſchung größer.

Theodorus hatte das Geſpräch ſehr ermüdet; darum brachen die Freunde ab, als ſie dieß bemerkten, ſo wenig auch der Gegenſtand deſſelben erſchöpft war. Man wollte bey der nächſten ſchicklichen Gelegenheit den Faden deſſelben von neuem anknüpfen.

Siebentes Kapitel.

Wieder gingen einige Wochen hin; das Befinden des alten Theodorus ſchien ſich ſehr zu beſſern, und unſere Freunde ſchmeichelten ſich ſchon mit der Hoffnung, daß es im Frühlinge wohl wieder ganz gut mit ihm werden könne. Es war der erſte Sonntag des Märzes. Schon bey Tiſche hatte der Greis eine beſondere Freudigkeit gezeigt, und es war, als ob er ein gar hohes, herrliches Geheimniß

in ſich ſelbſt verberge, auf deſſen Mittheilung er voraus ſich freue. Am Nachmittage war auch Urban herübergekommen, und alle Freunde verſammelten ſich auf Theodorus Zimmer, wohin ſie ihr lieber Vater, wie ſie ihn nur nannten, zu ſich eingeladen hatte.

Als er alle um ſich verſammelt ſah, ſo redete er ſie mit den Worten an: ihr ahnet wohl nicht, ihr Lieben, was für eine frohe Kunde ich euch mitzutheilen habe. Wiſſet, ich habe geſtern durch den Boten aus der Stadt einen Brief von dem Comer-See erhalten, der zwar über die Maaßen ſich verſpätet hat, aber immer noch ſehr willkommen iſt. Und rathet ihr wohl, wer mir Botſchaft geſandt hat? — Robert rieth auf den biedern Füllemann; eine Röthe auf Cäciliens Geſicht verrieth, daß ſie auf einen andern denke, deſſen Namen ſie aber nicht auszuſprechen wagte. Nein, ſagte Theodorus, zu Robert gewendet, nicht von dieſem, von zwey ſehr theuren Freunden giebt das Blatt uns Kunde. — Wenn auch die Todten noch der dieſſeitigen Welt ſich kund ge-

ben könnten, sagte Harder, so würde ich nächst Friedberg auf den Mahler rathen.

Wirklich, sagte Theodorus, von diesen beyden ist auch die Kunde. Zwar nur Weniges, aber sehr Erfreuliches verkündet das Blatt. Beyde sind wunderbar gerettet aus den Stürmen einer verhängnißvollen Zeit, die sie zu verschlingen drohte. Der eine ist nun versöhnt mit seinem Geschicke, und kehrt in sein Vaterland zurück; den andern soll uns der Frühling bringen.

Die Freude und das Staunen über diese Nachricht war bey allen gleich groß; besonders bey Robert, der lange schon gewünscht hatte, den geliebten Sohn seines theuren Theodorus (denn wie von einem Sohne sprach dieser immer von ihm) kennen zu lernen. Auch Leopold erfreute sich dieser Kunde, obgleich sie von neuem das Gefühl eigener Selbstbeschämung in ihm weckte. Welches Wort aber vermöchte auszusprechen, was Cäcilie in ihrem reinen, seligen Herzen empfand? Diese Nachricht verlieh der heutigen Versammlung der Freunde eine besondere Lebendigkeit. Man gedachte vorerst der

beyden Abweſenden, und ihrer groſſen Liebe zu einander, welche ſtatt durch die Ungleichartigkeit ihrer Charactere geſtört zu werden, dadurch nur erhöhet ſchien. Dann wandte ſich das Geſpräch mehr in das Allgemeine, und zuletzt kam man auf das Leben in Gott zurück.

Sollte es nicht, warf Robert die Frage auf, einen Zuſtand geben, worin die Exiſtenz des Menſchen als die eines Individuums aufhört und das Leben aller Einzelnen in einem höhern, kräftigern, mächtigern Daſeyn zuſammenſchmilzt, worin zugleich alle die Beziehungen, Triebe und Wünſche deſſelben als die eines Einzelweſens in ſeinem herrlichern, gröſſern Wirken, als dem des Theiles eines erhabenern Ganzen, ſich löſen und aufhören?

Wenigſtens, entgegnete Urban, kann ich mir einen Zuſtand denken, und zwar dieſen allein als den höchſten und herrlichſten, in welchem der Menſch zwar nicht ſeine Exiſtenz, doch ſein Streben und Bewußtſeyn als das eines in ſich ſelbſt geſchloſſenen Weſens verliert. In dieſen Zuſtand wird er verſetzt in den höchſten Momenten der Liebe, worin er ganz ſeinen

Willen in Gott aufgiebt, ſich ſelbſt nicht länger begehrt, ſondern zu einem Werkzeuge Gottes und gleichſam zu einem Strahl der allerleuchtenden und allerwärmenden Sonne der ewigen Liebe wird; eben ſo in den Augenblicken der höchſten Andacht, wo er ganz in dem Bewußtſeyn des Göttlichen ſich verliert, und überhaupt in allen heiligſten Momenten ſeines Lebens, worin er ſich ſelbſt vergißt, ohne doch die Idee des Göttlichen zu verlieren. Denn auch in der Leidenſchaft verliert er ſich ſelbſt, aber zugleich das Göttliche mit; er geht verloren an das, was ſchlechter als er ſelbſt und ſeiner nicht werth iſt.

Denken wir uns, faßte Theodorus dieſen Gedanken auf, einen ſolchen Zuſtand, ſo müßte alſo damit, daß der Menſch aufhört als eigenwillig und eigenſüchtig losgeſchiedenes Einzelweſen dazuſtehen, auch aller der Streit und die Feindſchaft aufhören, in welchen nicht bloß ein Individuum dem andern, ſondern auch jede geſchloſſene Verbindung oder Verbrüderung einzelner den andern gegenüber ſteht, und gegen die wenigſtens ſchon das Gefühl, daß ſie uns

nicht angehören, die Wurzel und der Anfang der Feindſchaft iſt.

Mit dieſem Zuſtande träte alſo, ſagte Urban, jeder aus dem Reiche des Kampfes in das des Friedens, und alle, welche dieſem Reiche angehören, wären durch ein tiefes, unauflösliches Band vereint; in dem Einen Gefühle und Streben, welches alle theilen, wären alle ſelbſt nur Eines.

Aber, fragte Theodorus, iſt dieß ein anderes Reich als das Reich Gottes, und der Zuſtand, durch welchen wir in daſſelbe treten, ein anderer als das göttliche Leben? Und ſo weit die Liebe, die wahre Freyheit, der Glaube, die Hoffnung, die rechte Begeiſterung und alle die hohen Gedanken und Gefühle reichen, welche das göttliche Leben in uns bilden, reicht auch dieſes unſichtbare Reich des Himmels, „welches freylich nicht mit äuſſerlicher Gebehrde kommt, von dem man auch nicht ſagen kann, es iſt hier oder dort, denn es iſt inwendig in uns.“

Und ſollte nicht eben hierin, ſagte Urban, der Vorzug des Chriſtenthums ſich am herrlichſten zeigen, daß es die Feindſchaft löſet,

welche alle die einzelnen Verbrüderungen in der Welt ſtiften, mit dem einen alluwſchlingenden Bande der Liebe alle umfaßt, und in dem Glauben an Chriſtus und in der Freude ihrer Verſöhnung durch ihn alle Eines werden?

Wohl, entgegnete Theodorus, iſt dieß die herrliche Wahrheit: „Hier iſt kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freyer, hier iſt kein Mann noch Weib, denn ihr ſeyd alle zumal Einer in Chriſto.“ *) Alle irdiſchen Verhältniſſe, Freyheit, Knechtſchaft, Volk, Geſchlecht, trennen hier nicht; mit wie vielen Feſſeln auch einer gebunden ſey, dadurch iſt er ihrer entbunden, daß er ein Befreyeter des Herrn iſt. Äußerlich läßt das Reich Gottes alle Bande beſtehen, innerlich löſet es alle, und die äußern müſſen dann nur zu deſto höherer innerer Befreyung wirken. „Wer ein Knecht berufen iſt in dem Herrn, der iſt ein Befreyeter des Herrn;

*) Gal. 3. 28.

deſſelben gleichen, wer ein Freyer berufen iſt, der iſt ein Knecht Chriſti.“ *)

Dieſes rechte Reich des Himmels, fiel Leopold ein, umfaßte alſo die ganze Erde und alle Völker derſelben?

Es ſoll wenigſtens einmal, entgegnete Theodorus, alle umfaſſen. „Es wird geprediget werden das Evangelium von dem Reiche in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker, und dann wird das Ende kommen.“ **)

Wenigſtens, ſagte Harder, wird das Ende alles Streites und das der Gott widerſtrebenden Welt kommen, wenn dieſes Reich einmal alle Herzen durchdrungen und gereinigt hat.

Kann aber, warf Leopold die Frage auf, dieſes höchſte Leben in dem Menſchen jemals gewaltſam von außen unterbrochen werden, wie zum Beyſpiel durch die Zerſtörung unſeres leiblichen Lebens?

Dann müßte ja, flüſterte Cäcilie Theodo-

rus,

*) 1 Cor. 7. 22.

**) Matth. 24. 14.

aus, bey dem sie saß, leise zu, das göttliche Leben aufhören können?

Allerdings, sagte der Greis, besser und herrlicher wird es einmal mit uns werden, wir werden dem Vollkommenen immer näher treten; aber in dem göttlichen Leben gewinnen wir ein Daseyn, das nie aufhören, nur jenseits in noch höherer Fülle und Seligkeit fortdauern wird. „Christus ist die Auferstehung und das Leben; wer an ihn glaubet, wird leben, ob er gleich stürbe, und wer lebet und glaubet an ihn, der wird nimmermehr sterben.“ *)

Damit wäre es also nur Ein Reich, sagte Robert, welches alle die Seligen umfängt, mögen sie mit uns leben, oder vor uns in das Vollkommene eingegangen seyn, oder erst nach uns kommen?

Wenigstens, entgegnete Urban, sagt die Schrift: „dazu ist Christus gestorben und auferstanden und wieder lebendig geworden, daß

*) Joh. xi. 25. 26.

er über Todte und Lebendige Herr ſey;“ *) alſo alle müſſen ſeinem Reiche angehören.

Wenn nun aber, fragte Robert, das Heil darauf beruht, nicht daß wir einer weltlichen Verbrüderung, ſondern daß wir Chriſtus angehören, ſollte man es nicht jedem Gläubigen überlaſſen, wie er vor der Welt ſein inneres, göttliches Leben darſtellen will, ſollte man nicht lieber alle dieſe Verbrüderungen auflöſen und ſomit allem unſeligen Streite zwiſchen Confeſſionen und Secten ein Ende machen?

Sobald wir einmal gänzlich dem Vollkommenen angehören, entgegnete Theodorus, leben wir auch nur in dem unſichtbaren Reiche, aber hier iſt es nöthig, um der Schwachen willen und um allen Verirrungen vorzubeugen, auch dieſes innere Leben in einer beſtimmten äußern Form, das unſichtbare Reich in einer ſichtbaren Kirche darzuſtellen. Freylich diejenigen, welche vollkommen ſind in ſich, bedürften der Kirche nicht; aber um ſo mehr bedarf es einer Anſtalt, um

*) Röm. 14. 9.

alle zu dem Vollkommenen zu führen, die jeder, der in die Welt tritt, in ihren Schuz nimmt, damit er dem unsichtbaren Reiche erhalten werde.

Hiernach sollte es also, entgegnete Leopold, da es nur Ein unsichtbares Reich ist, auch nur in Einer sichtbaren Kirche sich darstellen; aber wie vertragen alle diese verschiedenen kirchlichen Anstalten, wie sie wirklich bestehen, sich mit demselben?

Sie alle, erwiederte Theoderus, bilden zusammen die sichtbare Kirche, so wie jede einzelne Kirche wieder in Gemeinden zerfällt, die ihrem innern Geiste und ihrer Einrichtung nach mehr oder minder von einander abweichen. Da nur träte irgend eine sichtbare Kirche in Widerstreit mit der unsichtbaren, sobald sie sich eine allein beseligende nennte, und das ewige, unendliche Reich auf die Ausdehnung ihres kirchlichen Verbandes beschränken wollte; sobald sie, was nicht ihr angehört, auch vom unsichtbaren Reiche ausschließt, und einen höhern Vorzug begehrt, als den, welchen nothwendig jede Kirche ansprechen muß: daß sie die

vollkommenſte Darſtellung des unſichtbaren Reiches und durch ſie der Weg zu demſelben am ſicherſten ſey.

Worin aber, fragte Robert, ſollen wir die Erforderniſſe einer vollkommenen Kirche und Darſtellung des unſichtbaren Reichs Gottes auf Erden ſehen?

Das erſte und unerläßlichſte, antwortete Urban, dächte ich, darin, daß ſie in der That auf Chriſtus, nicht auf Menſchenlehren und Satzungen gegründet ſey. Alle Kirchen, die wirklich auf Chriſtus gebaut ſind, ſtehen damit auch im Kreiſe des unſichtbaren Reiches, und die iſt die beſeligendſte, welche am meiſten in dem Mittelpuncte deſſelben ſteht. Was aber nicht auf dieſe Eine unſichtbare Kirche gegründet iſt, wird von ſelbſt ſich löſen, darüber wird die Zeit und Gott in der Zeit und Ewigkeit richten, ganz nach dem Worte eines Höhern: „einen andern Grund kann niemand legen, außer dem, welcher gelegt iſt, Jeſus Chriſtus. So aber jemand auf dieſem Grund bauet Gold, Silber, Edelſteine, Holz, Heu, Stoppeln, ſo wird eines jeglichen Werk offenbar werden;

der Tag wird es klar machen, denn es wird durch das Feuer offenbar werden.“ *)

So dürfte alſo, ſagte Leopold, kein Glied einer Kirche etwas Verdienſtliches darin ſuchen, daß es dieſer Kirche angehört?

Nein, verſetzte Theodorus, ſondern daß es Chriſtus angehört; Chriſtus können wir aber in allen Kirchen angehören, und durch ihn nur gehören wir der rechten Kirche an. „Er hat verkündigt im Evangelium den Frieden denen, welche ferne waren, und denen, die nahe waren; denn durch ihn haben wir den Zugang alle beyde in Einem Geiſt zum Vater.“ **)

Hiernach, verſetzte Robert, müßte alſo auch der letzte Zweck jeder Kirche ſeyn, die Menſchen nicht in ihren Schooß zu ziehen, ſondern in Chriſtus ihnen zu eröffnen den Zugang zum Vater.

Eben hierauf, ſagte Urban, deutet nicht allein dieſer, ſondern auch andere Ausſprüche der

---

*) 1 Cor. 3, 11 — 13.

**) Epheſ. 2, 17. 18.

Schrift. „Ihr seyd Gottes Haushalter, erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau, in einander gefügt, wächset zu einem heiligen Tempel in dem Herrn, auf welchem auch ihr mit erbauet werdet, zu einer Behausung Gottes im Geist.“ *) — „Auch ihr, als die lebendigen Steine, bauet euch zu dem geistlichen Hause und zum heiligen Priesterthume, zu opfern geistliche Gaben, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum.“ **)

So erschienen also, sagte Leopold, auch alle äußerliche Zwangsmittel und den Menschen auferlegte Übungen nicht als etwas Wesentliches, wie dieser im Mosaismus so viele waren, und wenigstens Eine Christliche Kirche ihrer fortdauernd eine große Zahl beybehalten hat?

So lange, entgegnete Theodorus, die Menschen in dem Unvollkommenen waren, bedurften sie eines Bandes von außen, das sie in den Schranken eines gewissen anständigen, geziemen-

---

*) Ephes. 2, 19—21.

**) 1 Petr. 2, 5.

den Lebens hielt; aber die Gnade iſt des Geſetzes und des Zwanges Ende. Durch Chriſtus ſind wir frey geworden und bedürfen der Satzungen des Levitismus nicht mehr. Nicht daß der, welcher in Gott vollendet iſt, durch ſolchen äußern Zwang etwas an ſeinem göttlichen Leben und ſeiner Freyheit verlöre; aber der Unvollkommene vermag nicht, ſo lange er im Zwange gehalten wird, zur rechten Freyheit zu gelangen und der vollen Gnade ſeines göttlichen Meiſters zu genießen. Ihn in Feſſeln einengen, heißt: ihm die Fülle des göttlichen Lebens entziehen, und durch nichts iſt die Chriſtliche Kirche mehr von ihrem Grunde und Urſprunge abgewichen, als da ſie zu den Satzungen und der Ordnung des Levitismus zurückkehrte, ganz gegen das oft wiederhohlte Verbot der Apoſtel, die nirgends klarer als über dieſen Punkt ſich ausſprechen. „Chriſtus iſt des Geſetzes Ende; wer an den glaubet, der iſt gerecht.“ *) — „Gott ſandte ſeinen Sohn, auf daß er die, ſo unter dem Geſetze waren,

*) Röm. 10. 4.

erlöſete, auf daß wir die Kindſchaft empfingen. Alſo iſt hier kein Knecht mehr, ſondern eitel Kinder." *) — „Habt ihr den Geiſt empfangen durch des Geſetzes Werke, oder durch die Predigt in dem Glauben? Seyd ihr ſo unverſtändig? im Geiſte habt ihr angefangen, und wollet ihr es denn nun im Fleiſche vollenden? Habt ihr denn ſo viel umſonſt erlitten?" **) — „Ich weiß und bin gewiß in dem Herrn Jeſus, daß nichts gemein iſt durch ſich ſelbſt; dem nur, welcher es für gemein rechnet, iſt es gemein." ***) — „So laſſet nun niemand euch Gewiſſen machen über Speiſe oder über Trank, oder über beſtimmte Feyertage oder Neumonde, oder Sabbater, welches iſt der Schatten von dem, das zukünftig war, aber das Weſen ſelbſt iſt in Chriſto." ****) — „Der ungeiſtlichen und altvetteliſchen Fabeln entſchlage dich, übe dich ſelbſt aber in der Gottſeligkeit; denn die

---

*) Gal. 4. 5. 7.

**) Gal. 3. 2—5.

***) Röm. 14. 14.

****) Coloſſ. 2. 16. 17.

leibliche Übung iſt zu wenig nütze, aber die Gottſeligkeit iſt zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens.“ *)

Beſonders merkwürdig, fiel Urban ein, war mir immer noch eine andere Stelle, worin der Apoſtel geradehin eine ſolche Verirrung vorausſagt, wie ſie wirklich ſpäter ſtatt fand. „Der Geiſt ſagt deutlich, daß in den letzten Zeiten werden etliche von dem Glauben abfallen und anhangen den verführeriſchen Geiſtern und Lehren der Teufel, die in Gleißnerey Lügen reden, gebrandmarkt am eigenen Gewiſſen, die verbieten ehelich zu leben und zu meiden die Speiſe, welche Gott geſchaffen hat zum Genuſſe mit Dankſagung für die Gläubigen und die, ſo die Wahrheit erkannt haben.“ **)

Sie verwerfen alſo, ſagte Leopold, obwohl die Werke des Geſetzes, doch gewiſſe kirchliche Anſtalten nicht, die dazu gegründet ſind, in dem

*) 1 Tim. 4. 7. 8.

**) 1 Tim. 4. 1 — 3.

Menſchen das göttliche Leben zu wecken und ihn in dem unſichtbaren Reiche zu erhalten?

Auf keine Weiſe, verſetzte Theodorus. Eine kirchliche Ordnung muß ſtatt finden, und dieſe iſt um ſo vollkommener, je weiter ſie von aller Engherzigkeit, aller kirchlichen Verbrüderung entfernt iſt, und den Menſchen nicht nöthigt, in gewiſſen äußerlichen Zeichen, frommen Formeln und dem Scheine eines gottſeligen Lebens das Heil zu ſuchen, ſondern ſofern die kirchliche Ordnung im Ganzen und alle Anſtalten im Kleinen dahin zwecken, den Geiſt zu erregen und den Menſchen zu dem Vollkommenen zu führen, nicht aber das innere Leben zu ertödten, oder nur als ein leerer Schmuck oder gar als eine Feſſel der Freyheit dazuſtehen; ganz nach dem Ausſpruche: „Er hat etliche zu Apoſteln geſetzt, etliche aber zu Propheten, etliche zu Evangeliſten, etliche zu Hirten und Lehrern, daß die Heiligen zugerichtet werden zum Werke des Amts, dadurch der Leib Chriſti erbauet werde, bis daß wir alle hinankommen zu einerley Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes und ein vollkommener Mann werde,

der da ſey in dem Maaße des vollkommenen Alters Chriſti.“ *)

Dieſem erhabenen Zwecke, die Gläubigen zu männlicher Reife in der Erkenntniß zu führen, ſagte Urban, widerſpricht aber nichts mehr, als ein Dienſt, den die Gläubigen ſelbſt nicht verſtehen, und die Verkündigung in einer Sprache, die ihnen gänzlich fremd iſt. Wunderbar, daß damals ſchon die Apoſtel gegen Mißbräuche kämpften, die nichts deſto weniger in ſpäterer Zeit immer mehr Raum gewannen; ſo wie Paulus ſagt: „ich will beten im Geiſt, und will beten auch im Sinn; ich will Pſalmen ſingen mit dem Sinn; wenn du aber ſingeſt im Geiſt, wie ſoll, der zur Claſſe der Ungelehrten gehört, das Amen ſagen zu deiner Dankſagung, da er nicht verſteht, was du ſageſt? Du dankeſt wohl ſein, aber der andere wird nicht davon gebeſſert.“ **)

Daher, ſagte Theodorus, bleibt auch das erſte und herrlichſte Mittel zur Verbreitung des Reichs Gottes die Verkündigung des gött-

*) Ephes. 4. 12—13.

**) 1 Cor. 14. 15—17.

lichen Wortes in ſeiner Kraft und Reinheit. „Wir haben ein feſtes, prophetiſches Wort, und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet, als auf ein Licht, welches ſcheinet in einen dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenſtern aufgehe in euren Herzen.“ *)

So müßte, verſetzte Robert, alſo auch ſtets der erſte und erhabenſte Beruf des Geiſtlichen ſeyn, dieſes feſte, prophetiſche Wort zu verkünden?

Allerdings der höchſte, entgegnete Theodorus, wenn gleich nicht der einzige, es öffentlich zu verkünden, ſondern es auch in dem Herzen jedes einzelnen durch That und Unterweiſung, je nachdem er deſſen bedarf, zu beleben, und jedem überall als ein treuer Helfer in dem Geſchäfte des Heils zur Seite zu ſtehen.

Welches aber, fragte Leopold, iſt das Verhältniß des Geiſtlichen zu ſeiner Gemeinde?

Die Schrift, antwortete Theodorus, beſtimmt dieß genau. „Wir ſind Gottes Mitarbeiter,

*) 2 Petr. 1. 19.

ihr seyd Gottes Ackerwerk und Gebäude." *) — „Nicht daß wir Herren seyen über euern Glauben, sondern wir sind Gehülfen eurer Freude, damit ihr stehet im Glauben." **) — „Weidet die Heerde Christi, so euch befohlen ist, nicht gezwungen, sondern williglich, nicht als die über das Volk herrschen, sondern werdet Vorbilder der Heerde." ***)

Diesem also, bemerkte Leopold, scheint zu widerstreiten, daß die Kirche ein Oberhaupt habe?

Ein sichtbares, entgegnete Theodorus, meinen Sie ohne Zweifel. Daß die sichtbare Kirche ein solches an die Spitze ihrer Anstalten setzet, um darüber zu wachen, darin kann ich keinen Widerspruch erblicken. Aber es nun auch jedem Christen zur Gewissenspflicht machen zu wollen, an die Nothwendigkeit eines solchen Oberhauptes, oder gar an dessen Unfehlbarkeit oder eine ihm durch Gott verliehene Macht und Herr-

*) 1 Cor. 3. 9.

**) 2 Cor. 1, 24.

***) 1 Petr. 5. 23.

ſchaft über die Kirche zu glauben, iſt geradehin unchriſtlich und der reinen Lehre des Evangeliums entgegen. Denn wir haben nur Ein unſichtbares Haupt der Einen unſichtbaren Kirche, das allen Chriſten, allen Kirchen angehört. Außer dieſem und der unſichtbaren Kirche iſt kein Heil, wohl aber iſt dieſes außerhalb der Gemeinſchaft einer beſondern Kirche zu finden. „Und iſt in keinem andern Heil, iſt auch kein anderer Name den Menſchen gegeben, darin wir ſollen ſelig werden.“ *) — „Er iſt aller zumal Ein Herr, reich über alle, die ihn anrufen.“ **) — „Ein jeglicher Prieſter iſt eingeſetzt, daß er alle Tage Gottesdienſt pflege und oftmals einerley Opfer thue, welche nimmermehr können die Sünde abnehmen. Dieſer aber, da er hat ein Opfer für die Sünde geopfert, das ewiglich gilt, ſitzt er nun zur Rechten Gottes; denn mit Einem Opfer hat er in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden.“ ***)

*) Ap. Geſch. 4. 12.

**) Röm. 10. 12.

***) Hebr. 10. 11. 12. 14.

Daher, ſtimmte Urban ein, ſcheint mir auch nichts mehr dem Chriſtenthume zu widerſtreiten, als ein Levitiſches Prieſterthum und die Anſicht, als ob der Geiſtliche ein Prieſter ſey.

Wohl, ſagte Theodorus in heiliger Begeiſterung, das iſt die hohe, vom Himmel geoffenbarte Lehre: Ein unſichtbares Reich, Ein Vater im Himmel, Ein Mittler zwiſchen ihm und ſeinen Kindern, Ein Prieſter, Ein Opfer, Eine Verſöhnung, Ein Glaube an ihn, Eine Taufe auf ihn, Ein Leben und Erquicktſeyn in ihm, Ein Geiſt der Wahrheit, der von ihm und dem Vater. Alles andere iſt Wahn, und es giebt keine größere Verirrung, als unſer Heil noch von etwas anderm, als von dem reinen Glauben an Gott und Chriſtus, und von dem Leben in Gott und Chriſtus abhängig machen, und gleich als ob ſein Opfer, ſeine Vermittelung nicht vollkommen wäre, da noch vermitteln zu wollen, wo unſer hochherrlicher Mittler uns getauft hat mit Geiſt und Blut, und Verſöhnung gebracht in Liebe und Tod.

So käme es alſo auch keinem Menſchen

zu, fragte Leopold, zu richten über den Glauben ſeiner Brüder?

Die Schrift, entgegnete Theodorus, antwortet hierauf: „wer will die Auserwählten Gottes beſchuldigen? Gott iſt hier, der gerecht macht. Wer will verdammen? Chriſtus iſt hier, der geſtorben, ja vielmehr der auch auferweckt iſt. *)" — „Du aber, was richteſt du deinen Bruder? Oder du andrer, was verachteſt du deinen Bruder? Wir werden alle vor dem Richterſtuhle Chriſti dargeſtellt werden." **) — „Dort werden wir alle offenbar werden, daß ein jeglicher empfange, nach dem er gehandelt hat bey Leibes Leben, es ſey gut oder böſe." ***) Darin aber beſteht unſer göttliches Erbe, unſer Chriſtliches Recht und unſre evangeliſche Freyheit, daß wir der Obrigkeit in weltlichen Dingen das Richtſchwerdt überlaſſen, doch ſo, daß ihre Hand es nicht faſſen könnte, wenn nicht Gottes Hand es ihr darreiche, und ſie nur rich-

*) Röm. 8. 33. 34.

**) Röm. 14. 10.

***) 2 Cor. 5. 10.

tet, um gerichtet zu werden, wir aber in geiſtlichen Dingen keinen Richter anerkennen, als Chriſtus, den Geiſt Gottes und unſer Gewiſſen.

So ſtände alſo, ſagte Robert, am Ende auch nur dem Wiedergeborenen das Recht zu, in dieſen Dingen zu entſcheiden?

Nur, erwiederte Theodorus, wer ſelbſt geiſtlich gerichtet iſt, vermag zu richten in geiſtlichen Dingen. Des Menſchen Wiſſen und Erkenntniß, ſo lange er nicht von dem Geiſte Gottes erleuchtet worden, iſt Thorheit vor Gott, und nicht die Vernunft des Menſchen, ſondern allein die des erleuchteten Menſchen, vermag das Geheimniß Gottes zu ergründen und auszulegen. „Der natürliche Menſch vernimmt nichts vom Geiſte Gottes; es iſt ihm eine Thorheit und kann es nicht erkennen, denn es muß geiſtlich gerichtet ſeyn; der Geiſtliche aber richtet alles und wird von niemand gerichtet.“ *) Der Geiſtliche aber iſt allein der, deſſen Wille frey, deſſen Herz rein, und deſſen Geiſt von

*) 1 Cor. 2. 14. 15.

dem höhern Geiſte erleuchtet iſt, der Wiedergeborene.

Wer aber, fragte Leopold, könnte ſolcher Vollendung ſich rühmen?

Eben darum, entgegnete Theodorus, richte keiner den andern, „das richte vielmehr jeder, daß niemand einem Bruder einen Anſtoß oder Ärgerniß darſtelle.“ *)

Muß damit, wandte Leopold ein, nicht aber am Ende die Einheit des Glaubens ſich löſen, Gleichgültigkeit gegen jede Verirrung und Duldung derſelben und jeder Meinung entſtehen?

Wir, entgegnete Theodorus, richten keinen, er richtet ſich nur ſelbſt. Die kirchliche Zucht ſoll jeden nöthigen, nun auch äußerlich in Worten und Thaten das göttliche Leben darzuſtellen, wodurch er allein nur mit Chriſtus und ſeiner Kirche Gemeinſchaft hat. Eben damit, daß er dieß nicht thut, und beharrlich aller Mahnung zum Beſſern widerſtrebt, ſagt er ſich ſelbſt los von der Gemeinde des Herrn; wir verdammen ihn nicht, aber wir können auch nicht mit den

*) Röm. 14. 12. 13.

Unreinen und Ungläubigen, welche den Herrn mit Wort oder That verläugnen, Gemeinschaft haben; und „das ist der Widerchrist, der den Vater und den Sohn läugnet.“ *)

Mag dieß, entgegnete Theodorus, jeder durch ernstliche Prüfung selbst entscheiden und seinen Glauben vergleichen mit jenen Aussprüchen der heiligen Schrift. Dabey wollen wir aber nicht vergessen, daß wir vielleicht bey allem Streben nach Unpartheylichkeit dennoch, uns selbst unbewußt, in dem Glauben der unsrigen befangen sind. In Liebe und Frieden wollen wir neben den andern und unter ihnen dastehen, vertrauend, daß sie, wenn auch nicht wie wir Paulus, Petrus oder Apollo, doch alle Christus angehören. „Darum rühme sich niemand eines Menschen; es ist alles euer, es sey Paulus oder Apollo, es sey Kephas oder die Welt, es sey Leben oder Tod, es sey das Gegenwärtige oder Zukünftige, alles ist euer, ihr aber seyd Christi, Christus aber ist Gottes.“ **)

---

*) 1 Joh. 2. 22.

**) 1 Cor. 3. 21—23.

Während des Gespräches war die Nacht herangekommen. Um den edlen Greis, bey seiner lebendigen Theilnahme an dem Gespräche nicht allzu sehr zu ermüden, entfernten sich nun die Freunde von ihm und begaben sich hinunter in den Speisesaal. Hier ließen sie sich zu einem Mahle nieder, ganz ähnlich den Liebesmählern, wie diese die ersten Bekenner unseres hochgefeyerten Meisters zu halten pflegten. Sie sprachen bis spät in die Nacht hinein mit einander von dem Reiche Gottes, von dem hohen, herrlichen Berufe eines treuen Verkünders des göttlichen Wortes und dem seligen Tode eines vollendeten Christen.

Achtes Kapitel.

Wie oft eine Flamme, dem Erlöschen nahe, noch einmal lichter auflodert, und dann, nachdem sie den letzten Brennstoff verzehrt, völlig erlischt: so schien die große Lebendigkeit des

ehrwürdigen Theodorus an diesem Tage das letzte Auflodern seines erlöschenden Lichtes. Von nun an neigte es sich sichtbar mit ihm zu Ende, und in ängstlicher Erwartung sahen die Freunde der Stunde seiner Auflösung entgegen. Alle freuten sich des tiefen Friedens und der vollen Heiterkeit seines Geistes, die immer mehr zu freudigster Beseligung in ihm zu werden schien, je näher er dem lichten Reiche trat. Um ihn durch Reden nicht allzu sehr zu ermüden, besuchten sie ihn nur einzeln; Cäcilie trennte sich kaum mehr von ihm, und sah man sie um den erbleichenden Greis, so schien sie wirklich ein aus der Lichtwelt herüber gesandter Seraph, um zart und sanft die Erdenfesseln ihm zu lösen. Er sprach oft von Heinrich, seinem theuren Sohne, mit ihr; sie hatte ihm keinen Gedanken ihres Innern verborgen, und er segnete freudig den Bund zweyer Wesen, die einander so werth waren. Dieß war wohl noch ein stiller Wunsch in ihm, den Erwarteten noch einmal zu sehen; aber welcher Sterbliche träte aus dieser Welt, der nicht wenigstens Einen Wunsch dahinten ließe?

Mädchen aus dem Dorfe brachten Cäcilien einen Strauß Veilchen; es waren die erſten, welche den nahenden Frühling verkündeten. Wie wird der gute Theodorus ſich freuen, dachte ſie, und trug ihm die Blumen hinauf. Mit ſtillem Wohlgefallen ſah der Greis die Veilchen an. Wie ſie lieblich duften, ſagte er, und wie manche holde Erinnerungen in meine Seele mit den Blumen zurückkehren! So brachten mir oft meine Kinder die Blumen, und alle wetteiferten immer, die erſten Veilchen zu bringen. Iſt mir es doch, fuhr er fort, als ob ich mich ihnen jetzt beſonders nahe fühle und die Mutter mir mit den Kindern Blumen reiche. — Er fühlte es, ſeine Kniee wankten; er ließ ſich auf einen Stuhl nieder, heiter ſchien die Abendſonne durch die Scheiben. Ja, ſagte er, ich fühle es, die Erde bringt mir keine Blumen mehr; die ſchönern, unſterblichen Blüthen winken von jenſeits. Rufe mir doch den Vater und die andern Theuren, liebe Tochter.

Es war dieß ſein letzter Wunſch, und mit ſo ſchwerem Herzen hatte Cäcilie noch keiner ſeiner Bitten gehorcht. Die Freunde traten

herein, der alte Harder, Robert, Leopold und Urban, welcher letztere keinen Tag vorübergehen ließ, ohne nicht eine Stunde herüber zu kommen. Schweigend und in ernster Erwartung ſtanden ſie um den ehrwürdigen Greis.

Ja Kinder, ſagte dieſer, nun geht es zu Ende; — wie wir gewöhnlich ſprechen, fuhr er nach einer Pauſe fort; denn beſſer ſollten wir ſagen: nun beginnt der freudigſte Anfang. Ach die beyden in mir wollen ſich nicht mehr vertragen; der eine iſt matt und müde und verlangt nach der ungeſtörten Ruhe; der andere regt ſich immer ſtärker und freudiger, und es wird ihm ſo enge hier. — Das Reden fing ihm an ſchwer zu werden. — Trauert nicht, lieben Kinder, wenn ich heimgehe, fuhr er nach einer Weile fort, freuet euch mit mir. Nochmals Dank für eure Liebe und den Frieden Gottes euren Herzen. — Er faltete ſeine Hände, ſeine Augen ſuchten den Himmel, ſein Blick glänzte in dem ſeligſten Lichte; der Glanz erloſch und die Augen ſchloſſen ſich nicht wieder, bis Harder dem geliebten Freunde ſie zudrückte.

Mit freudig trübem Blicke ſahen die Freunde einander an. Eine Thräne ſank aus Cäciliens Auge. Ach, ſagte ſie, meine Augen hat er mir geöffnet, die ſeinen ſind nun für immer geſchloſſen. Selig, unterbrach ſie der Vater, wer in ſolchem Frieden hinüber tritt! Ja ſelig, ſetzte Leopold hinzu, wer geht und ſagen kann: ich habe eine Seele vom Tode gerettet!

Die Nachricht von ſeinem Tode erregte in der ganzen Umgegend große Trauer. Man hatte die Leiche auf ein Ruhebette niedergelegt, und viele Landleute kamen, ihren lieben Vater noch einmal zu ſehen. Es nahte der Tag, da man die müden Glieder zur Ruhe-Stätte brachte. Cäcilie hatte die Veilchen wohl aufbewahrt; ſie legte den Strauß in die gefalteten Hände des Schlummernden. Denn auch ſein Frühling, ſagte ſie, iſt gekommen, und dieſe letzte Gabe verſchmäht er wohl nicht.

Ein langer Zug von Landleuten begleitete die Leiche, welche abwechſelnd von jungen Männern getragen wurde. Als man auf dem Kirch

hofe anlangte, ſetzte man den Sarg nieder; der Deckel ward abgenommen, und alle erbauten ſich an dem Anblicke des wie in ſtillem Gebete Eingeſchlummerten, den ſie alle innig liebten und von dem ſie nun den letzten Abſchied nahmen. Ein alter, ehrwürdiger Geiſtlicher aus der Nähe, der es ſich nicht hatte nehmen laſſen, ſeinem verſtorbenen Freunde den letzten Dienſt der Liebe zu erweiſen, wozu auch Urbon ſich zu bewegt fühlte, hielt eine kurze Rede bey dem geöffneten Sarge. Er ſprach davon, wie treu und redlich der Selige es ſtets gemeint, mit wie unermüdlicher Liebe er gewirkt, ſo lange ihm der Herr das Leben verlieh, wie er ſo recht eigentlich den Dienſt des Herrn zu ſeiner täglichen Speiſe gemacht und nicht anders gedacht und gebetet habe, als wie der Heiland: Vater, nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe! und was für ein ſeliger Tod es ſey, ſo geliebt und verehrt wie er, ſo freudig und ſtille in ſich, in das lichtere Reich hinüber zu treten. Und nicht thut es noth, ſchloß er, daß wir für ihn beten, der hier ſchon dem Himmel angehörte, aber für uns laßt uns beten, daß der Vater ſtets recht hell und licht ſein Leben uns möge vor Augen halten, damit das unſrige dem ſeinigen ähnlich, und auch unſer Tod gleich ſey dem ſeinigen. Und auch für mich, ſetzte er hinzu, fügt eine ſtille Bitte bey, daß der Herr mir ein ſo ſeliges Scheideſtündlein ſchenken möge.

Der Greis neigte ſein Haupt in ſtillem

Gebete, und alle ſenkten ihre Blicke mit ihm. Der Deckel ward auf den Sarg gelegt und dieſer in das Grab gelaſſen. Die herabfallenden Schollen, und dazwiſchen das laute Schluchzen Einzelner, unterbrach zuweilen das feyerliche Schweigen der heiligſten Andacht.

Mit dem Greiſe erhoben alle den Blick wieder zum Himmel empor. Die müden Glieder, ſagte er, haben wir nun der Ruhe übergeben, der freudige Geiſt iſt heimgegangen zu dem Vater. Aber ſo unter uns ſich einer befände, ſchloß er, deſſen Herz noch verhärtet wäre, möchten es endlich doch die Thränen erweichen, die jetzt aus ſeinen Augen fielen. Er ſprach den Segen über die Verſammlung, die ſich mit ſtillem Anſtande entfernte.

Auf alle unſere Freunde, beſonders auf Cäcilie, hatte der Tod des edlen Theodorus einen tiefen und erſchütternden Eindruck gemacht. Früher ſchon waren Verhältniſſe eingetreten, welche Harder zu einer Reiſe und Abweſenheit von mehreren Wochen nöthigten, und er hatte bloß um Theodorus willen die Reiſe aufgeſchoben. Dieſe trat er nun, um Cäcilie etwas aufzuheitern, mit ihr und ihrem Bruder an. Nach ihrer Rückkehr wollte Robert ſich mit Leopold zu ihrem Regimente begeben, und beyde wollten die Einleitung treffen, ſich gänzlich von den Kriegsdienſten loszuſagen. Die Zwiſchenzeit wollte Leopold in ernſter Betrachtung und Erinnerung des verehrten Abgeſchiedenen mit Urban hinbringen, und damit die Wohnung des

Freyherrn nicht ohne Aufſicht bleibe, hatte er dort ſeinen beſtändigen Aufenthalt genommen. Und hier war es, wo Heinrich ihn unerwartet traf.

Neuntes Kapitel.

Heinrich hatte ſeinem Freunde ſchon vergeben, bevor ihm dieſer ausführlich ſeine Geſchichte erzählt hatte. Nun vollends, als er alle Leiden deſſelben vernommen, ſchien ihm deſſen That nur allzu ſchwer gebüßt. Aber dennoch, ſagte er, möchte ich nicht, daß du eines dieſer Leiden nicht erlitten hätteſt, da ſie dich nun zum Heile geführt haben.

Urban kam am folgenden Tage zu Leopold herüber. Heinrich freute ſich, in demſelben einen jungen Mann wieder zu erkennen, mit dem er früher zwar nicht in nähern Verhältniſſen geſtanden, aber deſſen Tüchtigkeit und kräftige Jugend ihm Vertrauen und Achtung abgewonnen hatte. Alle drey beſuchten mit einander das Grab ihres von allen gleich geliebten Theodorus. Leopold äußerte den Wunſch, nun auch äußerlich völlig zu dem Bekenntniſſe eines Mannes überzutreten, deſſen hohem Chriſtlichen Glauben und treuer Sorge um ſeine

Seele er allein den Frieden und die endliche Verſöhnung in ſich verdanke. Aber dieſem widerſetzte ſich Urban ſowohl, als Heinrich. Willſt du, ſagte dieſer, einen Glauben, dem du ein ganzes Leben über angehört haſt, ſo ſchnell gegen eine Überzeugung vertauſchen, die du nun kaum einige Monate theilſt? Laß wenigſtens erſt eine längere Zeit in ernſter Prüfung hingehen, und dann, kannſt du dich länger mit deiner Kirche nicht vertragen, folge dem, was des Herzens Stimme fordert.

Ohnehin wiſſen Sie ja, ſagte Urban, wie friedlich und liebevoll der Selige in dieſem Puncte dachte, und wie weit er entfernt war, zu ſeinem Glauben irgend einen herüberziehen zu wollen, dagegen deſto eifriger arbeitete, alle zu Chriſtus zu führen.

Leopold dankte ſeinen Freunden für dieſe Zurechtweiſung. Am Ende, ſagte er, bedarf es überhaupt eines Übertrittes nicht, ſondern nur eines Zurücktrittes zu Chriſtus, und dieſen immer mehr zu gewinnen, ſoll von nun an mein ernſtliches Beſtreben ſeyn. Er hatte die Abſicht, ſich auf ſeine Güter zu begeben, um hier, wo möglich, durch ein deſto tüchtigeres Wirken für das Wohl der Menſchen einen Theil der verſäumten Zeit wieder einzubringen. Zugleich war noch ein anderes Gefühl in ſeiner Seele: er wußte, Harders würden in dieſen Tagen zurückkehren, und hier, fürchtete er, möchte doch ſeine Gegenwart bey dem erſten freudigen Zuſammentreffen der Freunde ſtörend ſeyn.

Er beſchloß daher, voraus zu reiſen und Robert in einer Stadt am Rheine zu erwarten.

Es war in der Nacht vor ſeiner Abreiſe. In ernſter Betrachtung ging Leopold in ſeinem Zimmer auf und nieder. Sein vergangenes Geſchick trat vor ſeine Seele, und deſſen wunderbare Verknüpfung mit den Schickſalen anderer befreundeter Weſen, deren Lebenspfad neben dem ſeinigen hingeführt und ihn oft gerade durchkreuzt hatte. Wie furchtbar, dachte er, greift doch oft ein Menſch in das Daſeyn des andern bloß dadurch ein, daß er nur neben dem andern ſteht, abſicht- und willenlos an demſelben hinſtreift! Sein bloßes Vorüberſchweben ſchon ſcheint in dem andern, durch geheime Beziehung, Kräfte, die gebunden ſind, zu löſen und eine Gährung, einen innern Krieg hervorzurufen. Welche Macht übte ſogleich deine erſte Erſcheinung, unglückliche Clorinde, über mich, und welchen Kampf erregte der friedliche, ruhige Freund, dieſe liebevolle Seele, in dir, ſo daß du am Ende ganz erlagſt! Aber warum iſt nicht auch er unterlegen? Warum konnte deine Liebe, mein Haß ihn nicht gefangen nehmen?

O, ſeufzte er, du haſt dich ſelbſt bewahrt, du Herrlicher, und das Höhere feſtgehalten; wir haben überall nur dem eigenen Verlangen gehorcht und ſind ſo verloren gegangen durch die Macht des Verhängniſſes. Aber ſelbſt auch Anſelmo, was hat er erreicht mit ſeiner ſchlauen Liſt, furchtbaren Gewalt und Anmaßung? Was

habe ich vermocht, da ich mit blutiger That in dein Schicksal eingriff? Oder wären wir nur Diener des Geschickes, wenn wir als stumme Werkzeuge demselben bewußtlos gehorchen, und wirkte dann nur seine Macht furchtbar durch uns, wenn es uns willenlos gegen den andern stößt? Verlöre dagegen unsere That ihre Kraft, wenn wir mit bösem Willen und berechnetem Plane eingreifen in das Geschick des andern, weil nun auch dieser seinen Willen waffnet und ihn dem unsrigen entgegen wendet? Oder weil unser Streben nur ein Widerstreben gegen das Schicksal ist, und nun dessen gewaltigere Hand uns selbst faßt und unser Eingreifen in das Glück des andern, und den Pfeil nach dem Schützen zurückschnellt, der ihn von seinem Bogen abschoß? Oder weil es das Geschick des anmaßlichen Führers und des Geführten an einander knüpft, so daß dieser zwar sinkt, aber jenen im Sturze mit sich hinabzieht, und damit beyde nur vollenden das Gebot eines Höhern, der zwar den Sturm eine Weile toben läßt, aber ihn dann bedräuet zu seiner Stunde, und seine Sonne wieder heraufführt, die mild und linde, dennoch stets den Sieg behauptet über das Grauen der zerstörenden Macht?

Doch, unterbrach er sich selbst, wohin schweifen wieder meine Gedanken? Bin ich noch immer nicht am Ziele der Verirrung? Muß, wo das Herz endlich das Bessere fühlt, der Geist noch irren? Was ist Schicksal, was ist Ungefähr? Es ist nur des Verirrten eigener

Trug, womit er ſich ſelbſt ſchreckt und ängſtigt. Wer treu der ewigen Liebe ſich hingiebt, der ſteht bewahrt durch ihre Huth; kein Schickſal, kein Zufall hat Macht über ihn. Darum, mein Theodorus, mußte alles dazu dienen, dich dem Ewigen immer feſter zu vereinen; darum vollbrachteſt du überall hohe Thaten, weil du verſtandeſt die Winke der Liebe, die dich ſandte. Ja das iſt das tiefe Geheimniß, das ſich durch deine Hülfe mir aufſchloß: gegeben iſt uns die Wahl und Freyheit, das Göttliche zu ergreifen, und wählen wir dieſes nicht, ſo hört überhaupt in der Schuld und Sünde alle Wahl und Freyheit für uns auf. Freywillig gehen wir überall, die Wahl iſt unbeengt, und doch werden wir geführt überall und die Liebe triumphirt über alles Widerſtreben. Entweder wir weihen uns ihr willig zum Dienſte, und wir wandeln ſicher auf dem Wege der Liebe dem hohen Ziele entgegen; oder wir betreten den eigenen, abweichenden Pfad, und ſtürzen uns ſelbſt in das Verderben; aber die ewige Ordnung, welche die Liebe in ihrer Huth hat, wird nicht geſtört durch unſer Widerſtreben, nur unſer eigenes Heil geht verloren. —

Erſt gegen den Morgen ſchlummerte er in dieſen Betrachtungen ein, ſo daß ſein Diener, als er um die angewieſene Stunde kam, ſeinen Herrn noch ſchlafend fand, und dieſer, da er aus ſeinem Zimmer trat, Heinrich, der ihn eine Strecke begleiten wollte, ſchon völlig angekleidet und reiſefertig traf. Leopold

ſchickte ſeinen Diener mit den Pferden nach einem nahen Städtchen voran; er ſelbſt ging mit Heinrich zu Urban hinüber. Mit Dank und Rührung nahm er von dieſem wohlwollenden Freunde Abſchied, Heinrich aber bat er, ſeiner eigenen Betrachtung mit ſich ſelbſt zuvor noch eine Stunde auf dem Grabe des edlen Theodorus zu geſtatten, von wo er ihn dann zu weiterer Begleitung abhohlen möge.

Heinrich folgte um die beſtimmte Zeit. Er gedachte, wie von allen den noch lebenden Freunden auch nicht einer ſey, der nicht eine hohe Wohlthat aus der Hand des edlen Greiſes empfangen habe. Um ſo mehr war er betroffen, da mit einem Male, als er dem Kirchhofe nahe war, Waffengeklirre die milden, faſt wehmüthigen Töne ſeines Innern unterbrach, und mit Schrecken ſah er, als er über die Mauer des Friedhofes hinblickte, Leopold im Zweykampfe mit der hohen, ernſten Geſtalt eines Mannes, der hitzig auf ihn eindrang, und deſſen Streiche Leopold ſichtbar nur abzuwehren und unſchädlich zu machen bemüht war. Entſetzt fuhr Heinrich zurück, und trat dann eilend zur Thür des Gottesackers mit dem Ausrufe hinein: O Albert, Albert, ſtöre nicht die Ruhe des Schlummernden! Beyde Kämpfer fuhren bey dieſem Zurufe plötzlich aus einander und warfen, auf den Freund zueilend, die blinkenden Waffen in das Gras, das wie mit einem ſchwellenden, grünen Teppiche die Grabhügel überdeckte.

Wirklich war es Albert, der Mahler.'

Iſt dir auch ſchon, wenn du von einem Freunde ſchiedeſt, nachher zu Muthe geweſen, als ſeyeſt du allzu kalt von ihm geſchieden und habeſt ihm nicht herzlich genug deine Liebe gezeigt; und haſt du dann ein ſehnliches Verlangen in dir gefühlt, den Abſchied zu erneuern, nochmals zu dem Freunde umzukehren und dann erſt zu ſcheiden, wenn du ihn haſt in dein Herz blicken laſſen und ihm die ganze Innigkeit deiner Liebe gezeigt: ſo weißt du, wie Albert zu Muthe war, nachdem er ſeinen Freund verlaſſen hatte. Er ſetzte noch drey Tagereiſen ſeinen Weg fort, aber immer unheimlicher ward es ihm in ſeinem Sinne. Zugleich kam ihm der Zweifel: wird nicht der Freund doch glauben, du habeſt ihm ein ſchwerzliches Opfer gebracht? und du miedeſt es, ihn mit dem hohen Gute ſeiner Wünſche zuſammen zu ſehen? Und Theodorus, der edle Greis, wie bald vielleicht iſt ſein Leben abgelaufen! Sollteſt du nicht auch ihn nochmals ſehen, ihm nochmals danken für die Rettung, die er dir gebracht hat? —

Dieſe Betrachtung bewog ihn, umzukehren und ſeinem Freunde nachzueilen, um durch ſeine Freudigkeit allen zu zeigen, wie wenig er ſelbſt entbehre bey ihrem Glücke. Schon dem Orte nahe, wo er Theodorus zu finden hofft, geht er an dem Kirchhofe vorüber. Hier ſieht er einen Offizier auf ſein Schwerdt geſtützt, in der Uniform des Regimentes, bey welchem er

gedient hatte. Dieß erregt ſeine Aufmerkſamkeit, und ſeine Verwunderung ſteigt noch höher, als ihm bey einer Bewegung der Unbekannte den Blick entgegen wendet und er den Baron in ihm erkennt. Aber mit ſeinem Staunen erwacht auch gleich mächtig ſein Kriegerzorn in ihm. — Alſo in dieſer Tracht, in der ſo viele edle Kämpfer für die Befreyung des Vaterlandes gefallen waren, und in ihrer Zahl der Unwürdige?

Leopold ſchlug den Blick beſchämt vor dem Nahenden nieder. Dann reichte er ihm die Hand mit den Worten entgegen: auch du hier, Freund? Dieſe Anrede entflammte vollends den Gereizten bis zur höchſten Wuth. Des Freundes Mörder biſt du, rief er, aber nicht mein Freund, und nicht werth dieſer Waffen, der du den Dolch geführt haſt.

O beſinne dich doch, entgegnete Leopold; richte nicht, bis du alles weißt.

Ich weiß alles, rief dieſer, und ſeine Hand lag an dem Schwerdte. Vor mir ſollſt du dich nicht rein lügen.

Verſtehe mich doch, ſagte Leopold; wenigſtens um deſſen willen, der hier im Grabe ruht und mir vergeben hat, bändige dich und deinen Grimm.

Wohl, ſagte Albert, war es dein Wille, daß der Edelſte in die ewige Nacht hinabſinken ſollte; das fordert Rache von Freundes Hand. Haſt du wirklich je dieſe Waffen ge-

führt, ſo wehre nun ab mit deinem Schwerdte mein Schwerdt.

Alle Entſchuldigungen Leopolds dienten nur dazu, das Mißverſtändniß immer mehr zu erhöhen und die Wuth ſeines Gegners anzufachen. Er ſahe ſich endlich genöthigt, um dieſen von ſich abzuhalten, zu dem Schwerdte zu greifen; aber ſo ſehr er ihm auch in der Kunſt, dieſes zu führen, überlegen war, ſo würde er doch kaum ſtark genug geweſen ſeyn, deſſen immer mächtiger und häufiger fallende Streiche abzuwehren, wäre nicht gerade noch zu rechter Zeit Heinrich dazwiſchen getreten.

Durch ihn fand das Mißverſtändniß der beyden Kämpfenden ſchnell ſeine Löſung. Beſchämt über ſeine eigene Verirrung und zürnend über ſich ſelbſt, bat nun Albert, der eben noch ſo trotzig gerichtet hatte, um Verzeihung. Eine Thräne fiel aus ſeinen Augen auf das Grab des herrlichen Greiſes, deſſen Ruhe er fürchtete, durch ſein ſchnell auflodernde Zürnen noch im Grabe geſtört zu haben.

Nein, ſagte Leopold, ſtehe ſo betroffen nicht da. Auch hierin erblicke ich eine Lenkung der höhern Macht; denn auch der letzte Unmuth ſollte aus unſern Herzen weichen, und darum nur ließ ſie dich fehlen, damit du dem Fehlenden ganz vergeben könneſt.

Wohlan, ſtimmte Heinrich ein, unauflöslich ſey von nun an der Bund zwiſchen uns, den ein unglückſeliges Verhängniß getrennt hatte.

Erreichte den beyden Freunden die Händ
ſie ſchlugen ihre Hände über der ſeinigen
ſammen, und wie dort in dem Anblicke
Domes von Sanct-Peter, ſtanden nun
drey, verſöhnt und neu vereint, Hand in H
bey dem Grabſteine des ſeligen Theodorus

Dann ſchied Leopold, ſeine Reiſe an
tend; die bey den andern kehrten nach dem Le
ſitze des Freyherrn zurück. Als ſie die H
erreichten, von wo ſich zuerſt dem Blicke
heitere Wohnung darbietet, ſahen ſie vor
Thür derſelben einen Wagen halten, und z
Männer und eine Frauengeſtalt in weißem
wande ausſteigen. Denn Theodorus hatte
gebeten, bey ſeinem Tode keine Trauerklei
anzulegen. Wir, ſagte er, ſollten wir auch
trauern, wo einem Freunde etwas Freudi
begegnet. Und giebt es etwas Freudigeres,
heimzukehren zu dem Vater?